RAMONES THE LIBERTINES THE BLACK CROWES BRUCE SPRINGSTEEN

MÄRZ 2024
AUSGABE 353

RollingStone

GERMANY

DUA LIPA
über Brit-Pop, Instagram und den Gaza-Krieg

THOMAS HITZLSPERGER
über Homophobie im Fußball und die EM

JULIA HOLTER
über Ozeane, Babys und die Beatles

BOB MARLEY
Seine Familie spricht über das neue Bio-Pic

THE POLICE

IHR RUHM UND DAS ENDE

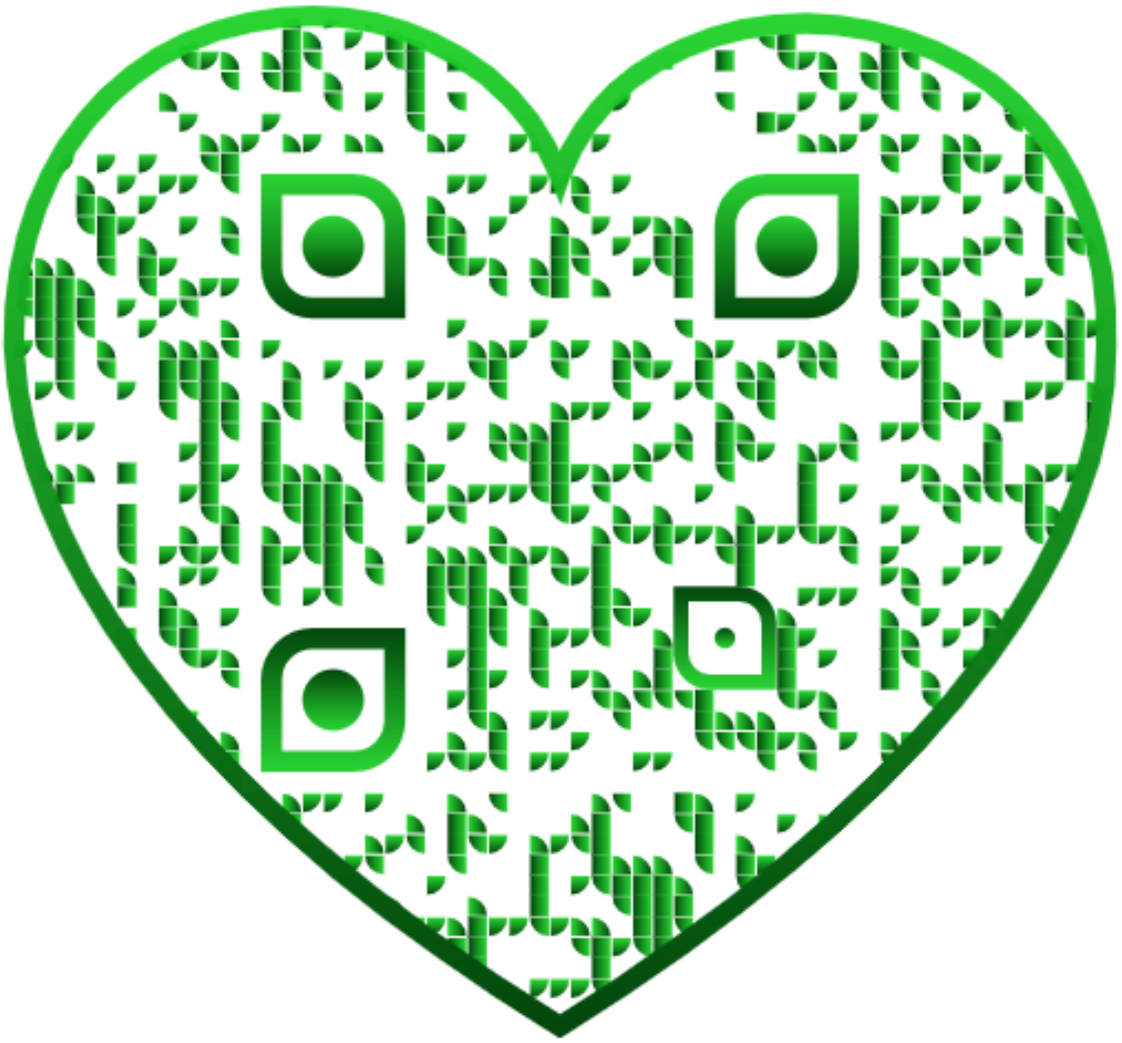
40 Jahre Stings Ausstieg nach „Synchronicity“
Plus: Die besten Abschieds-Alben großer Bands

D: 8,90 € - A: 9,70 € - CH: 15 SFR

4 194024 108906 03

THE POLICE - DUA LIPA - JULIA HOLTER - RAMONES - THE LIBERTINES - BOB MARLEY - THE BLACK CROWES - BRITTANY HOWARD - STEVE HACKETT - THOMAS HITZLSPERGER

AUSGABE 353 MÄRZ 2024



Life's A Trip
PACK FOR THE UNEXPECTED WITH PREMIUM
HARDSHELL LUGGAGE AND TRAVEL ESSENTIALS.
THE FINEST QUALITY
THE
Herschel
SUPPLY CO. BRAND
TRADE MARK

Kunst im Abo

Christoph Bouet hat zwei wunderbare Lithografien exklusiv für ROLLING-STONE-Abonnenten gefertigt

Christoph Bouet, Maler und Musiker aus Gommern in Sachsen-Anhalt, hat bereits sechs Alben als Bouet veröffentlicht, zuletzt das von uns hochgelobte *„Roadkill Madness“*. Kaum ein anderer Künstler lebt so konsequent ein Doppelleben als Songwriter und Maler. Bouet arbeitet mit Farben und Tönen, mit Texten und Zeichnungen. Für den ROLLING STONE hat er zwei Porträts von John Lennon und Paul McCartney gezeichnet, die als hochwertige Lithografien, jeweils limitiert auf 60 nummerierte und handsignierte Exemplare, exklusiv als Wahlprämie für ein 2-Jahres-Abo erhältlich sind. Hergestellt im Lithographischen Atelier Leipzig, in dem auch Neo Rauch fertigen lässt. Zu bestellen unter rollingstone.de/abo

FOTOS/CHRISTOPH BOUET (2)

30 JAHRE RollingStone GERMANY

Wir feiern Geburtstag

Die Vorbereitungen laufen, der Schaumwein ist kaltgestellt

Ende Oktober vor 30 Jahren erschien die erste Ausgabe des deutschen ROLLING STONE. Für uns Grund genug, schon jetzt in die Jubiläums-Feierlichkeiten einzusteigen. Ab der kommenden Ausgabe finden Sie in jedem Heft unsere schönsten, spektakulärsten und peinlichsten Erinnerungen an 30 Jahre ROLLING STONE. Im Web geht es schon jetzt los – mit einem Voting der besten Cover aus 360 Ausgaben unseres Magazins, die wir in den kommenden Wochen jahrgangsweise online stellen. Als Leserin und Leser können Sie abstimmen – und tolle Preise gewinnen. Außerdem: Die besten Storys, Zitate und Rankings der vergangenen Jahre. Mehr dazu finden Sie auf rollingstone.de und auf unseren Instagram- und Facebook-Kanälen.

Last but not least

SCHREIBEN SIE UNS!

WIE FINDEN SIE DAS HEFT?

Ihre Meinung per E-Mail an post@rollingstone.de

Liebe Leserin, lieber Leser,

unsere Titelgeschichte widmet sich dem erfolgreichsten Rock-Trio der 80er-Jahre. Wenige andere Bands waren gleichzeitig so umstritten wie The Police. Von vielen geliebt, von manchen bespöttelt. Ich erinnere mich an einen Auftritt 1979 in der Wartburg in Wiesbaden. Angekündigt als der neue heiße Scheiß aus London, spielten The Police vor vielleicht 200 Leuten. Ihr zweites Album war noch nicht erschienen und „Roxanne“ ein mittelgroßer Erfolg, die spezifische Reggaefizierung ihres ursprünglich im Punkrock-Keller geborenen Sounds erschien uns aufregend und neu. Und in Sting hatte das Trio einen Frontmann mit muskulösem, nacktem Oberkörper und blondiertem Haar, der nicht nur meiner Freundin ausgesprochen gut gefiel. Vier Jahre später war alles vorbei. Mit *„Synchronicity“* erschien ihr erfolgreichstes Album, das Trio hatte sich zu einer Mainstream-Band entwickelt, in der es gehörig knirschte. Arne Willander erzählt von ihrem Aufstieg, wie das letzte Album entstand und Stings Ambitionen das Ende von The Police besiegelten.

Ihr letztes, vor 40 Jahren erschienenes Album inspirierte uns, zehn ROLLING-STONE-Autorinnen und -Autoren über ihre liebsten letzten Alben großer Acts und Künstler:innen schreiben zu lassen. Die sehr persönliche Auswahl finden Sie ebenfalls in diesem Heft.

Wie auch Interview-Porträts zweier Musikerinnen, die in diesen Tagen auf sehr unterschiedliche Weise und mit sehr unterschiedlicher Reichweite für Furore sorgen: Pop-Superstar Dua Lipa und die songschreibende Soundkünstlerin Julia Holter. Erstere überrascht mit politischen, Letztere mit privaten Bekenntnissen. Beide Artikel möchte ich Ihnen sehr ans Herz legen.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen und Inspiration mit Ihrem ROLLING STONE!

SEBASTIAN ZABEL
CHEFREDAKTEUR

post@rollingstone.de

„Endlich eine umfangreichere Würdigung von Green Day, einer Band, die Ihr jahrelang eher stiefmütterlich behandelt habt. Green Day gehören für mich zu den besten Rockbands überhaupt."

— Sebastian Ackermann

Facebook

Alles intelligent von Tobi Müller geschrieben. Es fehlt aber der konsequente Verhaltensblick für die Zukunft.

— Peter Dreßke

Van Morrison

Finde es ziemlich beschämend, dass Ihr die letzten drei (!) Alben von Van Morrison einfach ignoriert habt. Mag sein, dass der „alte Grantler", wie Ihr ihn oft und gern bezeichnet habt, so einigen abstrusen Theorien aufgesessen ist. Ihn deshalb totzuschweigen zeugt nicht von Größe. Künstlerisch kann er sich immer noch an vielem messen, was von Euch bejubelt wird. Vielleicht sollte er sich queer stellen, um wieder wahrgenommen zu werden.

— Dieter Steudel

Queer Pop

Für eine Musikzeitschrift mit eher konservativer Leserschaft (man schaue nur auf den redaktionellen und vom Publikum gewählten Jahresrückblick) sind vier Seiten mit dem Thema „Queer Pop" (in der Januar-Ausgabe) doch schon ganz wacker! Zumal das Thema in vielen Sparten noch gar nicht so wirklich beleuchtet wurde. So wäre es sicherlich interessant, vor allem die irgendwie immer noch tendenziell homophoben Bastionen des Jazz und des Country & Western zu durchleuchten. Dabei könnte man zum Beispiel Größen wie Duke Ellington Ehre erweisen, der seinem queeren Teamkollegen Billy Strayhorn immer solidarisch zur Seite gestanden hat, gerade in Zeiten, in denen man im Jazz alles sein durfte, aber bloß nicht „schwul"!

— Mayo Velvo

Nina Simone

Seit Jahren schon wünschte ich mir einen größeren Text über die verzweifelte, zornige Jahrhundertkünstlerin Nina Simone. Ihre Stimme verzaubert und erschüttert mich jedes Mal wieder aufs Neue. Ich besitze fast alle Platten von ihr. Jens Balzers Schilderungen der Geschehnisse in Birmingham/Alabama und die Entstehungsgeschichte von „Mississippi Goddam" haben mich wieder in einen regelrechten Simone-Rausch versetzt. Danke dafür!

— Thomas Schönleiter

Cat Stevens

Ihr habt doch tatsächlich bei den Comeback-Alben 2023 das wunderbare Album *„King Of A Land"* von Yusuf/Cat Stevens vergessen. Mit berührenden Songs auf dem Niveau seiner legendären Alben aus den 70er-Jahren! Große Stimme, große Melodien, große Texte. Und er hat sich meines Wissens auch von seiner zeitweise inakzeptablen Islam-Verirrung weitgehend abgewandt – sonst würde er ja kaum wieder unter seinem Namen Cat Stevens veröffentlichen. Ist hoffentlich nicht nur Marketing, aber das Album hat jedenfalls hohe Qualität.

— Thomas Neuhauser

Rolling Stone digital

IN DIESEM MONAT LESEN SIE AUF ROLLINGSTONE.DE:

In der Nacht auf den 11. März werden die 96. Academy Awards verliehen. Lesen Sie unsere Live-Berichterstattung auf rollingstone.de, am Tag darauf bilanziert unser Podcast Freiwillige Filmkontrolle die Verleihung des wichtigsten Filmpreises. Auch für Deutschland sind die Oscars diesmal wichtig: Wim Wenders ist erstmals für einen Spielfilm nominiert, dazu „Das Klassenzimmer" als bester Auslandsfilm sowie Sandra Hüller (Foto) als beste Schauspielerin („Anatomie eines Falls"). +++

FOLGEN SIE UNS JETZT AUF:

Twitter Facebook Instagram Spotify

Der nächste ROLLING STONE erscheint am 28. März 2024

RollingStone GERMANY

KUND:INNEN- UND ABONNENT:INNEN-SERVICE

Neue Ansprechpartner im Abo!
Kundenservice Musik-Magazine
Postfach 1154
23600 Bad Schwartau
Telefon: 0451-4906 740
E-Mail: abo@rollingstone.de

Alle Abos und Produkte künftig unter: www.musik-magazine.de

Verkaufspreis: 8,90 Euro inkl. 7% MwSt.
Printabo: jährlich 98,00 € inkl. MwSt. & Zustellgebühr
Abonnement Ausland:
Österreich: 104,00 Euro inkl. MwSt. und Zustellgebühr; Schweiz: 160,00 sfr inkl. MwSt. und Zustellgebühr. Übriges Ausland auf Anfrage.
Bankverbindung:
Mediahouse Berlin GmbH
IBAN: DE95200700000072082101
BIC: DEUTDEHH

mediahouse berlin

ROLLING STONE DEUTSCHLAND
erscheint monatlich in der
Mediahouse Berlin GmbH
Mehringdamm 33, 10961 Berlin
Telefon: 030/308 81 88-222, Fax: -221
E-Mail: redaktion@rollingstone.de
Leserbriefe: post@rollingstone.de
www.rollingstone.de

REDAKTION
Chefredakteur: Sebastian Zabel (V. i. S. d. P.)
Executive Editor (Mitglied der Chefredaktion): Arne Willander
Art Direction: Walter Schönauer *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Redaktion: Maik Brüggemeyer (Creative Director Text), Birgit Fuß (Managing Editor)
Redaktionelle Mitarbeit *(fr)*: Jens Balzer, Max Gösche, Renée Reinholz (Schlussredaktion)
Grafik: Patrick Klose *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Bildredaktion: Nils Stelte *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Online-Redaktion: Sassan Niasseri (Ltg.), Laura Giesdorf (Social Media/Video), Marc Vetter *(fr)*
Koordination CD-Beilagen: Arne Willander
Ständige Autor:innen *(fr)*: Gunter Blank, Wolfgang Doebeling, Jörg Feyer, Anne Florack, Philipp Haibach, Jan Jekal, Rüdiger Knopf, Frank Lähnemann, Ina Simone Mautz, Ralf Niemczyk, Fabian Peltsch, Eric Pfeil, Gunther Reinhardt, Robert Rotifer, Frank Schäfer, Jörn Schlüter, Markus Schneider, Franz Schöler, Frank Thießies, Peter Unfried, Naomi Webster-Grundl, Jürgen Ziemer, Jenni Zylka
Mitarbeiter:innen dieser Ausgabe *(fr)*: David Browne, Samira Joy Frauwallner, Ulrich Hartmann, Björn Hayer, Thomas Hummitzsch, Birgit Schmitz, Brittany Spanos, Stephan Timm, Nikta Vahid-Moghtada, Berta Vallo, Johannes von Weizsäcker, Studio Pong

VERLAG
Geschäftsführung: Petra Kalb
Objektleitung: Volker Schadt, volker.schadt@mediahouse-berlin.de
Brand Partnerships und Vermarktung Live Experiences: Sebastian Prahl (Media Impact), sebastian.prahl@mediaimpact.de, Tim Huth (Media Impact), tim.huth@mediaimpact.de
Vermarktung Marke: Oliver Horn (Hoflieferant) oliver.horn@hof-lieferant.com, Mobil: 0171-2239119
Objektleitung Marketing und Tonträger Sales: Dirk Laubinger dirk.laubinger@mediahouse-berlin.de, Telefon: 030/3088188213
Manager Disposition und Executive Marketing Assistant: Ninja Hansen (für Anzeigen verantwortlich) ninja.hansen@mediahouse-berlin.de, Telefon: 030/3088188140
Abo-Service: Leserservice Musik-Magazine, Postfach 1154, 23600 Bad Schwartau, abo@rollingstone.de, Telefon: 0451/4906740
Objektvertriebsleitung und Vertriebsleitung: Benjamin Pflöger, DMV Der Medienvertrieb GmbH & Co. KG, Meßberg 1, 20086 Hamburg
Herstellung: Thomas Künne, Andy Dreyer (Axel Springer)
Chief Digital Officer – Strategy & New Business: Isabell Dillenkofer
Chief Digital Officer – Product, Tech & Business Development: Remco Meyer
Druck: Dierichs Druck & Media GmbH & Co. KG Peter Reiting, Frankfurter Straße 168, 34121 Kassel
***(fr)*:** Freie Mitarbeiter:innen

Für unverlangt eingesandtes Text- und Bildmaterial wird keine Haftung übernommen. Der Export der Zeitschrift ROLLING STONE DEUTSCHLAND und ihr Vertrieb im Ausland sind nur mit Genehmigung des Verlages zulässig. Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages oder infolge von Störungen des Arbeitsfriedens bestehen keine Ansprüche gegen den Verlag.

ISSN 1612-9563

Datenschutz ist uns wichtig.
Unsere Datenschutzerklärung finden Sie unter www.rollingstone.de/datenschutz. Sie können diese auch schriftlich unter Mediahouse Berlin GmbH, Mehringdamm 33, 10961 Berlin anfordern.

PENSKE MEDIA CORPORATION (PMC)
Chairman & CEO: Jay Penske
Chief Operating Officer: George Grobar
Managing Director, International Markets: Debashish Ghosh
Associate Vice President, International Markets: Gurjeet Chima
Associate Director, International Brand & Partnership Operations: Francesca Lawrence
Manager, International Brand Partnerships: Emma Wagner

ROLLING STONE HEADQUARTERS
Chief Executive Officer: Gus Wenner
Editor in Chief: Noah Shachtman
Digital Director: Lisa Tozzi
Creative Director: Joseph Hutchinson
Director of Photography & Deputy Creative Director: Emma Reeves
Publisher, EVP, Head of Global Brand Partnerships: Brian Szejka
Associate Publisher: Jessica Grill

Founder & Editorial Director: Jann S. Wenner

Copyright © 2024 by ROLLING STONE LLC. All rights reserved. Reproduction in whole or in part without permission is prohibited. The name ROLLING STONE and the logo thereof are registered trademarks of ROLLING STONE LLC, which trademarks have been licensed to Mediahouse Berlin GmbH.

FOTO: DPA

Inhalt

HEFT 353
MUSIK UND MEHR

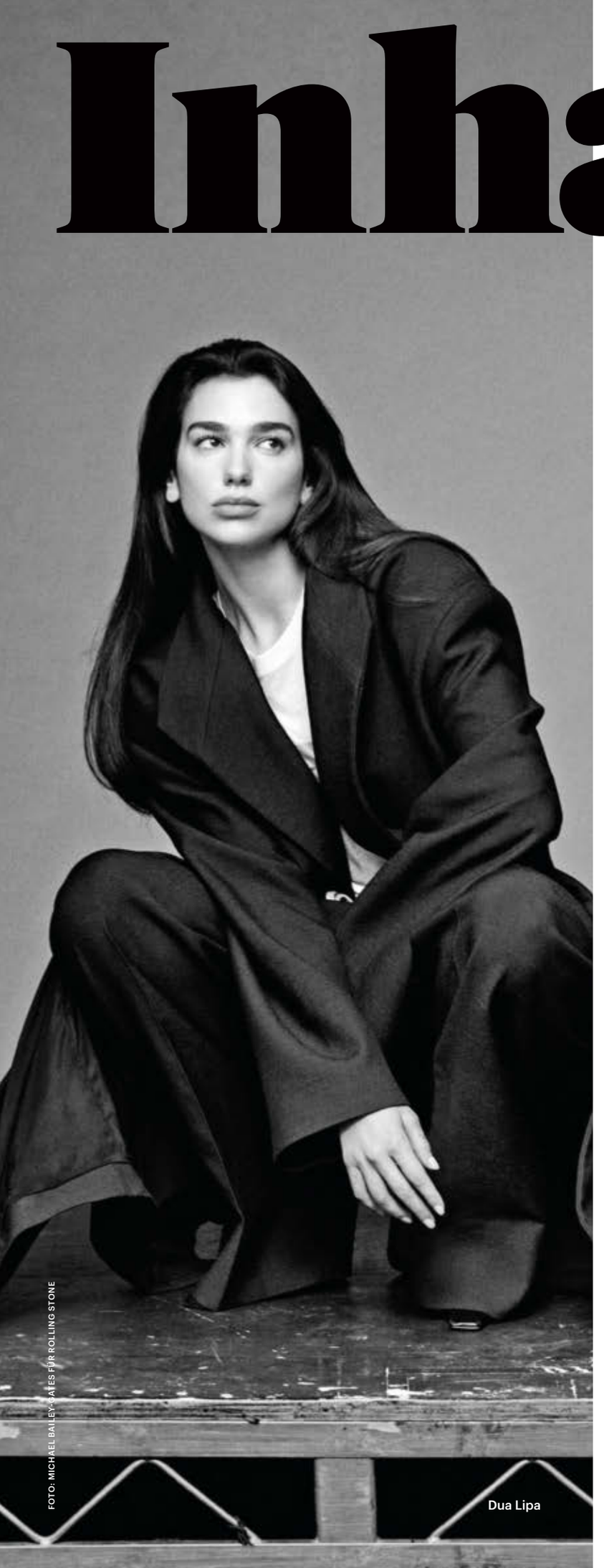


FOTO: MICHAEL BAILEY-GATES FÜR ROLLING STONE

Dua Lipa

32
The Police + Unsere liebsten letzten Alben
Vor 40 Jahren gingen The Police mit „*Synchronicity*“ auf Abschiedstournee – dann brach die Band auf ihrem Höhepunkt auseinander. Plus: Unsere zehn liebsten letzten Alben – von The Smiths bis Silly
Von Arne Willander u. a.

42
Julia Holter
Ihre Mutterschaft hat die US-Songwriterin Julia Holter zu einer ozeanischen Körpermusik inspiriert. Ein Gespräch zwischen Berlin und L.A.
Von Max Gösche

46
Thomas Hitzlsperger
Vor zehn Jahren bekannte sich der Ex-Nationalspieler zu seiner Homosexualität. Ein Gespräch über die Vorbildfunktion von Fußballern und Sport als gesellschaftliche Kraft
Von Peter Unfried

50
Dua Lipa
Wir begleiten einen der größten Popstars unserer Zeit durch turbulente Wochen. Dua Lipa über ihren Alltag als öffentliche Figur, ihr Faible für Astrologie und Rave-Pop und ihr Mitgefühl für Geflüchtete
Von Brittany Spanos

60
Bob Marley
Der Regisseur, die Stars und die Familie Marley schildern die Entstehung von „One Love“, dem neuen Biopic über den Reggae-Giganten
Von David Browne

64
Ramones
Vor 50 Jahren formierten sich die Punk-Pioniere in Queens: Frühe Versuche, unvergessliche Auftritte und denkwürdige Begegnungen
Von Wolfgang Doebeling

The Mix

7 **The Libertines**
Nach neun Jahren haben sich The Libertines wieder zusammengefunden. Ein Gespräch mit Carl Barât und Peter Doherty an der britischen Küste
VON ROBERT ROTIFER

10 **Vera Sola**
Mit ihrem zweiten Album verarbeitet Danielle Aykroyd alias Vera Sola ihre kindliche Wut – ihre Musik klingt allerdings sehr erwachsen
VON SAMIRA JOY FRAUWALLNER

Q&A
15 **Albert Hammond**
Der große Songwriter über Hits und Herausforderungen, glückliche Zufälle und 1664 ungenutzte Ideen
VON BIRGIT FUSS

18 **Liam Gallagher & John Squire**
Der eine war Sänger bei Oasis, der andere Gitarrist bei den Stone Roses. Was bringt sie zusammen?
VON JÖRN SCHLÜTER

Q&A
23 **Brittany Howard**
Die Musikerin über ein neues Lebensgefühl, noch mehr Kreativität und ihre heimliche Liebe zum Metal
VON BRITTANY SPANOS

HISTORY
26 **Spinal Tap**
Vor 40 Jahren kam Rob Reiners „This Is Spinal Tap“ ins Kino – bis heute die beste Satire auf das Musikgeschäft
VON BIRGIT FUSS

PLUS
The Black Crowes, Stoppok, The Jesus And Mary Chain und einige mehr

Reviews

MUSIK
71 **Neues von Adrianne Lenker**
und 77 weitere Rezensionen

RS-GUIDE
86 **Bruce Springsteen**
Birgit Fuß und Arne Willander über den großen amerikanischen Songschreiber

FILM, SERIEN & LITERATUR
92 **„The Zone Of Interest“**
und 18 weitere Rezensionen

TITELFOTO: TERRY O'NEILL / ICONIC IMAGES

DEPECHE MODE

DAS GROSSE SONDERHEFT

DIREKT BESTELLEN

JETZT ÜBERALL IM HANDEL

DAS SPEZIAL AUF 164 SEITEN

MIT ALLEN ROLLING STONE-INTERVIEWS, AUSFÜHRLICHEN LIVE-REPORTAGEN UND SELTENEN UND IKONISCHEN FOTOS VON ANTON CORBIJN UND ANDEREN.

rollingstone.de/depechemode

The Libertines mit Peter Doherty (2. v. l.) und Carl Barât (3. v. l.)

FOTO: ED COOKE

Merry Old England

Nach neun Jahren haben sich The Libertines wieder zusammengefunden. Ein Gespräch mit Carl Barât und Peter Doherty in den Albion Rooms an der britischen Küste

Von ROBERT ROTIFER

MIR PASSIERT DAS TATSÄCHLICH ziemlich oft, dass Leute auf mich zukommen“, erzählt Peter Doherty. „Da war zum Beispiel einer, der mir an Bord des Eurostar aus Paris über den Weg lief. Wie heißt noch gleich der Schauspieler, der Harry Potter spielt?“

„Daniel Radcliffe“, sagt Carl Barât, der neben Doherty auf dem Sofa sitzt.

„Genau der“, setzt Doherty fort. „Er hat mir erklärt, als er zur Schule ging, war es für ihn so wichtig, dass die Texte bei uns so eine große Rolle spielten. Das brachte ihn dann dazu, noch viele andere Autoren zu lesen. Und daraus wurde schließlich ein ganzer Lebensstil, verstehst du?“

An diesem Punkt muss man einmal kurz nachrechnen. Doch, es stimmt, als 2002 das erste Libertines-Album, *„Up The Bracket“*, erschien, war Daniel Radcliffe erst dreizehn Jahre alt. Der zweite Potter-Film kam gerade in die Kinos – ein anschaulicher Maßstab dafür, wie lange die Libertines nun schon mit ihren Songs unser Leben begleiten. Die letzten zwei Jahrzehnte davon haben sie als alle paar Jahre wieder auf die Bühne gerolltes, lebendiges Denkmal verbracht: zur Erinnerung an jene flüchtige Periode knapp nach der Jahrtausend-

wende, dem letzten Aufflackern der romantischen Idee einer Rockband als existenzielle Identifikationsvorlage. Und Peter Doherty trifft täglich Leute, die es sich nicht nehmen lassen, ihm seine Bedeutung für ihren persönlichen Werdegang mitzuteilen. „Die sagen dann so Sachen wie: ‚Pete, du bist der Grund, warum ich in der Schule nicht zusammengeschlagen wurde. Du hast dafür gesorgt, dass es okay ist, wenn man als Junge Lyrik mag.‘ Die schiere Menge an Typen, die sonst völlig verloren gewesen wären, sich stattdessen auf den Barrikaden der Poesie wiederfanden und die ins Horn stoßende Kraft der Dichtung für sich entdeckten, welche des Menschen Körper und Seele durchströmt.“

Doch, dieser wunderliche Mann Mitte vierzig spricht tatsächlich so. Mit seinem grauen Haar und seinem ausgefüllten Gesicht sieht er kaum mehr wie ein Rockstar aus, aber seine heutige Persona des verwirrt im inneren Thesaurus kramenden Poeten ist nicht minder charismatisch.

„Ganz zu Anfang, als wir unsere ersten Songs schrieben, spielte Carl immer The Velvet Underground auf einer ausgeleierten Kassette“, reminisziert Doherty. „Und ich spielte gleichzeitig dazu ‚Under Milk Wood‘ *(das poetische Radio-Stück von Dylan Thomas)*, gelesen von Richard Burton. Für mich war das der perfekte Sound: diese blechernen, melodischen, aber auch derangierten Gitarren, kombiniert mit der Art und Weise, wie da einer furios direkt zur Seele sprach.“

Tiefe Rührung über die eigene Vergangenheit füllt Dohertys Augen. „Jetzt bin ich ganz überwältigt, ich brauche einen Drink!“

„Bringt ihm Kaffee!“, wirft Carl Barât ein, damit keiner hier auf falsche Ideen kommt. Auch Peter nicht. Denn natürlich ist seine glamourisierte Suchtkrankheit immer noch ein zentraler Aspekt der Libertines-Legende. Doch während *„Anthems For Doomed Youth“*, das Produkt ihrer Reunion, noch schamlos mit dem Klischee der Selbstzerstörung flirtete, hat Album Nr. 4 dankenswert interessantere Themen zu bieten. Sein Titel *„All Quiet On The Eastern Esplanade“* bezieht sich – neben der obligaten Erster-Weltkrieg-Referenz via Erich Maria Remarque – konkret auf die Adresse des Gebäudes direkt an der Küstenpromenade der südostenglischen Seestadt Margate, in dem Carl und Peter uns gerade gegenübersitzen.

Im Backstein-Anbau dieses viktorianischen Reihenhauses wurde das Album aufgenommen, hier werden nun auch die neuen Songs (zumindest nach Libertines-Begriffen) bühnenreif geprobt. Nach langer Ankündigung wurde die von der Band gemeinsam erworbene Immobilie ausgerechnet im Pandemie-Jahr 2020 unter dem Namen „The Albion Rooms“ als Hotel, Bar und Studio eröffnet. Genauso hieß bekanntlich auch jene Bleibe in Bethnal Green, wo die Libertines Anfang des Jahrtausends ihre berühmt-berauschten Guerilla-Gigs abhielten. Im Unterschied zur versifften Boheme jener alten Londoner Adresse verströmt ihr heutiges Etablissement mit seiner schwarz-goldenen-neon-pink-roten Farbpalette eines groovy Innendesigners eine Vorstellung von Rock’n’Roll. Die Renovierung des ehemals schlimmsten Hotels der Stadt wurde nach Barâts Plänen durchgeführt. Dohertys Einfluss äußert sich in Bildern und Accessoires wie etwa einer französischen Trikolore an der Decke der Kellerbar. Schließlich wohnt er seit einiger Zeit mit seiner Frau, Katia, und ihrem gemeinsamen Kind (sein insgesamt drittes von ebenso vielen Müttern) in Étretat in der Normandie, auf der anderen Seite des Ärmelkanals. Das ist nicht nur besser für Dohertys Gesundheit, schließlich hat er in England auf Schritt und Tritt seinen Ruf als Hedonist mit Hut zu verteidigen. Es sagt auch einiges über die Distanz zwischen dem fiktiven Ideal des von Peter und Carl gen Arkadien gesteuerten „Good Ship Albion“ und dem Drift der englischen Realität: Seit dem Erscheinen des letzten Libertines-Albums hat das jingoistische Fieber des Brexit selbst dem poetisch verklärten Metapatriotismus der Libertines-Mythologie seine Unschuld geraubt. Auf *„All Quiet …“* findet sich denn auch ein Song namens „Merry Old England“, mit tagesaktuellen Zeilen wie: „They’re rushing through Albania, they got to get to merry old England/ And Syrians, Iraqis and Ukrainians/ Oh, how you’re finding merry old England?“, gefolgt von einem optimistischen Schluss-Chor: „Don’t need a visa, mate!“

The Libertines, 2024

„Von dieser Erinnerung bin ich ganz überwältigt, ich brauche einen Drink!“

Auf der Eastern Esplanade vor den Albion Rooms hat solch fremdenfreundliches Sentiment weit mehr Bedeutung als anderthalb Zugstunden westwärts in der liberalen Weltstadt London. Denn bloß ein Stückchen weiter entlang der Küste kommen hier regelmäßig Gummiboote voller Asylsuchender an, die von der britischen Regierungspolitik als illegale Invasoren gebrandmarkt werden. Viele dieser Menschen landen dann in Orten wie Margate, ironischerweise simultan zum Auftauchen einer dem überteuerten London entfliehenden künstlerischen Gentrifizierungs-Brigade (siehe auch die Libertines selbst). Im Gegenzug macht sich unter der ortsansässigen Bevölkerung ein nostalgischer Nationalismus breit.

„Wir könnten jetzt eine dreistündige Diskussion über ‚Race‘, Identität und England führen“, erklärt Doherty. „Die Kolonialgeschichte ist so verworren. Ich führe solche Gespräche am besten mit schwarzen Menschen wie zum Beispiel Gary *(Powell, dem Schlagzeuger der Libertines)*, der sich mit diesen Sachen wirklich auskennt.“

„Es war lustig, als wir in unseren roten Paradeuniform-Jacken der Welsh Guards auf unsere erste Promo-Tour nach Frankreich fuhren“, erinnert sich Doherty. „Wir machten ein Interview mit einem französischen Magazin, und die haben uns mit dem Titel ‚Danger, branleurs‘ aufs Cover gesetzt. Wir hängten uns das stolz an die Wand. Wir hatten keine Ahnung, dass es übersetzt ‚Achtung, Wichser!‘ hieß. So sahen die Franzosen uns in diesen Jacken, und die Amerikaner später übrigens auch: als Haufen imperialistischer Bastarde! Dabei hatten wir eher einen Kinks-artigen Zugang dazu.“

Im Sinne dieses Verweises sind die Lieder der Libertines ungefähr beim Kinks-Album *„Arthur (Or The Decline And Fall Of The British Empire)“* von 1969 angelangt. „The last king of every dying empire/ Just let it die, sit back and enjoy the ride“, heißt es in „Shiver“, einem Song, den Peter und Carl im September 2022 in Jamaika schrieben, während im Fernsehen Bilder der Trauerfeierlichkeiten zum Tod von Queen Elizabeth liefen.

In dem morbiden Messerstecher-Drama „Night Of The Hunter“ steckt nicht nur ein Zitat aus Tschaikowskis „Schwanensee“, sondern, in Form des aus dem Off gesprochenen Satzes „And the radio says …“, auch eines aus Blurs England-Requiem „This Is A Low“. Wie bei Ray Davies und Damon Albarn fungiert das lange Sterben des verblassten Weltreichs auch bei Doherty und Barât als kollektiver Trigger für bittersüße Melancholie. Bloß ist es hier nicht nur Britannien, das untergeht, sondern der ganze verdammte Planet – und, noch viel schlimmer, unser geliebter Pop-Traum, beerdigt in der Schlusshymne „Songs They Never Play On The Radio“. „I know I’m old“, singt Doherty da.

FOTO: ED COOKE

DIE BESTEN ALBEN UND MUSIKER

CHARTS

CHARTS FAQs

Wachwechsel

Adrianne Lenker, Torres, Barbara Morgenstern und Peter Gabriel machen sich Gedanken zur (verrinnenden) Zeit

Peter Gabriel ist mit seiner Mittsiebziger-Botschaft bei den Lesern angekommen: „Wenn man in meinem Alter ist, läuft man entweder vor dem Tod davon oder stürzt sich ins Leben und versucht es in vollen Zügen zu genießen. Letzteres erscheint mir deutlich sinnvoller“, sagte er hedonistisch zur Veröffentlichung seines Spätwerks *„i/o“*. Dieses rückt im März bei den Lesern auf die Poleposition, die Rolling Stones und Wilco auf die Plätze verweisend. Mit dem Aufstieg von Sleater-Kinney (von 19) und dem Neueinstieg von The Smile ist damit der Wachwechsel in das Pop-Jahr 2024 in vollem Gange.

Was es wohl sonst noch bringen wird? Jetzt mal abgesehen von der Fußball-EM „dahoam“ im Juni, den Olympischen Spielen in Paris und der trotzigen „Jetzt erst recht“-Tour von Rammstein durch Europas Arenen.

In den gewohnt vorausschauenden Autoren-Charts zeichnen sich vielfältige Trends ab, etwa die Solo-Nummer von Adrianne Lenker, ihres Zeichens Sängerin, Gitarristin und Songwriterin der Indie-Darlings Big Thief. Auch sie geht im Mai auf Europareise. Ganz oben vom Treppchen winkt die L.A.-Heroine Julia Holter mit ihrem sechsten Album. In dem Video zu „Spinning“ windet sie sich durch ein farbenfrohes Riesengewebe. Zeilen wie „Expect the tide and seeking/ All signs say I-I-I-I-I/ Believe in night that breathes alone, distinct at night“ werfen Fragen auf, wie es so schön heißt. Komplexe Gedanken zur Zeit, die auch Torres, Adrianne Lenker oder Barbara Morgenstern haben … RN

FOTOS: GERMAINE DUNES, EBRU YILDIZ, NADAV KANDER

CHARTS AUTOREN

1. **Julia Holter** „Something In The Room She Moves“ (-)
2. **The Smile** „Wall Of Eyes“ (4)
3. **The Libertines** „All Quiet On The Eastern Esplanade“ (-)
4. **Adrianne Lenker** „Bright Future“ (-)
5. **J Mascis** „What Do We Do Now“ (-)
6. **Sleater-Kinney** „Little Rope“ (1)
7. **The Last Dinner Party** „Prelude To Ecstasy“ (5)
8. **Idles** „Tangk“ (-)
9. **Barbara Morgenstern** „In anderem Licht“ (-)
10. **MGMT** „Loss Of Life“ (-)
11. **Torres** „What An Enormous Room“ (18)
12. **Marika Hackman** „Big Sigh“ (2)
13. **Brittany Howard** „What Now“ (15)
14. **Ja, Panik** „Don’t Play With The Rich Kids“ (3)
15. **Green Day** „Saviors“ (8)
16. **Oisin Leech** „Cold Sea“ (-)
17. **Olli Schulz** „Vom Rand der Zeit“ (-)
18. **Ekki Maas** „Soloalbum“ (-)
19. **Wilco** „Cousin“ (6)
20. **The Staves** „All Now“ (-)

CHARTS LESER

1. **Peter Gabriel** „i/o“ (2)
2. **Cat Power** „Sings Dylan“ (4)
3. **Wilco** „Cousin“ (3)
4. **Jerry Leger** „Donlands“ (14)
5. **The Smile** „Wall Of Eyes“ (-)
6. **Sleater-Kinney** „Little Rope“ (19)
7. **Element Of Crime** „Morgens um vier“ (9)
8. **The Rolling Stones** „Hackney Diamonds“ (1)
9. **Margaret Glaspy** „Echo The Diamond“ (13)
10. **The National** „Laugh Track“ (-)
11. **Green Day** „Saviors“ (-)
12. **Madness** „Theatre Of The Absurd Presents: C’est La Vie“ (11)
13. **Beirut** „Hadsel“ (-)
14. **PJ Harvey** „I Inside The Old Year Dying“ (5)
15. **The National** „The First Two Pages Of Frankenstein“ (-)
16. **Pretenders** „Relentless“ (15)
17. **Steven Wilson** „The Harmony Codex“ (-)
18. **Husten** „Aus einem nachtlangen Jahr“ (7)
19. **Ilgen-Nur** „It’s All Happening“ (12)
20. **Bar Italia** „The Twits“ (10)

MITMACHEN UND GEWINNEN

Stellen Sie den Charts der ROLLING-STONE-Autoren Ihre eigenen Favoriten gegenüber und senden Sie bitte bis zum 2. Februar 2024 eine E-Mail mit Ihren fünf aktuellen Lieblingsalben an charts@rollingstone.de. Zu gewinnen sind diesmal fünf Exemplare des neuen Albums *„Donlands“* von Jerry Leger.

Pistole des Friedens

Mit ihrem zweiten Album verarbeitet Danielle Aykroyd alias Vera Sola ihre kindliche Wut – ihre Musik klingt allerdings sehr erwachsen

Von SAMIRA JOY FRAUWALLNER

Danielle Aykroyd entstammt einer alten Linie von Revolverhelden des Wilden Westens. Kaum verwunderlich also, dass die Musikerin ihr neues, zweites Album *„Peacemaker“* genannt hat: So hieß die Pistole, die den Westen im 19. Jahrhundert „plattgemacht hat“, wie sie es ausdrückt. Den „Peacemaker“ kennt man auch als „Colt Single Action Army“. Der Revolver von 1873 erfreute sich im Wilden Westen großer Beliebtheit und fand Einsatz bei Wyatt Earp, Buffalo Bill – und Theodore Roosevelt. Wenn Aykroyd in die Kamera ihres Laptops blickt und ihre Mundwinkel nach oben zucken, sieht sie aus, als würde sie sagen wollen: Ja, ich trage die Geschichte dieser Ahnen in mir, aber ich bin auch eine moderne, gefühlvolle Frau mit einem verhangenen Herzen.

Die Musikerin sitzt in einem Haus auf den Hügeln in Los Angeles, einer Stadt, die bekanntlich das Zentrum der amerikanischen Film- und Fernsehbranche bildet. Und Danielle Aykroyd ist auch nicht ganz zufällig da: Sie ist die älteste der drei Töchter von Dan Aykroyd („Blues Brothers“, „Ghostbusters“). Wenn es im Winter nicht immer so kalt und grau wäre, würde sie allerdings lieber in der deutschen Hauptstadt wohnen: „Wenn da immer Frühling wäre, würde ich gern dort hinziehen, auch weil dort einige gute Freunde von mir wohnen. Ich liebe Berlin!“

Als Vera Sola erschafft die amerikanisch-kanadische Singer-Songwriterin und Multiinstrumentalistin Musik, die wie eine Kombination aus klassischem 60er-Jahre-Pop, melodischen Indie-Balladen und Western-Soundtracks klingt. Ihre zweite Platte sei nicht für Streaming gemacht worden – es solle bitte in einem Stück gehört werden. Und im Grunde sei es ein Punk-Album, behauptet sie: „Hört es euch einfach laut und von Anfang bis Ende an! Dafür habe ich es gemacht. Und für das vierzehnjährige Kind in mir.“ Ihr Künstlername ist für Danielle eine Persona, „eine Figur, die ich verkörpere, um diese Musik zu machen“.

Das innere Kind: für Danielle ein großes Thema. Wenn sie davon spricht, werden ihre Augen wässrig, und plötzlich zieht es ihr die Kehle zusammen. Und dann führt sie aus, was sie gerade angedeutet hat: „Ich mache Musik für das Kind in mir. Im Grunde ist alle Musik, die ich produziere, für dieses innere vierzehnjährige Mädchen. Ich mache genau die Musik, die es hören möchte, seien es Symphonien oder Punkmusik. Alles dreht sich um dieses Kind.“ Ein Kind ist schutzbedürftig – und oft auch wütend. Das passt: „Ich bin in meinem Leben früh durch eine intensive Phase mit Wut, Groll und körperlicher Krankheit gegangen, hervorgerufen durch persönliche Angelegenheiten und das Leiden in der Welt. Meine Sensibilität für das Leid anderer hat sich dadurch verstärkt. An einem Punkt dachte ich sogar, ich kann nicht mehr.“

Ihre Lösung? „Die Verarbeitung und der Ausdruck meiner Wut. Wenn man Wut in sich behält, gärt sie nur und schadet einem selbst und anderen. Ehrlich gesagt hatte ich eine Art spirituelles Erwachen.“ Mehr will sie dazu erst mal nicht sagen. „Ich kämpfe immer noch mit der radikalen Akzeptanz der Grausamkeiten in der Welt, aber in meiner persönlichen Sphäre erkannte ich, dass Liebe mehr Raum in mir einnimmt als Wut. Und dass Liebe und Wut nebeneinander existieren können. Dass ich mir auch Liebe erlauben darf, die ich zuvor als Schwäche abgetan habe. Ich habe erkannt, dass alle um mich herum wirklich nur ihr Bestes geben – selbst in den schlimmsten Momenten, selbst als sich alle um mich herum in ihrer schlechtesten Form zeigen.“ Auf das Verständnis folgte die Akzeptanz, und heute glaubt sie fest daran, dass sie mit dem kleinen Mädchen in sich „gemeinsam an einem Ort des Friedens sein kann“.

So ganz erreicht hat sie den noch nicht. Beim Gedanken an ihre persönlichen Erlebnisse verhärtet sich Danielles Blick. Ein paar Momente vergehen, in denen sie durch die Computerkamera zurückstarrt. „Ehrlich gesagt, erst musste ich Wut und Trauer akzeptieren. Den Emotionen Raum geben, um zu atmen.“ Dann lächelt sie und blinzelt, blinzelt erneut aufkommende Tränen weg.

Sie haben es wohl schon gemerkt: Wenn Vera Sola spricht, singt und Songtexte schreibt, findet sich immer ein gewisser Hang zum Pathos. Auch das verwundert wenig: Sie studierte Poesie bei der US-amerikanischen Dichterin Jorie Graham – an der Harvard University. Der Ort, an dem aus der Tochter zweier Schauspieler, die als Kind oft zwischen den USA und Kanada pendeln musste, Vera Sola wurde: „Musik war immer mein Traum, mehr als das. Aber ich stand vor einer großen Blockade, einer Mauer. Es war so, als könnte ich das nicht. Ich sagte mir, ich kann keine Musik machen, ich kann mich nicht so präsentieren. Und dann saß ich in diesem speziellen Kurs von Jorie Graham.“

Graham habe sie zur Seite genommen und gefragt: „‚Sag mir, was machst du, wenn du nicht in der Schule bist?‘ Und ich sagte: ‚Ach, weißt du, ich mache gern dies und das.‘ Und sie sagte: ‚Nein, das meine ich nicht.‘ Also erklärte ich: ‚Okay, unter uns, ich schreibe heimlich, und ich versuche mir heimlich das Gitarrespielen beizubringen. Und ich singe in meinem Badezimmer.‘ Und Jorie sagte: ‚Das ist es. Deine Gedichte sind keine Gedichte. Das sind Lieder!‘“ Ein Heureka-Moment, der für die junge Frau alles veränderte. Ein Moment, der ihr auch die Lust am Leben zurückgab.

Durch das Studium der Philosophie hat sie außerdem gelernt, die Welt um sich genau zu beobachten: „Es ist ein tiefes Zuhören gegenüber der Welt um sich herum. Im Grunde hat jeder die Fähigkeit, ein Dichter zu sein.“ Sie selbst verwende zwar liebend gern hochtrabende Sätze und Wörter – und findet doch, dass die Kraft im Banalen liegt.

Nach den ersten großen Schritten in der Musikszene versucht Sola heute die Erwartungen an sich konstant niederzukämpfen. Ihre Musik nannte sie selbst oft „Ausdruck ohne Erwartung“. Aber: „Ich glaube, dass ich diese Haltung später, nach meinem Album ‚*Shades*‘, für einen Moment verloren habe. Heute ist übrigens der fünfte Jahrestag meines Erstlingswerks. Genau heute. Na, ich saß jedenfalls damals alleine da, als es rauskam. Ich kauerte in einem Ramen-Laden, und ich habe damals wirklich nichts erwartet. Das war angenehm.“

Aber dann, im Verlauf der Tour und durch die sozialen Medien, schlichen sich doch wieder Ambitionen und Selbstzweifel ein: „Ich bin am Ende des Tourzyklus wirklich hardcore ausgebrannt. Das ist einer der Gründe, warum dieses neue Album so lange gebraucht hat. Ich brauchte eine Pause, um auf mich selbst aufzupassen, um wieder in den kreativen Raum zurückkehren zu können.“ Was in Vera Solas Pause entstand: „das große Glück, zu lernen, wie man sich wirklich radikal vor allem um sich selbst kümmert“.

Als freie Radikale wird sie auch ihr nächstes Album angehen. Es wird noch einiges zu hören sein von Vera Sola.

Trivia

ZWANGHAFTE LESERIN

Als Kind war Vera Sola eine fast zwanghafte Leserin: „Wenn Freunde mich ärgern wollten, legten sie mir in unpassenden Momenten Bücher hin. Sie wussten, dass ich es lesen *musste*, wenn sie mir ein Buch vor die Nase hielten.“

HERKUNFT

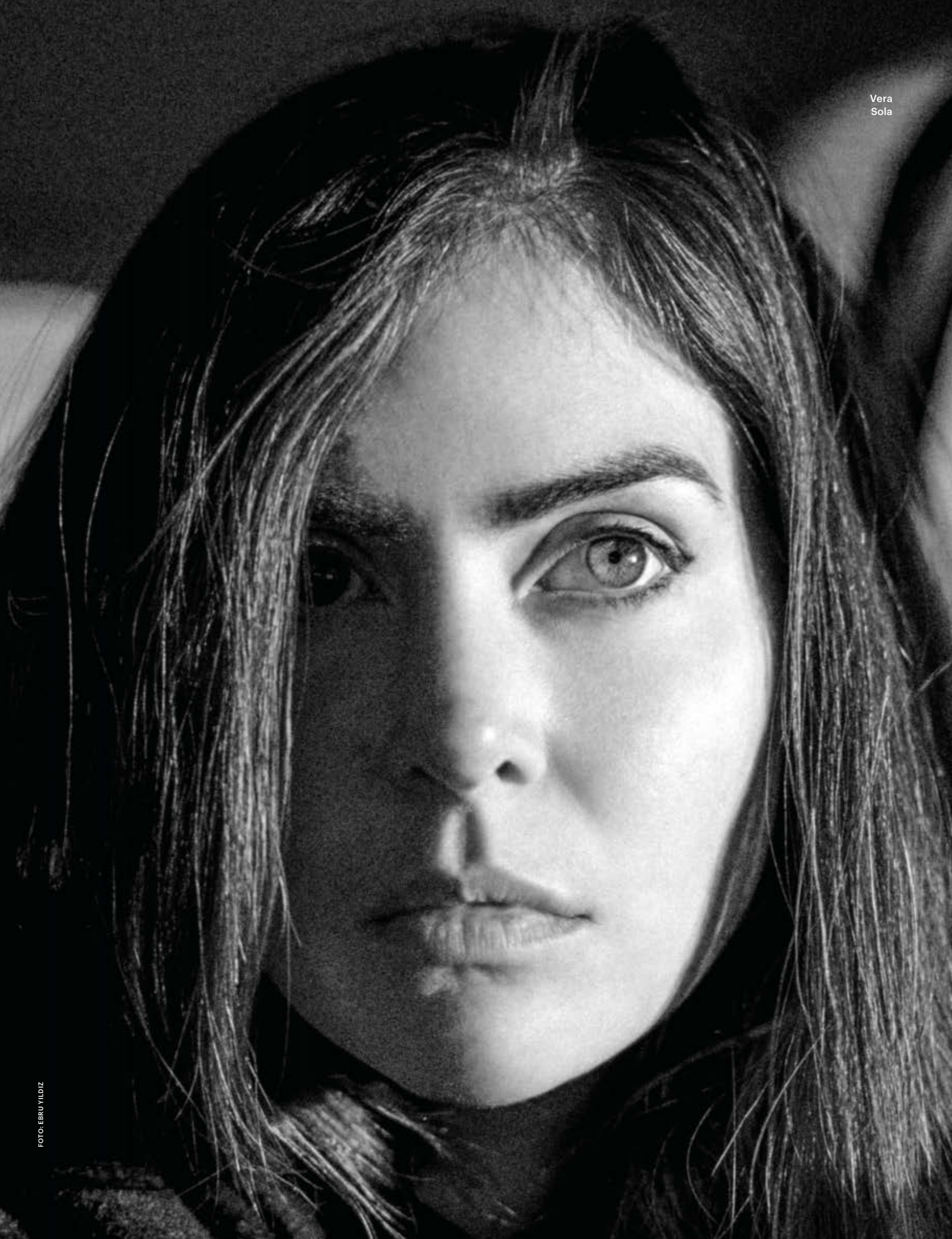
Vera Sola wurde am 18. November 1989 als Danielle Aykroyd als Tochter des Schauspielers Dan Aykroyd und der Schauspielerin Donna Dixon in Los Angeles geboren. Sie wuchs später zwischen New York und Kanada auf.

PATHOS

„Das Gegenteil von Wut ist Gleichgültigkeit“, hat Vera Sola nicht nur im Poesie-Studium gelernt.

LOS ANGELES

Die Wahlheimat der Musikerin ist Los Angeles – auf grünen Hügeln: „Es ist so ähnlich, wie in einem Baumhaus zu leben. Ich bin sehr nah an der Stadt, aber hier sind vor allem Vögel und Wildtiere.“



Vera
Sola

FOTO: EBRU YILDIZ

Steve Hackett

Die dunkle Nacht der Seele

***Steve Hackett**, einst Gitarrist bei Genesis, geht mit einem quasiautobiografischen Album auf Spurensuche – und singt nun sogar über die Liebe, trotz Skrupeln*

Von JÖRN SCHLÜTER

STEVE HACKETT GEHT AUF HELDENREISE: Auf seinem neuen Album, *„The Circus And The Nightwhale“*, vertont der britische Gitarrist und Sänger seine Lebensgeschichte als Epos. Es beginnt im London der 50er-Jahre im Stadtteil Pimlico, wo Hackett seine Kindheit verbringt. Die Menschen nannten Englands Hauptstadt damals „The Smoke“, weil die Luft so schmutzig war. Auch Hackett atmet den Dreck, doch die nahe gelegene Battersea Park Fun Fair macht seine schwarz-weiße Welt bunt. Die ersten Songs auf *„The Circus …“* bilden den Maschinenlärm und die Geschäftigkeit der Stadt ab, wie Hackett sie als kleiner Junge wahrgenommen hat: Es rattert und lärmt, eine Lokomotive kommt auf Touren …

Dann sind wir dabei, als der Gitarrist seine Karriere beginnt und Teil von Genesis wird. In dem für das Album zentralen Lied „Enter The Ring“ hört man feenhafte mehrstimmige Gesänge, fantasievolle Gitarrenläufe und Kirmesmusik – es ist der Seventies-Prog, den Hackett zwischen 1971 und 1977 mit entwarf. Aber in dem Lied hört man auch schon, dass etwas Dunkles aufzieht. „Es war eine wundervolle Zeit – ich glaube, zwischen uns gab es etwas ganz Besonderes“, erinnert er sich. „Aber dann ging es mehr und mehr um Kontrolle. Statt dass wir uns gegenseitig ermutigten, uns entwickelten, wurde mir verboten, außerhalb der Band Musik zu machen. Ich musste ausbrechen, genau wie Peter *(Gabriel)* ausbrechen musste.“

Der Held in Hacketts Geschichte erlebt nach der Befreiung die Höhenflüge einer Künstlerkarriere. Doch dann stürzt er in eine neue, noch dunklere Krise, als sein Zirkus von dem titelgebenden Nachtwal verschluckt wird. Da wird die Erzählung fantastisch – Hackett liebt das Epos, das er hier mit vertrackten Kompositionen, Seventies-Flavours und nicht selten auch mit direkten Genesis-Verweisen musikalisch in Szene setzt.

„Ich hatte die Kontrolle über mein Leben verloren“

Auf dem Album erlebt man zudem den versierten Gitarristen Hackett. Anders als viele Kollegen aus jener Zeit hat er den Blues transzendiert, er nahm Werke der klassischen Musik auf und verfügt sowohl über den Sound als auch über die Fingerfertigkeit der modernen, von Hardrock und Metal geprägten Virtuosen. Den Zirkus und den Nachtwal versteht er als Allegorie des Lebens. „Es geht mir um die Idee, dass einen die Umstände, von denen man verschluckt wird, wenn sie einen nicht zerstören, am Ende stärker machen. Ich glaube, dass sich jeder Mensch früher oder später einer solchen Herausforderung gegenübersieht. Mich hat sie fast zerstört, aber ich bin wieder herausgekommen, hoffentlich weiser, hoffentlich mit besseren Ideen.“ Hackett mag nicht ins Detail gehen, aber er spricht wohl von seiner Ehe mit der Brasilianerin Kim Poor, die nach der Scheidung jahrelang vor Gericht einen Großteil der Einnahmen von Steve Hackett Ltd. erstreiten wollte. Da brach für den Künstler die dunkle Nacht der Seele an. „Ich nahm noch Alben auf, aber ich spielte immer weniger Konzerte – ich hatte in mancher Hinsicht die Kontrolle über mein Leben verloren.“

Dass er die Kontrolle zurückbekam, schreibt Hackett der Liebe zu seiner dritten Frau, Jo Lehmann, zu. Sie ist die Schwester der Gitarristin und Sängerin Amanda Lehmann, mit der Hackett öfters zusammenarbeitete. Auch auf *„The Circus …“* ist sie zu hören. „Ich mache mir ein bisschen Sorgen, dass die Prog-Gemeinde es nicht so gut findet, dass ich jetzt Liebeslieder singe. Ich verstehe das – im Prog geht es um andere Welten und um etwas Magisches. Man kann über fünfhundertbeinige Riesenraupen sprechen, nur sollte man nicht sagen: ‚Ich liebe dich.‘ Aber ‚prog‘ bedeutet doch ‚progressive‘, es muss weitergehen. Die Liebe ist die letzte Grenze – alles läuft auf sie zu.“

Steve Hackett ist ein nachdenklicher Mann, der auch mal seinen Assoziationen nachspürt. Aus den Assoziationen taucht etwas auf, ein neuer Gedanke, eine treffende Beschreibung, ein loses Ende. Das enorme Interesse, das seine Konzerte hervorrufen, sieht er als Wölbung der Erzählung, die sein Leben ist. „Man schaut aufs Meer, und manchmal kommt eine gute Welle, auf der man reiten kann. Meine Uhr tickt, also beeile ich mich, etwas von der verlorenen Zeit zurückzuholen.“

FOTO: TINA KORHONEN

Back in Black

Über das Tragen von Band-T-Shirts, einen Bademantel mit güldener AC/DC-Aufschrift und die Initialen von Elvis Presley und Édith Piaf

ERIC PFEIL

FÜHRT POP-TAGEBUCH

Beinahe hundert Jahre alt musste Ihr treuer Chronist werden, um festzustellen, dass er dieselben Initialen hat wie Elvis Presley. Jetzt ist es also auch egal. Hinzu kommt: Ein solch exklusives Privileg ist das ja gar nicht. Fragen Sie hierzu die Schauspielerin Erika Pluhar, die Skispringerin Eva Pinkelnig oder jede Menge anderer Leute. Worauf ich hinauswill: Unlängst schauten meine Frau und ich uns im Kino Sofia Coppolas Film „Priscilla“ an. In einer Szene trägt der Rock’n’Roll-Gott und Toxiker einen Pyjama, auf dessen linker Brusttasche ein geschnörkeltes „EP“ prangt. „Aaah, ich brauche diesen Pyjama!“, kreischte ich und riss den halben Saal aus dem Schlaf.

Ich muss zugeben, dass ich zwar mehrere Pyjamas besitze, meist aber dann doch in alten Band-T-Shirts schlafe. Auf der Straße würde ich die niemals anziehen, ich würde überhaupt niemals ein T-Shirt anziehen, außer eben zum Schlafen. Warum besitzt dieser Mensch dann überhaupt Band-T-Shirts?, werden Sie fragen, und ich frage mich gerade dasselbe. Vielleicht um in dieser Kolumne darüber zu schreiben. Und um die These aufzustellen, dass sich anhand der Band-T-Shirts, die man besitzt, ein deutlich präziseres individuelles Pop-Psychogramm erstellen lässt als anhand der Musik, die man hört. Folgendes lässt sich nach einer raschen Inventur festhalten: Ich besitze insgesamt sieben Band-, nein, besser: Musiker-T-Shirts, und zwar von den folgenden Künstlern: The Beatles, The Monochrome Set, Syd Barrett, Nikki Lane, Bob Dylan, noch mal The Beatles und The Soft Boys. In allen schläft es sich gut, am schlechtesten vielleicht in dem ersten der beiden Beatles-Leibchen, weil es inzwischen doch ein wenig spannt, und das Letzte, was man im Schlaf gebrauchen kann, ist ja Spannung.

Was aber irritieren muss: Ich besitze einen AC/DC-Bademantel. Er ist dunkelblau, die Rückseite ziert der güldene Band-Schriftzug, darunter steht der Albumtitel *„For Those About To Rock“*; eine Kanone ist auch abgebildet. Das Ganze ist einfach erklärt. Als Kind, mit zehn, elf Jahren, war Ihr Autor ein glühender AC/DC-Fan. Das habe ich mal einer Freundin erzählt, die mir das Stück daraufhin zu Weihnachten schenkte. Was die Freundin ausblendete: Heute mag ich AC/DC gar nicht mehr. Vor allem die späten Sachen finde ich schrecklich, eigentlich alles ab *„For Those About To Rock“*, na ja.

Trotzdem wird der Bademantel sehr oft getragen, ganze Tage schreite ich darin einher, einfach weil er so bequem ist. Kolumnisten können ja im Bademantel arbeiten – was natürlich nicht bedeutet, dass sie keine systemrelevanten Leistungsträger sind. Wenn der Paketbote klingelt, um bei mir den täglichen Päckchenturm für meine Nachbarn abzuladen, bekommt er natürlich einen ganz falschen Eindruck: „Aha“, denkt er dann vielleicht, „noch im AC/DC-Bademantel, der feine Herr, vermutlich so ein Bürgergeld-Heini!“ Und vielleicht würde er mir dann am liebsten Friedrich Merz nebst fackelschwingendem Mob auf den Hals hetzen.

Wobei Friedrich Merz das AC/DC-Logo wieder versöhnen könnte. Friedrich Merz ist ja im Grunde wie AC/DC: Beide klingen wie früher, die heutige Zeit schmiert an ihnen ab. Back in Black, hihi. Aber das ist natürlich alles Quatsch: Die Paketboten, die ich kenne, sind alle sehr nett und würden nie solchen Unsinn über mich denken.

„I am not Jesus though I have the same initials/ I am the man who stays home and does the dishes“, sang Jarvis Cocker Ende des letzten Jahrhunderts. Friedrich Merz wiederum hat dieselben Initialen wie Freddie Mercury, was dieser vermutlich nicht verdient hat. Andere Popstars, mit denen sich der CDU-Parteivorsitzende die Anfangsbuchstaben von Vor- und Nachnamen teilt, sind Faiz Mangat, ehemaliges Mitglied der Boyband Bro’Sis, und Fab Morvan von Milli Vanilli. Legt man etwas guten Willen an den Tag, könnte man auch noch Frl. Menke und Fat Mike, den Bassisten von NOFX, anführen. Es ist aber letztlich egal – Hauptsache, ich bekomme zu Hause den Abwasch erledigt. Wissen Sie, was ich wirklich brauche? Einen Bademantel, auf dem hinten steht: „Ich habe dieselben Initialen wie Édith Piaf.“

ILLUSTRATION: STUDIO PONG

IM MUSIKZIMMER

TECHNIK

Die Zeiten von Kompaktanlagen sind passé – dennoch gibt es stationäre Alternativen zum Smartphone, das per Bluetooth allerlei Speaker ansteuert. Willkommen zum neuen All-in-One!

Von RALF NIEMCZYK

AM BESTEN FÜR

DESIGNER-SUITE

tonArt Model qb I

Tüftler-Technik aus Deutschland in Zauberwürfel-Form. Hamburger Sound-Nerds erschufen ein fünf Kilo schweres Kraftpaket. Das Soundsystem mit Subwoofer sorgt für 60 Watt Musikleistung. Ein fetter Bass zeichnet den Power-Klotz mit 24 Zentimeter Kantenlänge aus. Easy Handhabung per Fernbedienung oder App. Dazu CD, Digitalradio oder Old-School-UKW.

499 Euro **TONART.SHOP**

AM BESTEN FÜR

WASHITSU

Pinell of Norway Supersound 901

Brandneues Modell aus Oslo, ein integriertes Soundsystem mit CD-Player und allen Streaming-Funktionen. Nüchternes Funktionaldesign, in dessen breiter Front Subwoofer sowie Mitten und Höhen integriert sind. Ein sanftes Klangwunder für die Regalwand.

699 Euro **PINELL.COM**

AM BESTEN FÜR

RAUCHSALON

Ruark R410

Englisches Fabrikat. Gehäuse aus Walnussgehölz. Der Frontgrill aus Holzrippen erinnert an Radios aus dem Wirtschaftswunder. Topmodern die Bedienung, die per Computer oder Handtelefon erfolgt. Ein leistungsstarker Prozessor unterstützt Streams in hoher Qualität. Je zwei 20-mm-Hochtöner und Mittel-/Bass-Ton-Einheiten. Doppeltes Bassreflexgehäuse.

1499 Euro

TAD-AUDIOVERTRIEB.DE

AM BESTEN FÜR

SCHREIBSTUBE

Sonoro Meisterstück (Gen. 2)

Extraklasse in zweiter Generation aus dem rheinischen Neuss. Schickes Holzgehäuse, veredelt mit handgeschliffenem Lack. Front aus Aluminium in geometrischer Optik. Drahtlose Übertragung von Stereo-Sound via Subwoofer- und Verstärker-Technologie mit fünf „Class D"-Endstufen und Dynamic-Bass-Funktion.

1399 Euro **SONORO.COM**

AM BESTEN FÜR

WOHNKÜCHE

Audioblock Block MHF-900 Solo

All-in-one-Gerät als „Einsteigermodell". Zwei Mal 40-Watt-Endstufe. Hochwertige Lautsprecheranschlüsse, die Boxen muss man allerdings dazuerwerben. Klassischer CD-Spieler. Internetradio, DAB+, UKW, Bluetooth-, Spotify-Connect- und USB-Port.

799 Euro **AUDIOBLOCK.DE**

Q&A

Albert Hammond

Der große Songwriter über Hits und Herausforderungen, glückliche Zufälle und 1664 ungenutzte Ideen

Von BIRGIT FUSS

ALL SEINE HITS AUFZUZÄHLEN würde hier schon die erste Spalte in Anspruch nehmen. Albert Hammond hat „The Air That I Breathe“ für die Hollies geschrieben, „When I Need You“ für Leo Sayer, „Nothing's Gonna Stop Us Now“ für Starship, mit „It Never Rains In Southern California“ und „The Free Electric Band“ wurde er selbst zum Star. Er meldet sich aus seinem Haus in Gibraltar, wo er wohnt, wenn ihm L.A. zu bunt wird. Im Mai wird er 80 Jahre alt, und gerade ist sein erstes Album mit neuen Songs seit 2005 erschienen, *„Body Of Work“*. Demnächst möchte er auf Tournee gehen.

Wann haben Sie beschlossen, noch einmal ein Album aufzunehmen?
Die letzten Jahre waren nicht einfach für mich. 2016 haben meine Frau und ich uns getrennt - und ich dachte doch, das wäre für immer. Dann kam die Pandemie, dann habe ich mir eine Autoimmunkrankheit eingefangen, dann habe ich zwischenzeitlich meine Stimme verloren. Ich fühlte all diesen Ballast auf mir - und bin in mich gegangen und habe überlegt, was ich damit mache und wie ich da rausfinde. Ein Mönch geht auf den Berg, ich ging ins Studio.

Hier kam auch wieder John Bettis ins Spiel, mit dem Sie unter anderem 1988 „One Moment In Time“ für Whitney Houston geschrieben haben?
Er war der Erste, den ich angerufen habe. Genau wie damals. Damals hätte ich auch Hal David oder Diane Warren oder sonst wen fragen können, aber er steht mir besonders nahe. We always help each other out. Ich hatte viele Ideen und wollte eine Art Neuanfang. Wir haben dann um die 35 Songs geschrieben.

Auf dem Album sind immerhin 17, das ist ja auch schon viel.
Und das sind alles neue Songs! Dabei habe ich natürlich auch sehr viel altes Zeug rumliegen. Auf meinen drei Smartphones sind so viele Ideen gespeichert, die Ordner werden langsam unübersichtlich. *(Kramt sein Telefon hervor.)* Auf diesem hier sind 1664 Ideen. Manche haben ein Herz oder einen Smiley, auf die komme ich vielleicht noch mal zurück.

Ich möchte auf jeden Fall noch weitere Alben aufnehmen. Meine Philosophie ist ja: All den Erfolg, den ich hatte, all das Geld, das ich verdient habe - das stecke ich gern in meine Musik. Ich hätte mir auch einen Porsche kaufen können von dem Geld, das ich für diese Aufnahmen ausgegeben habe und niemals wieder rauskriegen werde. Aber die Freude daran! Die ist viel größer als alles Materielle.

Aufgenommen haben Sie die Songs in Nashville und Berlin – mit Mathias Roska, den man hier vor allem als Produzenten von Andreas Gabalier oder DJ Ötzi kennt, also ...
... Schlager, I know! *(Lacht.)* Ich könnte jeden Produzenten engagieren, aber ich kenne Mathias seit zwanzig Jahren. Und ich wusste ja genau, was ich will, und brauchte einfach nur einen Menschen, der das versteht.

Gab es in Ihrem Leben Zeiten, in denen Sie keine Lust mehr auf Musik hatten?
Nein. Meine Musik hat mich nie im Stich gelassen. Mir kommt es vor, als hätte alles andere mich irgendwann im Stich gelassen, aber nie die Musik. Das ist einfach meine größte Liebe. Ich schätze die Verbindung, die sich über Musik herstellen lässt, aber der erste Song auf dem Album, „Don't Bother Me Babe“, sagt ja schon, dass ich manchmal auch nur meine Ruhe haben will. Vielleicht fehlt mir außerhalb der Musik, in meinen Beziehungen einfach etwas. Natürlich habe ich eine Familie und Kinder und Enkel und andere Menschen, die mich lieben - aber ich habe eigentlich nie das Mitgefühl gefunden, das ich anderen gegenüber empfinde. Bedingungsloses Geben, absolutes Verständnis, diese Ebene.

Wissen Sie immer sofort, wenn Sie einen guten Song am Wickel haben?
Meistens schon. Aber ich weiß gar nicht, was ein Hit ist! *(Lacht.)* Wirklich nicht! Da spielen so viele Aspekte rein, es geht nicht nur um einen guten Song. Richtiger Zeitpunkt, richtige Leute und so.

Viele Texte auf dem Album sind recht traurig, aber die Musik dazu ist so erhebend. Ist das Absicht?
Das war mir schon immer wichtig. Damals bei „Down By The River“ war das doch auch schon so: Es klingt wie ein happy song, im Text geht es allerdings um Umweltverschmutzung und so weiter. Die Kombination macht's. Aber man kann das nicht planen - es muss auf natürliche Weise passieren.

Im Grunde war zum Beispiel „It Never Rains In Southern California“ nur ein glücklicher Zufall. Mike Hazlewood und ich haben das ja in England geschrieben, nicht in Amerika. Es war ein scheußlicher Tag in Essex, er bot mir eine Tasse Tee an. Während ich wartete, nahm ich die Gitarre und mein Blick schweifte über das Bücherregal, wo ein Bildband stand: „The Railways Of Southern California“. Ich fing also an, das zu singen, und aus der Küche rief Mike: „Hast du gerade behauptet, it never rains in southern California?“ So kam das. Man muss sich dem Augenblick hingeben, die Verbindung spüren.

Und so kamen dann aus einer eigentlich negativen Situation – Frau weg, Covid, Krankheit – auch die positiven neuen Songs zustande?
Ich bin halt einfach dankbar, dass ich noch am Leben bin! Jeden Morgen freue ich mich darüber, dass ich noch atme und einen neuen Tag erleben darf. Ob es regnet oder die Sonne scheint - egal.

FOTO: RITA CARMO

Heilige Stätte

Was das Ryman Auditorium in Nashville für Country-Musiker:innen ist, sind die Levon Helm Studios in Woodstock für ihre Kolleg:innen aus Folk und Americana: ein Ort, sich mit der Tradition und den Ahnen ihrer Musik zu verbinden. „The Barn" hatte The-Band-Schlagzeuger Helm die umgebaute Scheune ursprünglich genannt, wo er in seinem letzten Lebensjahrzehnt Freunde und Stars wie Dr. John, Norah Jones, Allen Toussaint und Elvis Costello für seine Konzertreihe Midnight Ramble auf die Bühne holte. Der Ort blieb auch nach seinem Tod 2012 eine Institution. Hier sehen wir die Songwriterin und Banjo-Virtuosin Allison Russell, deren aktuelles Album *„The Returner"* für vier Grammys nominiert war, vor ihrem Auftritt in den heiligen Hallen vor wenigen Wochen.

ALLISON RUSSELL IN WOODSTOCK

FOTO: SACHA LECCA FÜR ROLLING STONE

HOUNDOG
MATINEE
THE BAND

Squire und Gallagher

Joint Venture

Ein Gipfeltreffen des Britpop: Liam Gallagher und John Squire haben ein gemeinsames Album aufgenommen

Von JÖRN SCHLÜTER

Angesichts des im August dieses Jahres anstehenden 30. Geburtstags von *„Definitely Maybe“* hoffen viele Fans auf eine Oasis-Reunion. Doch Liam Gallagher überrascht mit einem anderen, nicht minder sensationellen Projekt: einem Album mit Stone-Roses-Gitarrist John Squire. Es ist ein Treffen der Giganten, weil sowohl die Stone Roses als auch Oasis für ganze Genres stehen, Madchester und Britpop, also kommt hier viel britische Musikgeschichte zusammen. „Die Stone Roses sind schuld an Oasis“, sagt Gallagher, der am Tag zuvor von den Malediven zurückgekommen und gut aufgelegt ist. „Sie waren die erste Band, die ich mochte. Dann die Beatles, dann Hendrix, dann die Kinks, Love und die Pistols. Das war die Zeit, als meine Eltern sich trennten, und ich lief durch die Stadt mit dieser wundervollen Musik im Ohr.“

> ***„Die Stone Roses sind schuld an Oasis – die erste Band, die ich mochte“***

Kennengelernt hatten sich die beiden Mancunians schon 1993 im walisischen Monmouth, als die Stone Roses dort ihr zweites Album aufnahmen. Oasis arbeiteten ein paar Straßen weiter an ihrem Debüt, *„Definitely Maybe“*. Ein gemeinsamer Roadie machten die beiden miteinander bekannt. „Wir haben ein bisschen geredet“, erinnert sich Squire, ein ruhiger, bescheidener Mann. „Er stellte sich mir als großer Stone-Roses-Fan vor.“ Über die Jahre entwickelte sich ein loser Kontakt, Squire spielte mit seiner kurzlebigen Band The Seahorses einige Support-Shows für Oasis, Gallagher kam zu Squires Kunstausstellungen. Nach einem gemeinsamen Gig beim Knebworth-Festival 2022 entwarfen die beiden Pläne für gemeinsame Musik. „Wir haben nur so geredet: Wie geht’s der Frau, wie geht’s der Katze?“, erinnert sich Gallagher. „John fragte, ob ich einige neue Songs von ihm singen wollte. Klar, habe ich gesagt, solange da tonnenweise Gitarren drauf sind.“ Die Musik auf *„Liam Gallagher & John Squire“* ist zwischen psychedelischem Sixties-Rock, Madchester und Britpop aufgestellt. Über allem thront Gallaghers Gesang. Aber im Repertoire sind auch akustische Gitarren und melodische Kompositionen. Etwas Freundliches schwingt durch die Lieder. „Wir erfinden ja nicht das Rad neu, und den Krebs heilen wir auch nicht“, sagt Gallagher. „Wir machen das nicht fürs Geld oder für den Ruhm, das haben wir alles. Wir machen es, um uns selbst und die Leute da draußen glücklich zu machen.“

Die Songs schrieb John Squire allein. „Liam machte unmissverständlich klar, dass das mein Job sein würde“, erzählt Squire. „Ich habe dann mit sehr viel Hilfe von Auto-Tune die Demos fertig gemacht. Sein Feedback war toll, und ich fing an, mit Tonartwechseln und melodischen Gesangslinien zu experimentieren. Das war neu für mich.“ Gallagher wollte nur singen, weil er sich wegen einer Hüftoperation ein Jahr freigenommen hatte. „Viele Köche verderben den Brei“, sagt er. „Ich höre schon mein ganzes Leben die Stone Roses, ich wusste, was da für Songs kommen würden.“

Auch der Blues spielt auf dem Album eine größere Rolle – öfter verweist die Gitarre auf Jimi Hendrix. Squire hatte sich während der Songwriting-Phase die rechte Hand gebrochen. Vor lauter Angst, nie wieder spielen zu können, habe er so viel geübt, dass er darüber ein besserer Gitarrist geworden sei, sagt er. Dabei hatte er die Musik doch zugunsten seiner Malerei praktisch an den Nagel gehängt. „Meine Familie und ich fanden die Idee toll, dass ich mit Liam arbeite. Insbesondere meine Frau spielt bei solchen Entscheidungen eine große Rolle – sie gibt mir die Zeit, die ich brauche.“ Nach dem Album kommt eine Tour, und wenn nach den *„Definitely Maybe“*-Jubiläumsshows noch öffentliches Interesse besteht, eine weitere.

Als Produzent sei zunächst Rick Rubin im Gespräch gewesen, sagt Squire. „Er scheint mir ein Ideas Man zu sein“, sinniert er, „aber wir brauchten einen Mann der Tat. Unsere Songs waren wie ein halb fertiges Puzzle.“ Da fiel die Wahl auf Greg Kurstin (Foo Fighters, Greta Van Fleet), der dem Duo binnen drei Wochen in seinem Studio in Los Angeles zu einem fertigen Album verhalf.

„Ich stimme dir zu“, sagt Gallagher, „es ist eine freundliche Platte. Wir alle sind Draufgänger und ziehen unsere Show durch, aber im Grunde sind wir doch eigentlich alle ganz wundervolle Menschen, oder?“

FOTO: TOM OXLEY

RARE TRACKS IM MÄRZ

PLAYLIST

Rare Tracks #146

In den letzten zehn Jahren hat sich in Großbritannien eine unglaublich vitale und experimentierfreudige Jazz-Szene herausgebildet. Ein paar der wichtigsten Vertreter:innen stellt unsere Playlist im März vor

▸ Zoe Rahman
„Sweet Jasmine“

Wie viele Protagonist:innen der jüngeren englischen Jazz-Geschichte steht Zoe Rahman für ethnische und kulturelle Vielfalt. In „Sweet Jasmine“ huldigt die Pianistin mit bengalischen Wurzeln der Harmonik und dem Sound der frühen Sechziger.

▸ Alabaster DePlume (feat. Tom Skinner)
„Greek Honey Slick“

Vergleichsweise expressiver gestaltet der aus Manchester stammende Saxofonist Alabaster DePlume seine Vision von Jazz. Das hier vertretene Stück zeigt ihn gemeinsam mit Sons-Of-Kemet-Drummer Tom Skinner als Erben großer Freigeister wie Don Cherry.

▸ Ezra Collective
„Victory Dance“

Die Jazz-Fusion-Band um das Brüderpaar TJ (Bass) und Femi Koleoso (Schlagzeug) würzt ihren Jazz mit Afrobeats, HipHop und – wie hier – reichlich Samba.

▸ Bex Burch
„You Thought You Were Free?“

Einen Trip zwischen Jazz-Workshop und schamanischem Tanz bietet dieser Track von Burchs großartigem Album *„There Is Only Love And Fear“*. Die Schlagzeugerin und Xylofonistin entfaltet ihren naturalistischen Sound mit selbst gebauten Instrumenten.

▸ Balimaya Project
„When The Dust Settles“

Um ein Leben in der kulturellen Diaspora und das Finden einer neuen Heimat kreist die von westafrikanischen Einflüssen durchwebte Musik dieses Ensembles, angeführt vom Komponisten und Arrangeur Yahael Camara Onono.

▸ Portico Quartet
„Monument“

Das 2005 in London gegründete Portico Quartet pflegt einen dezidiert europäischen Stil. In Stücken wie „Monument“ werden Jazz-Wölkchen von elektronischen Winden getrieben und entwickeln einen repetitiven Sog.

▸ Matthew Halsall
„Mindfulness Meditations“

Für den Spiritual Jazz des Trompeters Matthew Halsall stehen Giganten wie John Coltrane und Pharoah Sanders Pate. Achtsamkeit und Meditation sind Programm.

ZU HÖREN BEI: Spotify Apple

PLAYLIST EXTENDED

- **Sons Of Kemet** „My Queen Is Albertina Sisulu“
- **Yussef Dayes** „Raisins Under The Sun“
- **Nubya Garcia** „The Message Continues“
- **Yussef Kamaal** „Black Focus“
- **Moses Boyd** „Stranger Than Fiction“
- **Emma Rawicz** „Wishbone“
- **Shabaka And The Ancestors** „Joyous“
- **Kamaal Williams** „Pigalle“
- **London Brew** „Miles Chases New Voodoo In The Church“
- **Yazz Ahmed** „Jamil Jamal“
- **Kokoroko** „Age Of Ascent“
- **The Comet Is Coming** „Blood Of The Past“
- **Mammal Hands** „Nightingale“

Haley Louise Jones mit ihrer ersten musikalischen Erinnerung

„Cool kam ich mir nie vor“

Für die Schauspielerin Haley Louise Jones ist Eric Claptons „Unplugged“ ein wichtiger Teil ihrer Identitätsfindung

Foto von ULRICH HARTMANN
Aufgezeichnet von RALF NIEMCZYK

MAG SEIN, DASS ERIC Claptons Album *„Unplugged“* normalerweise eher von älteren Herren gewählt wird. *(Lacht laut.)* Doch beim ersten bewussten Hören war ich neun, das ist eine meiner frühesten Musik-Erinnerungen. Meine Eltern haben sehr viel Pop und Rock gehört. Vor allem an „Layla“ und „Tears In Heaven“ erinnere ich mich. Ich sehe heute noch, wie meine Mutter mir in der Küche in Koblenz erzählte, wieso Clapton „Tears In Heaven“ geschrieben hat. Wer Clapton überhaupt ist, kam erst später. Bis heute lösen diese Tracks wahnsinnig viel in mir aus. Auch Tina Turner oder Joe Cocker wurden zu Hause oft gehört.

Wir sind dann von Koblenz nach Kapstadt gezogen, ich war zwölf. Für eine Teenagerin natürlich erst mal eine riesige Veränderung. Das ging schnell weg, da ich schnell Anschluss gefunden habe und viele Verwandte dort hatte, da ich dort geboren bin. Und über die deutsch-südafrikanische Schule bin ich sehr angekommen. Meine Kindheitssounds sind schnell verschwunden, in Richtung Limp Bizkit und südafrikanische Musiken, ein wildes Gemisch. Mit sechzehn dann wieder zurück an den Rhein. Wieder eine schnelle Umstellung und nicht einfach. So entstehen dann Fragen nach der Identität. Da sind plötzlich Sachen wieder fremd. Cool kam ich mir dabei nicht vor. Was etwa ist Heimat? Es entsteht unweigerlich ein Gefühl von Anderssein. Gleichzeitig war es wahnsinnig wertvoll, in dem Alter mit einem anderen Land, einer anderen Kultur und Denkweise konfrontiert zu sein. Das formt dich. Ich trug Klamotten, die meine Oma toll gefunden hat, optisch eine Art Outlaw-Mix. Heute schüttle ich den Kopf darüber. *(Lacht.)* Das war ein wichtiger Teil des Suchens in diesem Alter.

Der „place to be“ war die Bushaltestelle am Löhr Center, einer örtlichen Shoppingmall. Musik war der Auslöser für Berufsideen von Model bis Bühne. Mein Deutschlehrer wollte mir kurz vor dem Abi meinen Drang zum Schauspiel ausreden. Ich sollte eine gute, also „sichere“ Entscheidung für meine Zukunft treffen. Ich habe daraufhin gelernt, bis zum ersten TV-Dreh vor dreizehn Jahren.

Seit ein, zwei Jahren taucht meine frühe Musik wieder auf, auch Eric Clapton. Das hat viele Jahre geschlummert. Am Set trifft man ja ganz unterschiedliche Altersgruppen und dementsprechend auch Fans ganz unterschiedlicher Richtungen. Ich hatte oft das Gefühl, im Vergleich zu meiner Generation eine eigenartigere Musikprägung zu haben. Halt Clapton, Tina Turner, Miriam Makeba und all jene, die über ihre Stimme und ihre Bewegungen Performer sind.

Für meine Rollen habe ich, wie viele Kolleg:innen auch, für die jeweilige Figur eine Atmo-Playlist. Wenn ein Song mit einer Figur verbunden ist, ist der privat allerdings verbrannt. Eric Clapton war noch nie auf einer dieser Listen.

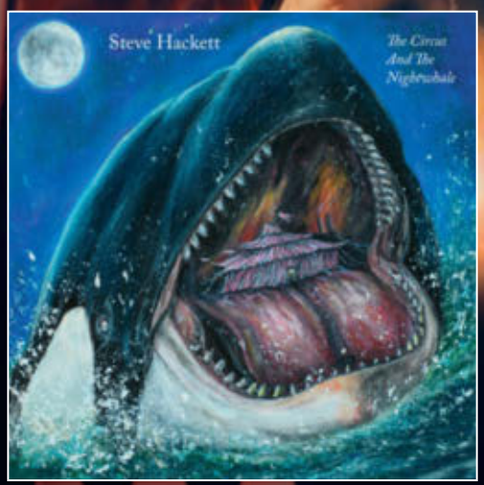
COVER STORIES

Prominente und ihre Lieblingsplatten. Dieses Mal: Haley Louise Jones. Zuletzt war die Schauspielerin in dem Netflix-Sci-Fi-Thriller „Paradise“ von Regisseur Boris Kunz zu sehen. Weiterhin spielt sie Aida Kurt in der Miniserie „Liebes Kind“, der Verfilmung des gleichnamigen Romans von Romy Hausmann. Die 35-Jährige ist seit Anfang der Zehnerjahre mit Rollen beim „Tatort“ oder in „Professor T.“ im TV- und Filmgeschäft unterwegs. Aktuell hat sie für ZDFneo das Medical Drama „Krank“ über die harte Notaufnahme-Lage in den Krankenhäusern der Hauptstadt abgedreht. Im Kasten ist auch der Kinofilm „Blindgänger“, der jetzt bei Festivals läuft.

Steve Hackett
The Circus and the Nightwhale

16.02.2024

– Ltd. CD+Blu-ray Mediabook (with 32-page booklet incl. CD + Blu-ray of entire album in 5.1 surround sound & high resolution 24-bit stereo)
– Standard CD Jewelcase
– Gatefold black LP & LP-booklet
– Ltd. Gatefold transp. Red LP + LP-booklet
– Digital Album



BIG BIG TRAIN
THE LIKES OF US

01.03.2024

– Ltd. CD+Blu-ray Mediabook (with 28-page booklet, incl. Dolby Atmos, 5.1 Surround Sound & Hi-Res Stereo mixes)
– Standard CD
– Gatefold black 2LP
– Digital Album (also in Dolby Atmos)

TRANSATLANTIC
LIVE AT MORSEFEST 2022: THE ABSOLUTE WHIRLWIND

26.04.2024

– Ltd Deluxe 5CD & 2Blu-ray Artbook (with 36-page booklet filled with photos)

SONY MUSIC
www.insideoutmusic.com
INSIDEOUT MUSIC

Chris und Rich Robinson (v. l.)

Der Schmerz des Rock'n'Roll

Nach dem krachenden Ende der Black Crowes vor neun Jahren sind Chris und Rich Robinson nun wieder vereint

Von JÖRN SCHLÜTER

Es ist eine Reunion auf Raten: Seit ungefähr drei Jahren lassen die Brüder Chris und Rich Robinson ihre Band The Black Crowes Schritt für Schritt zurückkehren. Zunächst mit einigen Konzertreisen, die vor allem das Jubiläum ihres Debüts, *„Shake Your Money Maker"* (1990), feierten. Dann mit der EP „1972" (2022), auf der die Band Songs aus ebenjenem grundstürzenden Musikjahr nachspielt. Dass sich die Brüder einander über Coverversionen annäherten, passt zu ihrer Geschichte – es ist ja die Liebe zur Musik, die die Black Crowes immer angetrieben hat.

Vorausgegangen waren einige Jahre Funkstille. Wohl waren die Brüder immer schon Streithähne – Chris der Aggressive, Impulsive und Drastische, Rich der Passiv-Aggressive, unterschwellig Zornige –, doch 2015 eskalierten die Auseinandersetzungen. Dass die Reunion möglich wurde, schreibt Chris Robinson zu einem großen Teil seiner vierten Ehefrau, Camille Johnson, zu. „Sie sagte: ‚Sehen wir das mal aus einer anderen Perspektive. Die Negativität, die Wut, die Verbitterung – was steckt da wirklich dahinter?' Ich hatte ein komisches Verhältnis zu meinen Eltern, aber mein Vater ist jetzt zehn Jahre tot, ich bin 57. Man kann bestimmte Dinge dann irgendwann loslassen."

Auch die eigenen Kinder haben wohl eine Rolle gespielt. „Meine jüngste Tochter fragte mich irgendwann: ‚Papa, warum kenne ich meine Cousins und Cousinen nicht?' Ich schätze, Rich und ich haben verstanden, dass es an der Zeit war, uns an einen Tisch zu setzen. Wir wissen, wie unterschiedlich wir sind. Wir wissen, was passieren kann. Es geht um Respekt und darum, den anderen anzunehmen, wie er ist." Sehr viel tiefer hinein will Robinson nicht, weil er die neuerliche Zusammenarbeit mit seinem Bruder nicht als Seelensuche, sondern als lautstarke Feier der Musik verstanden wissen möchte. „Dieses einfache Gefühl, diese Euphorie, darum geht es doch. Klar spürt man auf der Platte die Freude darüber, dass Rich und ich wieder ein Album machen, dass wir an einem guten Ort sind. Aber vor allem schreiben wir einen Liebesbrief an den Rock'n'Roll von Eddie Cochran, Jerry Lee Lewis, den Rolling Stones, den Stooges. Wir wollten ein Album mit Musik machen, die wir mögen."

„Es geht darum, auszudrücken, was es bedeutet, am Leben zu sein"

Schon bei der eingangs erwähnten EP „1972" begriff man, dass die Black Crowes in einer erstaunlichen Form zurückkehren. Im legendären Studio Sunset Sound in Los Angeles gelang ein auffällig druckvoller Sound – die Black Crowes verbeugten sich vor den Originalen mit dem für sie typischen Rock-Drive. Für den ist vor allem Rich Robinson verantwortlich, der spätestens ab dem zweiten Album der Crowes die klassischen Sounds kräftiger verzerrte und es ungeniert krachen ließ. Auch auf dem neuen Werk, *„Happiness Bastards"*, hört man seine Handschrift, wenn eine Gitarre mal nach Angus Young klingt, mal nach Jimmy Page, immer aber nach Robinson selbst. Das Album platzt vor lauter Freude an den klassischen Spielarten aus allen Nähten.

Das hat natürlich genauso mit Chris Robinson zu tun, der die Riffs des Bruders direkt in Energie umwandelt. Die Arbeitsteilung ist die des klassischen Geschwisterduos. „Vor einiger Zeit schrieb ein Typ so ein Buch über Sänger – ich komme da auch drin vor *(gemeint ist „The Singers Talk" von Jason Thomas Gordon)*. Der Autor sagte zu mir, dass ich der Einzige war, der nicht über seine Stimme gesprochen hat. Klar, sagte ich, es geht ja nicht darum, die hohen Noten zu treffen, sondern darum, auszudrücken, was es bedeutet, am Leben zu sein. Das Lachen und das Weinen, der Schmerz und die Freude – ich hoffe, all das ist in meiner Stimme." Da wird Chris Robinson euphorisch. „Was ist das Geheimnis des Rock'n'Roll? Ich weiß es nicht. Wie ist es möglich, dass zwei Menschen vier Jahrzehnte dranbleiben und ihr Ding durchziehen? Keine Ahnung. Es ist manchmal kompliziert, und es steckt Schmerz darin, aber auch ein Gefühl von Verbundenheit. Ich schätze, das ist das, was mich am Rock'n'Roll interessiert."

FOTO: ROSS HALFIN

Brittany Howard

Q&A

über ein neues Lebensgefühl, mehr Kreativität und ihre heimliche Liebe zum Metal

Von BRITTANY SPANOS

„Der Weg, den ich gehe, um Landwirtin zu werden, ist etwas albern“, sagt Brittany Howard, während sie in New York im Luxushotel The William Vale sitzt. Sie fantasiert über eine mögliche Zukunft, in der sie eine Farm besitzt – wie die, auf der sie aufgewachsen ist. Das ist eine ihrer heimlichen Leidenschaften und könnte die Liste der Hobbys in ihrem Repertoire erweitern. Bisher stehen auf dieser Liste „Boote reparieren“ und „Angeln“. Doch die Musik steht für die 35-jährige ehemalige Alabama-Shakes-Sängerin natürlich immer noch im Vordergrund. Ihr neues Soloalbum, *„What Now“*, ist der beste Beweis.

Sie haben dieses Album in einer Zeit geschrieben, als Sie noch darauf warten mussten, mit Ihrem Solodebüt von 2019 auf große Tournee zu gehen. Wie war das für Sie?
Ehrlich gesagt habe ich das irgendwie beiseitegeschoben. Ich wollte einfach nur am Leben bleiben. Es war so viel los in der Welt: Black Lives Matter, ein Tornado in Nashville, wo ich lebte, und ich half den Leuten, die Scherben aufzusammeln. Jeder machte sich Sorgen um die Sicherheit seines Arbeitsplatzes. Das machte mich traurig, aber mit der Zeit dachte ich: Oh, es ist eigentlich ganz schön, nicht auf Tour zu sein! Ich habe mich gefragt: Wie soll mein Leben aussehen? Es war wie eine kleine Midlife-Crisis. In diesen drei Jahren bin ich sehr erwachsen geworden.

Hat diese Zeit dazu geführt, dass Sie Ihre Herangehensweise an die Musik überdacht haben?
Ich hatte ein Haus gemietet. Es gab ein winziges Kinderzimmer darin und nur einen Laptop. Sehr einfach. Ich sagte mir: Ich werde hier reingehen und das aufnehmen, was ich jeden Tag fühle. Setz dich einfach hin und mach es! Ich sagte mir, dass es nicht gut sein muss. Das war neu – früher habe ich mich wirklich gequält.

Wie meinen Sie das?
Als Alabama Shakes *„Sound & Color“* gemacht haben, habe ich mich im Keller eingeschlossen. Da lebte eine Fledermaus, und ich habe nur nachts gearbeitet, den ganzen Tag geschlafen und Kaffee getrunken, zwei Uhr nachts, drei Uhr nachts, vier Uhr nachts. Ich war supergestresst, aber ich dachte: So macht man gute Arbeit!

Haben Sie das wirklich geglaubt?
Ich dachte wohl, dass ich die Arbeit weniger kritisch beurteilen würde, je lockerer ich geistig wurde – je verrückter ich war. Dann fand ich heraus, dass man seine eigene Arbeit einfach nicht selbst beurteilen kann.

Wie hat sich diese Mentalität auf Ihr Leben außerhalb der Arbeit ausgewirkt?
Es gab fast kein Leben außerhalb der Arbeit. Das war ein Problem.

Sind Sie noch auf der Suche nach einem Gleichgewicht?
Ich habe das Gleichgewicht gefunden. Es ist ein hartes Geschäft: Wenn man ein kreativer Mensch ist, ist ein Großteil der eigenen Identität in das eingewickelt, was man schafft. Dafür gibt es keine Grenzen. Nur die Feststellung: Das ist alles meins. Alles schön und gut, aber was ist, wenn es mehr im Leben gibt? Das war etwas, das ich suchte, weil es uns allen weggenommen wurde. Das war beängstigend. Ich musste mir ein Leben aufbauen.

Wie sieht dieses Leben für Sie aus?
Ich werde langsamer und schätze die Menschen, die ich um mich herum habe, mehr. Die Natur, einfach die kleinen Dinge. Selbst die Sonne, die durch das Fenster scheint, kann mich wirklich glücklich machen. Früher dachte ich, es wären Erfolg, Auszeichnungen und Geld – all diese Dinge. Aber in diesen paar Jahren dachte ich vor allem: Mann, ich bin dankbar, dass die Luft, die ich atme, sauber ist! Es gibt am Ende keinen Orden dafür, dass man sich zu Tode geschuftet hat.

Sie haben gesagt, dass sich dieses Album um Herzschmerz und die Analyse Ihrer romantischen Muster dreht. Können Sie mehr über die Muster sagen, die Sie entdeckt haben?
Wie kann ich etwas sagen, ohne zu viel zu sagen? *(Lacht.)* Ich glaube, es gab ein Muster des Rückzugs meinerseits. Weil ich als Einzelkind aufgewachsen bin. Jeder, der sich in meinem Umfeld aufhielt, wurde mir zu viel. Und das macht schließlich keinen Spaß. Das war etwas, das ich analysiert habe, und ich würde sagen, ich habe es behoben.

Sind romantische Beziehungen einfacher geworden, seit Sie das herausgefunden haben?
Na ja, das wird sich noch zeigen. Ich habe das Gefühl, dass ich mehr Zeit mit mir selbst verbringe und weniger in eine Beziehung verstrickt bin – und ich habe das Gefühl, dass das bei vielen von uns der Fall ist.

Was ist mit Ihren Freundschaften?
Ich nehme die Dinge definitiv nicht mehr persönlich und frage meine Freunde, was sie von mir brauchen – während ich früher versucht habe, nur das zu tun, was ich wollte. Ich schätze, ich bin aufmerksamer geworden.

Sie haben in Bands gespielt und Soloalben veröffentlicht. Was kommt als Nächstes?
Ich folge einfach meiner Kreativität. So einfach ist das. Wenn ich mich mit meinen Solosachen langweile, mache ich einfach was anderes. Aber als Nächstes würde ich wahrscheinlich gern in den Heavy Metal einsteigen. Der gefällt mir schon seit der Highschool.

FOTO: COURTESY BOBBI RICH

Stoppok

Wo man hingehört

Bei seiner Gesellschafts-Chronik stützt sich der Songschreiber und Gitarrist Stoppok auf die griechischen Stoiker – und auf alte Schlager

Von JÖRG FEYER

Epiktet, klar! Freimütig räumt Stoppok ein, dass er „vielleicht zwanzig Bücher“ zu Ende gebracht hat. Doch die Sinn- und Moralsentenzen des antiken Stoikers der römischen Kaiserzeit sind bei ihm hängen geblieben. „Willst du irgendwie ein Popstar sein? Dann bedenke, für wen du alles deinen Arsch hinhalten, was du alles für ’nen Schmodder mitmachen musst“, so seine aktuelle Deutung, die auch in dem neuen Song „Nicht das was ich brauch“ durchschlägt. Wobei der existenziellere Einschlag dann doch „immer von Theo“ komme. „Theo“ ist Theo Roos, Autor von „Philosophische Vitamine“ und „viel zu selten“ sein Ko-Autor.

Auf *„Teufelsküche“*, Studioalbum Nr. 20, gibt Stoppok wieder den lakonisch-gewitzten Gesellschafts-Chronisten. In „Wir pfeifen (Das letzte Loch)“ persifliert er die Lust am vermeintlichen Niedergang, und er rät wider die allgemeine Affektelei zu lässigem Midtempo-Groove: „Kommt mal alle wieder runter!“ Dass immer noch „Vom Tod kein Wort“ ist, fand er aber „schon immer komisch“. Spätestens seit der Zeit als Krankenpfleger bei den Nonnen in Essen, wo er gern mal auf das Laken über dem Toten schaute, „ob da wirklich nix mehr is“. An Energien glaube er „immer noch. Aber dass man noch was mitkriegt und da als Geist rumwandert? Nee, man is einfach nur tot und weg. Und das kann der Mensch ja nich ertragen.“

Stoppok schon, so als Neo-Stoiker mit einer kurzen Aufmerksamkeitsspanne, der an „die gute Erfahrung“ in der schlechten Episode glauben möchte. Sein Herzinfarkt neulich? „Ich mache jetz Sport und so Zeugs.“ Corona? Sein „selbst gewähltes System“ erwies sich als resilienter, als seine „gruselige Vorstellung“ es nahelegte. Älter werden? Ach Gottchen. „Dass ich dies schon seit über vierzig Jahren machen und immer noch auf der Bühne stehen kann, ist doch der Wahnsinn!“ Zu ihm seien die Leute nach der Pandemie größtenteils zurückgekehrt, „die, die sich nicht einlullen lassen, denen fehlte das einfach“.

> ***„Dass ich das seit über 40 Jahren machen kann, ist doch der Wahnsinn!“***

Das schönste Lied in der *„Teufelsküche“* ist eine Interpretation. „Im Wartesaal zum großen Glück“ war neben „So geht das jede Nacht“ (Freddy Quinn) Deutschlands Beitrag beim damals noch sehr anderen Grand Prix d’Eurovision 1956. „Mein Geburtsjahr, so kam ich drauf“, sagt Stoppok. Und weil ein bald verstorbener Nachbar, Jazz-Fan, ihm das Stück von Walter Andreas Schwarz als „seine deutschsprachige Lieblingsnummer“ präsentiert hatte. Der Text habe ihn „gleich umgehauen“ und gebar die Idee für ein Coveralbum mit Duetten. Doch als die angefragte Partnerin Erika Pluhar, mit der sich Stoppok nach gemeinsamem Musizieren „sofort auf einer Wellenlänge“ wähnte, altersbedingt absagte, war die Luft schon wieder raus aus der Idee. „Ich fang dann – leider oder auch nicht leider – lieber wieder was anderes an, wenn’s nicht sofort rollt.“ Das Stück wollte er auch im neuen Kontext „unbedingt machen“, blieb solo aber „einfach zu sperrig“. So übernahm Alin Coen, auch „nicht rein rock’n’rollig“, Pluhars Rolle. „Man baute am Kai der Vergangenheit einen Saal mit Blick auf das Meer, mit Wänden aus Träumen gegen die Wirklichkeit, denn die liebte man nicht sehr“, besang damals der KZ-Überlebende Schwarz die bleiernen 50er-Jahre. Zeilen, die „ja leider wieder aktueller denn je“ seien, so Stoppok.

Die Teufelsküche schließt mit „Wo man hingehört“, auch eine kleine Hommage an seine Geburtsstadt Hamburg. Ins Ruhrgebiet „zwangsdeportiert worden“ sei er damals mit sechs Jahren, sagt Stoppok. Die Sommerbesuche bei der Tante, da habe er „jedes Mal geheult, sobald ich die Landungsbrücken sah oder die lila Schnellbusse“. Und doch hatte er „nie vorgehabt, wieder nach Hamburg zurückzukehren“. Nach einer Station am Ammersee hatte es ihm im Wald bei Worpswede schon behagt („ein Wahnsinns-Spirit dort“). „Aber da hat wohl jemand den Kreis für mich geschlossen.“ Amor war’s, mit einem Pfeil mitten ins Herz. Zum Gespräch lädt Stoppok denn auch passend ins Büro seiner Frau, einen Steinwurf vom Michel, da, wo die Hansestadt in den Kramer-Witwen-Wohnungen fast so alt ist wie Epiktet.

FOTO: JIM RAKETE

Der Stolz Valencias

Kein Fisch und keine Meeresfrüchte – die authentische Paella wird ausschließlich mit Hühnchen und Kaninchen zubereitet

GUNTER BLANK

GEHT ESSEN

Quique Dacosta, einer der besten Köche Spaniens, erklärt: „Wir betrachten den Reis nicht als Zutat, sondern eher als die Grundlage der Paella. Er ist der Geschmacksträger." Dacosta ist tief in seiner Heimat Valencia verwurzelt – weshalb es denn auch keinen besseren Experten geben kann, wenn es um die perfekte Zubereitung einer Paella Valenciana, einer Original-Paella, geht. „Der Reis für eine Paella muss, ganz im Gegensatz zu einem Risotto, sehr trocken sein, damit sich Aroma und Textur am besten entfalten", fährt Dacosta fort. „Wir benutzen natürlich den Bomba-Reis, der in unserer Gegend wächst und einfach perfekt ist."

Kein Wunder, ist die Paella doch eine valencianische Erfindung, ein Armeleuteessen, das gleichwohl so fein und aromatisch schmecken kann, dass Quique Dacosta es immer wieder in seine vielgängigen Menüs integriert. Natürlich das Original, das hier an der Küste mit Hühnchen und Kaninchen zubereitet wird. „Im Landesinneren", erklärt Dacosta, „fügt man manchmal noch Schnecken und Entenfleisch hinzu."

Also weder Fisch noch Meeresfrüchte, wie man es aus zahllosen Touristenfallen kennt – das kann man zwar auch machen, aber das ist dann ein Arroz, der auch gut schmecken kann, aber eben keine Paella ist. Allein die feine Unterscheidung ist von den Touristenströmen weggespült worden, allüberall gibt es „Paella" mit zweifelhaften Zutaten und viel zu oft in einer Qualität, die nicht nur Dacosta, sondern jedem Valencianer die Haare zu Berge stehen lässt. „Die Paella ist die Seele unserer Esskultur", sagt er, „und obwohl viele Varianten existieren, verstehe ich mich als Botschafter ihrer Authentizität."

Die zu erreichen ist gar nicht so schwer – man kann sie, konzediert Dacosta, sogar in jeder beliebigen Bratpfanne kochen. Wichtig seien die Zutaten: der Reis und eine gute, möglichst selbst gekochte, klare Hühnerbrühe, Hühner- und Kaninchenteile, Safran, Paprikapulver, Bohnen und Artischockenherzen sowie sehr reife Tomaten für den Sofrito. Mit dem beginnen wir auch, indem wir einen guten Liter Brühe zum Kochen bringen. In einer kleinen Pfanne sanft 2 Esslöffel Olivenöl erwärmen, darin vorsichtig je 2 Teelöffel süßes und scharfes Paprikapulver sowie einige Safranfäden angehen lassen, bis das Öl Farbe annimmt. Echter Safran ist teuer, trotzdem sollte man nicht zu sparsam sein. Dann 4 geschälte und pürierte Tomaten einrühren und köcheln lassen, bis die Flüssigkeit fast verkocht ist.

In einer großen Pfanne 4 Esslöffel Olivenöl erhitzen. Das Kaninchen sollte man zerlegen. Die Hinterläufe am Gelenk teilen und Rücken und Bauchlappen vom Rückgrat lösen. Dann lassen sich die Filets schonend in den Bauchlappen wickeln. Die Karkasse in drei Teile hacken und mitrösten. Dazu kommen 6 Hühnerflügel und 4 Drumsticks. Alle Teile salzen und 30 Minuten anbraten, die Kaninchenrücken hingegen nur 20 Minuten. Nach dem Anbraten beiseitestellen.

Nun je 80 Gramm flache, halbierte grüne Bohnen und weiße Garroffón-, vulgo Sau- oder Limabohnen sowie 10 Artischockenherzen anbraten. Auch diese beiseitestellen. Dann die Hitze reduzieren, 3 Esslöffel Öl dazugeben und 400 Gramm Reis und den Sofrito eine knappe Minute anbraten. Die Brühe angießen und zum Kochen bringen. Fleisch, Gemüse und einige weitere Safranfäden einrühren, pfeffern und salzen, den Reis gut verteilen und nicht mehr rühren. Nach einer Minute die Hitze reduzieren und acht Minuten köcheln. Anschließend für zwei Minuten die Hitze noch einmal voll aufdrehen, dann auf kleinster Flamme weitere fünf Minuten oder so lange, bis der Reis alle Flüssigkeit aufgenommen hat, ziehen lassen. Mit einem Rosmarinzweig garniert in die Mitte des Tisches stellen.

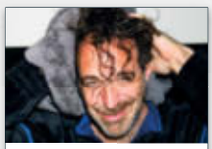
Wenn sich alle bedient haben, kommt das Köstlichste (viele sagen, das eigentliche) Wesen der Paella zum Vorschein: das am Pfannenboden angehaftete Socarrat, ein hellbraun karamellisiertes Reis-Rösti. Vorsichtig mit einem Holzschaber vom Boden lösen und gerecht verteilen. In Valencia, so sagt man, haben sich schon Familien entzweit, weil jemand zu wenig davon abbekommen hat.

ILLUSTRATION: STUDIO PONG

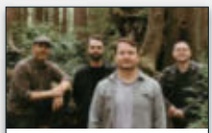
KONZERTBÜRO
SCHONEBERG

DJ Shadow
06.03.24 Berlin

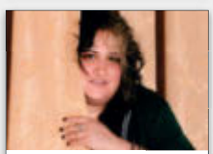
Martin Suter
17.03.24 Köln

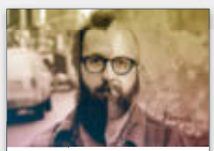

Chilly Gonzales
24./25.03.24 München
06./07.05.24 Frankfurt

Amistat
27.03. - 10.04.24
München / Stuttgart
Frankfurt / Köln
Hamburg / Kiel / Berlin

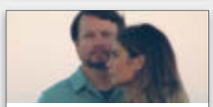

Jon And Roy
04.04.24 Berlin
17.04.24 Frankfurt
18.04.24 Köln

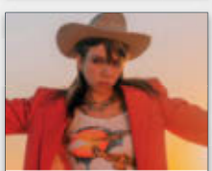
Friska Viljor
27.04. - 05.05.24
Köln / München / Dresden
Hannover / Berlin
Hamburg / Osnabrück

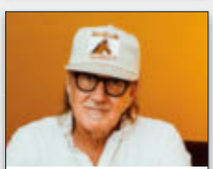

Palehound
29.04.24 Hamburg
05.05.24 Berlin


William Fitzsimmons
08.05.24 Köln
09.05.24 Berlin

Maustetytöt
12.05.24 Hamburg
13.05.24 Berlin,
14.05.24 München
15.05.24 Köln


Ocie Elliott
14.05.24 Köln
15.05.24 Frankfurt
16.05.24 Hamburg
22.05.24 Berlin
28.05.24 München


Hurray For The Riff Raff
23.05.24 Berlin


Lambchop
05.06.24 Berlin

Ziggy Alberts
18.07.24 Hamburg
20.07.24 Berlin
15.08.24 Köln
17.08.24 München

Scott Matthew
13.10. - 27.10.24
Berlin / Dresden
Leipzig / Hamburg / Köln
München / Berlin

MEUTE
18.10.24 Münster
19.10.24 Düsseldorf

TICKETS & INFOS:
WWW.SCHONEBERG.DE

POP IN BILDERN

HISTORY

Vor 40 Jahren kam Rob Reiners fiktive Dokumentation „This Is Spinal Tap“ ins Kino – bis heute die beste Satire auf Heavy Metal und das Musikgeschäft im Allgemeinen. Up to eleven!

Von BIRGIT FUSS

DIE BAND

SPINAL TAP

Auf dem Filmplakat (o.) sowie als tourende Musiker waren sie echter als echt – rechts: Michael McKean als Sänger David St. Hubbins, Harry Shearer als Bassist Derek Smalls und Christopher Guest als Gitarrist Nigel Tufnel (v. l.). Die Pseudo-Dokumentation zeigt den Wahnsinn und die Wirren des Erfolgs der britischen Metal-Band.

DIE ALBEN

DREI FÜR DIE EWIGKEIT

Der Film folgt Spinal Tap bei der Tournee zu ihrer LP „Smell The Glove“. In Wirklichkeit (was immer das ist) haben sie drei Alben veröffentlicht: *„This Is Spinal Tap“* (1984), *„Break Like The Wind“* (1992) und *„Back From The Dead“* (2009).

DIE GURKE

AM FLUGHAFEN

Neben Stonehenge im Miniformat bleibt vor allem ein Requisit in Erinnerung: die Gurke, deretwegen Derek Smalls bei einer Flughafenkontrolle Alarm auslöst. Eine dieser eigentlich simplen Szenen, über die man auch beim 66. Mal immer noch lachen muss.

DER AMP

MARSHALL-POWER

Gitarrist Nigel Tufnel hat natürlich eine exquisite Gitarren-Kollektion, aber auch einen ganz besonderen Verstärker: Der Volume-Knopf seines Amps geht nicht nur bis 10, sondern bis 11. „It’s one louder!“, so Nigels logische Erklärung.

DER REGISSEUR

ROB REINER

„Spinal Tap“ war das Regie-Debüt von Rob Reiner, der darin auch den Dokumentarfilmer Marty Di Bergi spielt. Er schuf danach weitere Klassiker, wie „Stand By Me“ und „Harry und Sally“.

DIE CAMEOS

FRAN DRESCHER

Aufgepasst! Im Film tauchen etliche Prominente in kleinen Rollen auf: Fran „Die Nanny“ Drescher als A&R-Managerin, Dana Carvey (Garth in „Wayne’s World“) und Billy Crystal als Pantomimen, Bruno Kirby und Anjelica Huston.

FOTOS: GETTY IMAGES (3), DPA, MARSHALL

Jesper Lindell

FOTO: LINA NYLANDER

Weckruf

Der schwedische Songschreiber Jesper Lindell ist von The Band und Jackson Browne inspiriert

Von JÖRG FEYER

DER VINTAGE-VOLVO AUF DEM COVER? Leider nicht seiner. „Ich wünschte, er wäre es“, sagt Jesper Lindell. Das Foto entstand in der Nähe von Falkenberg an der schwedischen Westküste, südlich von Göteborg. „Falkenberg gehörte immer zu unseren Lieblingsgigs“, erzählt er. „Weil nicht viel Zeit blieb, entwickelten wir das Cover dort spontan. Wir kannten diesen Typen mit dem Volvo und einen Fotografen. Ein Typ on the road, irgendwo. Mehr sollte es auch nicht sein.“ Gefragt, ob die Hülle die Musik seines dritten Albums, *„Before The Sun“*, widerspiegelt, verweist er auf die „Spontaneität“ der Live-Performance im eigenen Brunnsvik-Studio. Seine Fünf-Mann-Band darf die neuen Songs vor Session-Beginn nicht mal hören.

Doch harmoniert die Beiläufigkeit der Inszenierung nur bedingt mit deren Inhalt. Der Musik hört man die Akribie an, mit der sie vorbereitet wurde, auch wenn Lindell diesen Eindruck durch die Aufnahmeästhetik gern verwischen möchte. So stehen der Titeltrack „Before The Sun“ oder „Honesty Is No Excuse“ samt Robbie-Robertson-Gedächtnislicks als schon beängstigend perfekte The-Band-Pastiches da. Einen Richard Manuel hat Lindell mit „Do Me In“ auch noch im Angebot. „Einer Haltung nacheifern“ nennt er das. Es gehe einfach darum, „die Musik, die man liebt, zu analysieren und herauszufinden, was sie so gut macht. Wir hören mit der ganzen Band viele Platten und versuchen dann im Studio ein Feeling daraus zu gewinnen. Die meisten Leute, die einen The-Band-Song schreiben wollen, orientieren sich an den Akkorden, der Technik. Wir dagegen versuchen das emotionale Zentrum zu finden.“

Jesper Lindell wohnt jedenfalls wieder im Zentrum Schwedens, auf dem Land, Provinz Dalarna, nachdem er in Göteborg und Stockholm auch mal Großstadt versucht hatte. Die Eltern leben nicht so weit weg, Bruder Anton, der Bass in seiner Band spielt, fast um die Ecke. „Es war nicht immer leicht mit uns, aber er ist einfach der beste Bassist, den ich kenne“, sagt Lindell. Die Beziehungen zu seinen Nächsten sind ihm noch wichtiger

> ***„Wir versuchen das emotionale Zentrum der Musik zu finden“***

geworden, nachdem seine angeborene Niereninsuffizienz sogar eine Transplantation nötig gemacht hatte – als ob dreimal die Woche Dialyse während der Pandemie nicht gereicht hätte. Sein Vater spendete ihm das Organ. „Ich muss alle drei Monate zu einem Check-up, aber bisher läuft alles gut“, sagt Lindell, der die Malaise auch als „Weckruf“ begriff, die Dinge „nicht mehr als selbstverständlich“ zu sehen und Prioritäten zu setzen, „weil einem klarer wird, was einem wirklich am meisten bedeutet“.

Das kommt auch seiner Songwriter-Routine zugute. „Du kennst die Geschichte von Jackson Browne und den Eagles? Dass sie immer wussten, wenn morgens der Teekessel durchs Haus pfiff: Aha, Jackson ist schon wieder am Songschreiben! Das versuche ich jetzt auch.“ Als Jackson? „Ja, genau! Denn ich habe das Gefühl, dass dabei immer was rauskommt, wenn man sich jeden Morgen einfach hinsetzt – wenn auch nicht unbedingt gleich ein ganzer Song.“ Immerhin fallen inzwischen auch genug Stücke für eine Solo-EP wie die jüngst veröffentlichte „Windows, Vol. 1“ ab. „Es gibt einfach Songs, die ich sehr mag, die sich aber nicht für die Band eignen.“ Wie der vom „Drummer Boy“. Sein Manager hatte ihm von einem alten Typen mit einem komischen Gang erzählt, einer Polio-Spätfolge. Der Typ, so stellte sich heraus, war mal Schwedens Top-Schlagzeuger und hatte mit Größen wie Louis Armstrong und Dizzy Gillespie gespielt. „Als er dann Vater wurde, verkaufte er sein Kit, weil er glaubte, nicht beidem gerecht werden zu können. Später, als das Kind groß war, fing er doch wieder an zu spielen. Über diese schöne Geschichte musste ich einfach schreiben.“

Überhaupt: Geschichten. Davon seien mehr auf *„Before The Sun“* als je zuvor. „Vermutlich weil ich angefangen hatte, wie ein Besessener John-Prine-Platten zu hören“, sagt Lindell und lacht. Dass er Prines letztes Konzert in Schweden verpasst hat, kann er sich immer noch nicht ganz vergeben. Ein alter Volvo soll aber nicht schuld daran gewesen sein.

Jim und William Reid: The Jesus And Mary Chain

Fucked-Up Eagles-Fans

Sie sind wieder da und wollen nicht mehr gehen: The Jesus And Mary Chain führen auf dem neuen Album ihren Markenzeichen-Sound fort

Von SASSAN NIASSERI

Ihr Debütalbum trug den brachialen Titel *„Psychocandy“*, sie spielten mit dem Rücken zum Publikum, Gitarrenfeedback ersetzte Melodien, nach zwanzig Minuten hatten sie die Bühne zerlegt, und heute, vierzig Jahre später, sagt Jim Reid nur: „Wir taten das, auch die noch schlimmeren Sachen, weil wir … schüchtern waren. Drogen zu nehmen war die Ausrede dafür, sich fucked up aufzuführen.“ Aber: „Im Studio waren wir nüchtern! Zumindest die ersten zehn Jahre.“

Klug gesteuerter Krach, unterlegt mit Sixties-Beats der Ronettes, so prägten The Jesus And Mary Chain ab 1984 den „Indie“ genannten Rock-Underground. Die schottischen Schwarzröhrenjeans-Träger mit den toupierten Gothic-Frisuren galten wirklich als die Mega-Fuck-ups. Man glaubte nicht, dass sie es bis in die 90er-Jahre schaffen würden. Nun feiern Jim und sein Bruder William Reid ihr 40-jähriges Bandjubiläum und veröffentlichen mit *„Glasgow Eyes“* ihr achtes Album sowie später im Jahr ihre Memoiren. Ihre getrübten Erinnerungen diktierten sie einem Journalisten in den Block.

Aus dem Scheißdrauf-Duo ist also ein Legacy Act geworden. Jim lacht, aber er bestreitet nicht, stolzer Vermächtnisträger zu sein. In zwei neuen Songs referenziert er das eigene Intellectual Property: „Jamcod“ – „Jamc Overdose“, „Überdosis Jesus And Mary Chain“ –, eine Erinnerung an den Bruderzwist, der 1999 zum vorläufigen Split führte. In „Second Of June“ singt er den Bandnamen sogar aus. Was bei Guns N’ Roses Ausdruck von Protzerei wäre, ist bei JAMC eine coole Nummer. Außerdem lernen wir durch Jims Aussprache in dem Lied endlich, dass die Betonung nicht auf „The“, „Jesus“ oder „Chain“ liegt, sondern „Mary“. „Betonung ist mir egal“, sagt er. „Wir sind aber nicht: The Jesus And *The* Mary Chain! Wer mir so kommt, und das passiert häufig, kriegt Ärger – und ist auch kein echter Fan!“

> ***„Das gute Velvet-Underground-Amerika ist tot“***

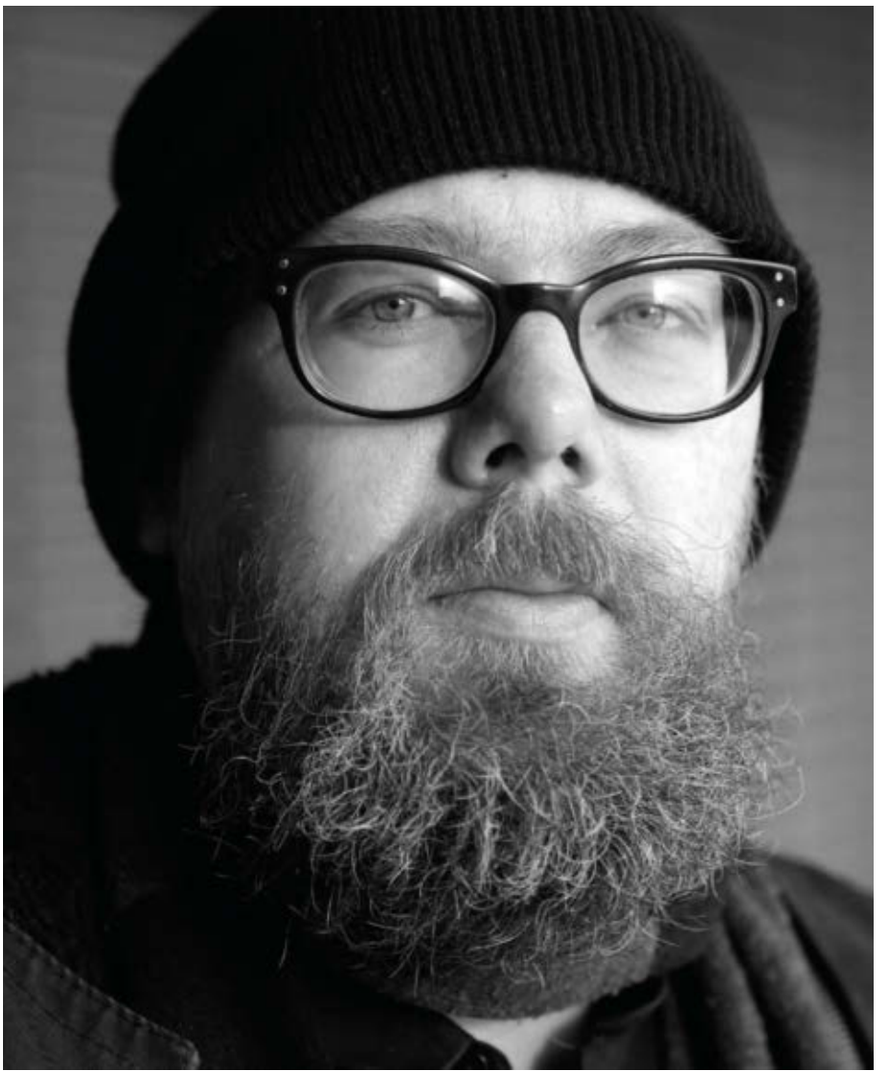
Songs von The Jesus And Mary Chain klingen oft gleich – das Privileg einer Band, die einen Markenzeichen-Sound erschaffen hat. Das teilen sie mit AC/DC und den Ramones. Andererseits protokollieren die Reid-Brüder ihre Liebe zu Vorbildern transparent, nennen zwei Stücke „Hey Lou Reid!“ (sic!) und „The Eagles And The Beatles“. Daraus spricht Großherzigkeit. „Viele Bands versuchen ihre Einflüsse zu verschleiern“, sagt Jim. „Es stört mich nicht, wenn jemand behauptet, wir seien ein Velvet-Underground-Pastiche.“ Was aber *The* Eagles wohl zu ihren zwei Superfans sagen würden?

Die Aufnahmen zu *„Glasgow Eyes“* waren herausfordernder als die zu ihrem Comeback-Album *„Damage And Joy“* von 2017, dem ersten Werk nach 19 Jahren. Die Hälfte davon bestand aus bereits auf Soloalben veröffentlichten Songs. Die zwölf neuen Lieder auf *„Glasgow Eyes“* dagegen haben sie gemeinsam im Studio eingespielt.

Am gelungensten sind die zynischen Stücke über die USA, ihr Lieblingsthema seit *„Munki“* von 1998. „Das Velvet-Underground-Amerika ist tot“, sagt Jim. „Vom Urschrei des Rock and Roll 1954 bis in die 90er-Jahre waren die Staaten für uns ein kultureller Leuchtturm. Nun gibt es dort Trump, vorher Bush. Und die Menschen? Typen mit Shorts und Baseballcaps, und alle singen die falschen Lieder.“ In „American Born“ singt William: „I live like Americans, I talk like Americans“ – und allein seine Intonation verleiht diesen harmlosen Wörtern Abscheu. Die Enttäuschung über die USA datiert von 1994, als JAMC das Blues-Folk-Album *„Stoned & Dethroned“* herausbrachten und Cowboyhüte aufsetzten. Ihr bestes Album – und ein Flop. „Wir wurden marginalisiert. Passten nicht in die Zeit. Britpop wurde groß. Niemand erwartete von Briten introspektive Platten. Blur sangen über ‚a big house in the country‘ – wir über Country.“

Aus den jungen Wilden sind aber keine alten Grantler geworden. Eine weitere Trennung werde es nicht mehr geben. „Wenn mir jemand vor vierzig Jahren gesagt hätte, dass ich heute noch Musik machen würde, wäre ich lachend vom Stuhl gefallen“, sagt Jim. Er hat zwei Regeln aufgestellt. „Erstens: Kein Live-Comeback ohne neue Platte. Zweitens, noch wichtiger: Songs are not allowed to be a piece of shit.“

FOTO: MEL BUTLER



Jan Wigger

Er kam Ende der 90er-Jahre vom Studium in Rostock nach Hamburg und machte ein Praktikum bei dem Plattenlabel L'age D'or, dem damals tonangebenden in der Stadt. Jan Wigger, 1973 in Aachen geboren, mochte die sogenannte Hamburger Schule, die mit Tocotronic, Blumfeld und den Sternen, mit Kristof Schreuf und Schorsch Kamerun im Schwange war. Jan mischte sich unter die Leute. Er legte in einem kleinen Club in St. Pauli, dem Grünen Jäger, seine Lieblingsplatten auf. Er wollte schreiben.

Eines Tages erreichten einige Rezensionen die Redaktion des ROLLING STONE am Mundsburger Damm. Eine davon war über *„The Queen Is Dead"* von den Smiths, eine nicht selten besprochene Platte. Bald stand Jan in der Redaktion, ein bleistiftdünner, etwas unbeholfener, aber darin selbstbewusster junger Mann. Er wollte über Konzerte und Alben berichten, und er wollte Interviews machen. So wurde Jan Wigger die jüngste Stimme im ROLLING STONE jener Zeit und bald die auffälligste. Als die Strokes um die Jahrtausendwende ihr Debüt veröffentlichten, war Jan zur Stelle.

Als der „Spiegel" die Rubrik „Abgehört" mit den Platten der Woche einführte, war Jan einer der Autoren. Seine Texte waren jetzt idiosynkratisch und sophistisch – und sie waren stupend lustig. Er liebte Scott Walker, und als eine Box mit allen Walker-Platten erschien, schlug er vor, die Boxen von Pink Floyd und Creedence Clearwater anzubauen – das ergebe eine erstklassige Rutsche. Zu Interviews wollte er keine mittleren Strecken zurücklegen, sondern in die USA und nach Japan reisen. Er fürchtete aber Krankheiten und verließ selten seine kleine Wohnung, eine Thomas-Bernhard-Existenz.

In den letzten Jahren wollte er nicht mehr schreiben. Und schrieb doch leidenschaftliche Mails und empfahl Bands der 70er-Jahre: Night Ranger und America, Kansas und Asia.

Mitte Januar ist der Solitär Jan Wigger in Hamburg gestorben. **AW**

MELANIE

In den Sechzigern und Siebzigern gehörte Melanie Safka zu den schönsten Stimmen von Folk-Szene und Hippie-Bewegung. Mit Stücken wie „What Have They Done To My Song Ma" etablierte sie sich zudem als große Songschreiberin. Melanie starb am 23. Januar im Alter von 76 Jahren in der Nähe von Nashville.

FRANK FARIAN

Pop-Produzent, Komponist, Sänger und cleverer Geschäftsmann: Mit seinen Band-Erfindungen Boney M. und Milli Vanilli feierte Franz Reuther alias Frank Farian weltweit Erfolge und verkaufte mit seiner Vision von Disco zig Millionen Tonträger. Farian starb am 23. Januar 82-jährig in Miami.

FRANK Z.

Als Sänger der Band Abwärts, vor allem mit dem Debütalbum *„Amok Koma"* (1980), war Frank Ziegert nicht nur einer der wichtigsten deutschen Post-Punk-Akteure – er legte auch einen Grundstein für den Sound der Hamburger Schule. Er starb am 17. Januar mit 66 Jahren an einer Krebserkrankung.

MARLENA SHAW

Auf wundervollen Platten wie *„Who Is This Bitch, Anyway?"* (1975) schuf Marlena Shaw eine elegante, smooth pulsierende Melange aus Jazz, Soul, Blues und Disco. Bekannt wurde sie mit einer Version der Ashford-&-Simpson-Komposition „California Soul". Shaw starb am 19. Januar, sie wurde 84 Jahre alt.

FOTOS: JENS RESSING / DER SPIEGEL, GETTY IMAGES (3), DPA

Musikgeschichte abonnieren und dauerhaft sparen!

RAMONES THE LIBERTINES THE BLACK CROWES BRUCE SPRINGSTEEN
RollingStone
GERMANY
DUA LIPA
über Brit-Pop, Instagram und den Gaza-Krieg
THOMAS HITZLSPERGER
über Homophobie im Fußball und die EM
JUDITH HOLTER
über Ukraine, Rabys und die Beatles
BOB MARLEY
Seine Familie spricht über das neue Film-Pic
THE POLICE
IHR RUHM UND DAS ENDE
40 Jahre Stings Ausstieg nach „Synchronicity"
Plus: Die besten Abschieds-Alben großer Bands

ABO +

Zusätzliche Vorteile. Nur für Abonnent:innen.

Die Playlist für alle

CD exklusiv für Abonnentinnen

Heft-CD
ab sofort exklusiv für Abonnent:innen
+ monatliche Playlist für alle

+ Preisvorteile
im RS-Shop:

rollingstone.de/shop

+ 8% Rabatt
auf jeden Einkauf bei jpc sichern – ob Vinyl, Bücher oder Filme!

+ 15 € Rabatt
auf das Festival-Ticket

rollingstone-beach.de

Ihre individuelle Wunsch-Prämie im

1-Jahres-Abo

Jetzt nur
98 €*
12 Ausgaben + 1 Prämie

jpc Leidenschaft für Musik 25 €
eventim 25 €
amazon.de 25 €

STEVE HACKETT
THE CIRCUS AND THE NIGHTWHALE
(Transparent Red Vinyl)

Jetzt nur
196 €**
24 Ausgaben + 1 Prämie

Ihre individuelle Wunsch-Prämie im

2-Jahres-Abo

THE POLICE
GREATEST HITS
(Remastered, 180g)

BestChoice 50 €
amazon 50 €
jpc Leidenschaft für Musik 50 €

EXKLUSIVE
JOHN LENNON ODER PAUL MCCARTNEY-LITOGRAPHIE VON CHRISTOPH BOUET
60 limitierte Originalgrafiken 30x30
Nummeriert und signiert

*Mindestlaufzeit 12 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter. Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.
**Mindestlaufzeit 24 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter. Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.

Jetzt bestellen: rollingstone.de/abo
oder 0451 - 4906 740

SCHNELLER TRIUMPH, LANGER ABSCHIED

Vor 40 Jahren erschien ihr letztes Album: Wie THE POLICE zur größten Band der Welt wurden – und dann verschwanden

VON ARNE WILLANDER

THE POLICE
Andy Summers, Sting und Stewart Copeland in Japan, 1981

FOTO: GETTY IMAGES

THE POLICE LIVE
Sting, Stewart Copeland und Andy Summers während der „Synchronicity"-Tournee 1984

GORDON SUMNER WAR 1976 MIT SEINER FRAU FRANCES NACH LONDON GEZOGEN.

Er spielte seit den frühen 70er-Jahren in Jazz-Bands und in dem bescheiden erfolgreichen Quartett Last Exit, das eine lobende Erwähnung in der Musikzeitschrift „Sounds" fand. Man nannte ihn Sting, weil er einmal – er behauptet: ein einziges Mal – einen schwarz-gelb gestreiften Pullover trug. Der Bandleader rief ihn daraufhin Sting. Und dabei blieb es.

In Newcastle upon Tyne war er als Bassist traditioneller Jazz-Gruppen, die Standards aus den 40er- und 50er-Jahren spielten, und als Sänger von Last Exit weltberühmt. Nebenher studierte er Englisch und Geschichte und wurde zum Lehrer ausgebildet. Er unterrichtete dann an einer Grundschule. Die Schulleiterin war eine sittenstrenge, beim Kollegium unbeliebte Nonne, die Gordon Sumner mochte und ihm gelegentliche Abwesenheiten genehmigte, wenn er im Orchester einer Musical-Aufführung spielte oder mit Last Exit nach Belgien oder Spanien reiste.

Aber Sting Sumner wusste, dass er nur in London eine Karriere als Musiker machen konnte. Im Januar 1977 gaben Last Exit das letzte Konzert in Newcastle. Danach traten sie bei einem lokalen Fernsehsender auf, wo sie „Don't Give Up Your Daytime Job" darboten. Sting hatte gerade seinen Job aufgegeben. Die beiden älteren Mitspieler an Schlagzeug und Gitarre hatten Familien und mussten Häuser abbezahlen – es war unwahrscheinlich, dass sie nachkommen würden. Stings Freund Gerry, der Keyboarder, würde vielleicht umziehen. Mit diesen vagen Aussichten fuhr Sting mit Frances, dem Baby Joe und einem Hund nach London. Sie hatten keine Wohnung, aber eine Adresse in Kensington, wo sie zunächst unterkommen konnten. Sting suchte also eine Wohnung. Und eine Band.

Ein paar Wochen vorher hatte er nach einem Konzert an einem College einen großen, schlaksigen Amerikaner kennengelernt, den der Musikjournalist Phil Sutcliffe mitgebracht hatte. Stewart Copeland („Ein markantes Gesicht und ein langes Kinn", schreibt Sting in der Autobiografie „Broken Music") spielte Schlagzeug bei Curved Air, einer frei flottierenden Hippie-Band. Sein Vater war Agent bei der CIA und lange in Beirut stationiert, sein Bruder Miles hatte allerlei Unternehmungen im Musikgeschäft, darunter ein Plattenlabel.

FOTO: GETTY IMAGES

Stewart begrüßte Sting hinter der Bühne: Der Auftritt habe ihm gefallen. Er gab Sting seine Telefonnummer. Die anderen Musiker fragten, was denn der Amerikaner gewollt habe. Sting verriet ihnen nichts und behielt die Nummer für sich.

Nun ging Sting in London auf Wohnungssuche, während Frau und Kind zu Hause waren. Er fuhr durch Mayfair und erinnerte sich an den Zettel mit Copelands Nummer. Die Legende will es, dass er an einer Telefonzelle hielt (vielleicht regnete es in Strömen) und Copeland anrief. Eine Frauenstimme antwortete. Ja, Stewart sei da. Eine lange Pause. (Sting zweifelte schon daran, dass es eine gute Idee war.) Aber da! „Hi, wie geht's?“ - „Hier ist Sting, der Bassist aus Newcastle.“ Wie sich herausstellte, wohnte Copeland in der Green Street. Und die Telefonzelle, in der Sting stand, befand sich in der Green Street. Also machte er sich auf den Weg.

Stewart Copeland hütete die Wohnung („Dolche, Gebetsteppiche, arabische Schriftzeichen an den Wänden“) mit Sonja Kristina, der Sängerin von Curved Air, für die Eigentümerin, die außer Landes war, weil eine Mitbewohnerin („massig, langes schwarzes Haar, Lackleder-Pumps“) die Wohnung besetzt hatte und nicht ausziehen wollte. Im oberen Raum der Wohnung („nackte Glühbirne, Möbel mit weißen Laken abgedeckt“) saß Copeland in der Ecke und drosch stoisch auf ein Schlagzeug ein: „Er hatte das verbissene Lächeln von jemandem, der mit einem Maschinengewehr feuert.“ Copeland beugte sich über die Trommeln „und streckte die Pranke aus“: „Hi.“

Nun materialisiert sich in Stings Erinnerung eine Bassgitarre, zu der er griff. Er spielte Bassläufe zu Copelands Schlagzeugsalven. Copeland erzählte ihm, dass er immer in einem Trio spielen wollte - Jimi Hendrix Experience, Cream. Dass weniger mehr sei. Sting sagte nicht, dass die Art-Rock-Band Curved Air ja das Gegenteil war. Und er sagte auch nicht, dass er keine Punk-Band gründen wollte („unter einer Billigflagge segeln“). Außerdem wollte Copeland die Band The Police nennen. „Ich fand den Namen grässlich, sagte aber nichts.“

Copeland zeigte Sting einen Leserbrief in „Sounds“. „Wer ist der großartige Schlagzeuger von Curved Air“, heißt es darin, „und auf welchem Schlagzeug spielt er?“ Copeland fragte: „Weißt du, wer den Brief geschrieben hat? *Ich* habe den Brief geschrieben.“

Das war die Geburt von The Police.

Eine Weile traten sie mit einem sympathischen Franzosen an der Gitarre auf, der immer fragte: „Das sind *echte Momente*, ja?“ Henry Padovani konnte aber nicht gut spielen.

Stewarts ältester Bruder, Miles, war, als die Familie nach London gezogen war, Manager von Wishbone Ash, Caravan und der Climax Blues Band. Jetzt nahm er Punk-Künstler unter Vertrag. „Glaub mir, Stewart, das wollen die Leute. Gene October. Der kann keine drei Töne singen, aber er hat das Feeling. Dieser *Smig* oder wie der heißt, der ist doch ein Jazz-Sänger.“

The Police gingen auf Tournee mit einer schrillen Attraktion namens Cherry Vanilla, die sich nicht in die Annalen der Popmusik eingeschrieben hat, damals aber einiges Publikum in Kleinstädten anzog. Dann machten sie eine abenteuerliche Europatournee mit der Band von Wayne County.

Sting hatte nur einen Einwand: Stewart Copeland spielte zu schnell. Sting hatte Schwierigkeiten, dem Trommler zu folgen. Aber Copeland war nicht bereit, langsamer zu spielen. Im Mai 1977 veröffentlichte die Band bei Miles Copelands Illegal Records die Single „Fall Out“. Bisher hatte sie zehn Songs, alle von Copeland geschrieben - mit Ausnahme von „Landlord“, einem autobiografischen Stück aus Stings Feder. Mit Landlords hatte er viel zu tun. Die kleine Familie hatte noch immer keine Wohnung. Aus Sorge um die Zukunft fing Sting wieder mit dem Beten an. Er hatte allerdings Zweifel an der jungfräulichen Empfängnis.

Familie Sumner fand dann endlich eine Wohnung im Souterrain eines Hauses. Vater Ernest, der Milchmann, lieh seinem Sohn 200 Pfund für die Anzahlung. Frances, die Schauspielerin war, bekam eine Rolle in einer englischen Fernsehserie.

Stings Musikverlegerin Carol Wilson war mit Mike Howlett liiert, der früher Bassist bei der Hippie-Band Gong war. Howlett wollte mit Sting und Copeland eine Band mit dem Namen Strontium 90 gründen. Sting fand, zwei Bassisten brauche es ja eigentlich nicht. Zu den Proben kam ein Gitarrist, der seit den 60er-Jahren in Bands spielte, zuletzt bei Zoot Money und Kevin Coyne. Andy Summers war „freundlich, umgänglich, mit gewissen künstlerischen Ambitionen und fürchterlich empfindlich gegen jede abfällige Bemerkung, ob echt oder eingebildet“. Und er war ein versierter Gitarrist.

Sting wollte es unbedingt mit Andy Summers als Gitarrist versuchen. Copeland war loyal gegenüber Henry.

Folgender Dialog entspann sich:

STEWART: Henry hat das richtige Image.
STING: Henry kann nicht spielen.
STEWART: Doch, das kann er.
STING: Du spielst besser Gitarre als Henry, und du spielst jämmerlich.

Sting hatte nur einen Einwand: Stewart Copeland spielte zu schnell. Sting hatte Probleme, dem Tempo zu folgen

Dann nahmen sie einige Songs mit Mike Howlett und Strontium 90 auf. Sting fragte sich, weshalb sie ihn in der Band überhaupt brauchten, weil er der zweite Bassist war. „Er braucht dich, weil er nicht singen kann“, sagte Copeland. „Du kannst singen.“

Ende Mai 1977 traten sie beim Gong-Festival in Paris vor fünftausend Menschen auf. Anschließend sagte Andy Summers beim Abendessen, dass er nicht als Ergänzung von Henry in die Band kommen wolle, sondern an seiner Stelle. Und mit Strontium 90, die in The Elevators umbenannt wurden, wollte er gar nicht mehr auftreten.

Schließlich setzte Sting sich durch.

Sie sprachen mit Henry. „Wir hatten *echte Momente*, ja?“

Zwischen August und Weihnachten schrieb Sting die Songs, die das Debütalbum von Police werden sollten. Er verband einen alten Text für Last Exit und die Akkorde von Bob Marleys „No Woman, No Cry“ zu „So Lonely“.

Derweil änderte Miles Copeland seine Meinung über den Sänger und Songschreiber Smig. Er wollte ein Album von The Police auf seinem Label Illegal herausbringen und engagierte den unerfahrenen Produzenten Nigel Gray, in dessen Tonstudio sie kostenlos aufnehmen konnten. Alle Songs stammten von Sting, was bedeutete, dass er einen viel größeren Anteil an den Tantiemen bekäme, „ja der Anteil meiner Kollegen wäre im Vergleich winzig“. Deshalb trat er ihnen einen Teil seiner Songwriting-Tantiemen ab, „um sie bei Laune zu halten“. Aber „der Brand schwelte weiter und wurde später ein Grund für die Trennung“, so Sting.

Nach einem Konzert in Paris sah Sting an einer Häuserwand ein Plakat für eine Aufführung von „Cyrano de Bergerac“, und unter seinem Hotelfenster standen Prostituierte an der Straße. „In melancholischer Stimmung“ schrieb er „Roxanne“ - „zunächst als jazziger Bossa nova angelegt, entwickelte es sich zu einer Art hybridem Tango“. Stewart Copeland wollte das Stück Miles vorspielen. Sting war skeptisch. Miles’ Gesicht wurde rot, während er den Song hörte. „Mann, das ist ein echter Klassiker! Das wird ein Hit.“ Er hatte gerade Squeeze einen Vertrag mit A&M verschafft. Nun handelte er mit dem angesehenen Label einen Deal für The Police aus. Das Album sollte „Police Brutality“ heißen und die Band in Polizeiuniformen zeigen. Am 26. Januar 1978 kam Miles Copeland mit dem Vertrag für die Single „Roxanne“ zu Sting - und mit einem anderen Titel für die Platte: „*Outlandos D’Amour*“. Laut Sting „spricht der Titel den Sinn fürs Absurde an, der uns alle verbindet“.

Sechs Jahre nachdem Sting zum letzten Mal Arbeitslosengeld vom Amt geholt hatte, war er Nummer eins in den englischen und amerikanischen Charts. Im Mai 1983 erschien die Single „Every Breath You Take“, die dem Album „*Synchronicity*“ vorausging. Phil Spector besteht darauf, dass es von Gene Pitneys „Every Breath I Take“ von 1961 inspiriert sei. Sting sagt, es habe eine Allerweltsmelodie, aber einen „interessanten Text“ über Obsession und Kontrolle. 2019 ergab eine Erhebung, dass „Every Breath You Take“ der meistgespielte Song aller Zeiten im Radio ist.

„*Synchronicity*“ wurde Ende 1982 in den AIR-Studios in Montserrat aufgenommen. Dort prallten die Egos von Stewart Copeland und Sting aufeinander. Copeland wollte eine größere Rolle in der Band, aber nur sein Song „Miss Gradenko“ kam auf die Platte.

„*Synchronicity*“ ist eine der merkwürdigsten letzten Platten aller Zeiten. Die erste Seite ist die schlechteste Police-Platte. Stings „O My God“ ist grauenhaft, Summers’ „Mother“ schlimmer. „Synchronicity I“ und „Synchronicity II“ sind Stings Bildungsbürger-Ambition geschuldet. Schon das vorherige Album, „*Ghost In The Machine*“, war nach einem Buch des Philosophen Arthur Koestler benannt. Es stand an den Supermarktkassen, als dort noch Vinylplatten verkauft wurden. Auch Synchronizität interessierte niemanden.

Aber die zweite Seite besteht aus vier Meisterstücken von Sting: „Every Breath You Take“, „King Of Pain“, „Wrapped Around Your Finger“ und „Tea In The Sahara“. Jeder Song ist feiner ziseliert, jeder entfernte sich weiter von dem Rock-Reggae der frühen Jahre. Sting wurde immer langsamer.

Nach Veröffentlichung des Albums begannen The Police ihre letzte Tournee, die bis 1984 dauerte. Copeland hatte einen riesigen Gong auf der Bühne. Sting hatte eine riesige Hybris. Dann nahm Sting mit Jazz-Virtuosen „*The Dream Of The Blue Turtles*“ auf. Er wurde immer schneller.

July 1986: „The band go into a London studio intending to record their sixth album, but they don’t“

Im Juni 1986 standen The Police zum letzten Mal (bis zu den Konzerten von 2007) auf einer Bühne: bei einem Konzert für Amnesty International in Atlanta. In der Chronik der Band heißt es unter Juli 1986: „The band go into a London studio intending to record their sixth album, but they don’t.“

STING 1983
The Gardens Club, Kensington, London

FOTO: GETTY IMAGES

FAMOUS LAST WORDS

Zehn ROLLING-STONE-Autor:innen schreiben über ihre liebsten Abschiedsalben

SANDY DENNY

Sandy Denny

Rendezvous

Island, 1977

Sandy Dennys letztes Album war alles andere als ein Triumph, vielmehr erwies sich *„Rendezvous“* als eher erratisches Werk aus strategisch angeordneten Versatzstücken, die in ihrer Summe schnellen Erfolg versprachen, die begnadete Folk-Stilistin indes als vielseitige Pop-Vokalistin zu verkaufen suchten, weit unter Wert, anbiedernd. Ein fluffiger Karibik-Flirt, eine Elton-John-Schmonzette, Richard Thompsons umbenanntes „For Shame Of Doing Wrong“, daneben Songs aus eigener Feder, gewohnt hochklassig zwar, aber von Ehemann Trevor Lucas im Produzentensessel zu oft in plüschige Streicher getaucht oder mit Rock-Gitarren vergniedelt. Auch einige genuine Highlights hatte *„Rendezvous“* zu bieten, durchaus, etwa die gut siebenminütige, opulent orchestrierte Pastorale „All Our Days“, eine hingebungsvolle Feier der Jahreszeiten in Albion und damit einhergehender, belebender Stimmungsumbrüche. Die Vorstellung von ständigem Schönwetter war Sandy ohnehin ein Graus, schon ihre erste Solo-LP hatte mit einem Loblied auf den späten November eröffnet. Dafür war ihre Stimme wie geschaffen, vermochte sie doch das Schwermütige ebenso wie das Flatterhafte anklingen zu lassen, in ein und demselben Vers, mühelos.

„Sandy hatte die perfekte Folk-Stimme, sie konnte frei und ungezwungen singen, ohne je ins Ungefähre abzugleiten“, weiß Pete Townshend, der zunächst nur Fan war, später jedoch einer von Sandys letzten Freunden bleiben sollte, auf die sich die Künstlerin verlassen konnte. Depressive Schübe, nagende Selbstzweifel, selbstzerstörerisches Verhalten und mehr Karriererückschläge, als sie noch verkraften konnte: Sandy Dennys letzte Jahre schienen unaufhaltsam nach unten zu führen. Trevor Lucas war mit Georgia, der gemeinsamen, kaum einjährigen Tochter, nach Australien geflüchtet, hilflos angesichts sich häufender Abstürze der völlig überforderten Mutter. Ein heilsamer Schock für Sandy, denn sie versuchte nun ernsthaft, sich aus dem Drogensumpf zu befreien. Im finalen Song von *„Rendezvous“* hatte sie gar optimistische Töne angestimmt, ihre eigene Zukunft betreffend: „I won’t linger over any tragedies that were/ And I won’t be singing any more sad refrains.“ Zu spät, denn ein Jahr später war Sandy Denny tot, gestorben an den Folgen eines Treppensturzes, dessen Hergang bis heute nicht geklärt werden konnte.

Sandy Dennys reiche musikalische Hinterlassenschaft ist nachzuhören auf den drei 1969er LPs von Fairport Convention, auf dem einen Album von Fotheringay sowie natürlich, in absteigender Wichtigkeit, auf ihren Solo-Platten. Vielleicht stimmt *„Rendezvous“* trotz seiner Unvollkommenheit so unsagbar traurig: to think what might have been.

WOLFGANG DOEBELING

The Jam

The Gift

Polydor, 1982

Das schiere Tempo lässt sich heute kaum mehr nachvollziehen: Nach fünf Jahren im Platten-Business sind The Jam bei Album Nr. 6 angelangt, gereift von ihren Anfängen als einsame Mods in der Londoner Punk-Szene zu Galionsfiguren eines ausgewachsenen Mod-Revivals. Ihr junger Chef-Ideologe Paul Weller verfolgt eine paradoxe Vision zwischen Vorwärtsdrang und Retro-Ästhetik, die ihn bald tief in exotische Jazz- und Soul-Gefilde führen wird.

Mit der letzten Jam-EP, „Beat Surrender“, wird Weller anschaulich beweisen, dass Bassist Bruce Foxton und Drummer Rick Buckler ihm auf diesem Weg nicht mehr zu folgen vermögen. Doch davor findet die Band auf *„The Gift“* noch einmal zur Vollendung ihres um Orgel, Trompete und Saxofon erweiterten Formats.

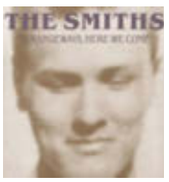
Auf den maskulin stampfenden Soul-Pop des Eröffnungsstücks „Happy Together“ (Wellers „spontan“ ausgerufenes „Hua!!!“ ist die Definition unbewusster Selbstironie) folgt „Ghosts“, einer der leisesten Songs seines Lebenswerks, über die existenzielle Tragik der Verdrängung, und gleich danach „Precious“, die verbissenstmögliche Annäherung an den Funk. „Just Who Is The 5 O’Clock Hero?“, geschrieben aus der Perspektive des frustrierten Lohnsklaven, ist ein seltenes Beispiel authentisch proletarischer Selbstglorifizierung frei nach Biermanns „Das kann doch nicht alles gewesen sein“ und „Trans-Global Express“ eine schamlose Kopie eines Northern-Soul-Bläser-Riffs („So Is The Sun“ von The World Column). Aber es ist die B-Seite, auf der die Band ihre perfekte Ehrenrunde dreht.

„The Gift“ erscheint im März ’82 noch vor Ausbruch des Falklandkriegs und Margaret Thatchers zweitem Wahlsieg. In „Carnation“ porträtiert Weller die neokonservative Politikerin in erster Person als parasitäre Kreatur, genährt vom „Neid, der Angst und jeder Unze Hass in dir“. In „Running On The Spot“ wiederum sieht er die kleine Armee seiner Fans wie Schafe denselben alten Mythen nachlaufen. „Die nächste Generation emotionaler Krüppel“, gefangen in einer Gesellschaft, die nicht weiter sieht als bis zum Boden des Bierglases: „I believe in life and I believe in love, but the world in which I’m living keeps trying to prove me wrong.“

Doch Weller kleidet solch bitteres Sentiment nicht etwa in selbstmitleidige Düsternis, sondern gießt es in die tanzbare Form einer Motown-Hommage wie „Town Called Malice“. Das macht seine Botschaft so unwiderstehlich, denn wie es im Titel- bzw. Schlusssong so richtig heißt: „We’ve got the gift of life … we’ve got to keep movin’.“

ROBERT ROTIFER

FOTO: GETTY IMAGES



The Smiths

Strangeways, Here We Come

Rough Trade, 1987

Die meisten Musikkritiker und Fans sind sich darin einig, dass *„The Queen Is Dead“* die beste Platte der Smiths (und der 80er-Jahre) ist. Morrissey widerspricht. Johnny Marr widerspricht. Mike Joyce widerspricht. Sie glauben, dass *„Strangeways, Here We Come“* ihr größtes Album ist. Ich glaube das auch.

Warum? *„Strangeways“* hat nur großartige Songs. Bisher bestanden Smiths-Songs aus der Rhythmussektion und Marrs Rickenbacker-Jingle-Jangle. Niemand konnte so Gitarre spielen wie Marr. Jetzt erweiterte er mit dem Produzenten Stephen Street, bisher Toningenieur bei den Smiths-Alben, die Instrumentierung um Bläser, Streicher, Piano (Morrissey spielt verblüffend bei „Death Of A Disco Dancer“) und eine Harmonika.

Im Frühjahr 1987 nahmen sie die Platte in der Wool Hall bei Bath auf. Morrissey ärgerte sich über den rapide gestiegenen Drogenkonsum des Bassisten Andy Rourke. Wenn Morrissey nach den Aufnahmen in sein Zimmer ging, um Sylvia Plath zu lesen, holten die anderen die Flaschen aus der Küche und spielten ihre Lieblingssongs aus dem Film „Spinal Tap“.

Am nächsten Tag spielten sie dann Marrs und Morriseys schönste Songs: „A Rush And A Push And The Land Is Ours“, „Girlfriend In A Coma“, „Last Night I Dreamt That Somebody Loved Me“ und das letzte Stück, das wir je von den Smiths hörten, „I Won’t Share You“. Ein später zusammengestelltes Video zu diesem Lied zeigt Szenen aus Peter Bogdanovichs Film „The Last Picture Show“, in dem Jeff Bridges und Timothy Bottoms dieselbe Frau, Cybill Shepherd, teilen. Auf dem Cover der Platte ist ein Foto von Richard Davalos, der mit James Dean in Elia Kazans „East Of Eden“ spielte. In dieser Szene schaut Davalos auf Dean. Morrissey wollte eigentlich Harvey Keitel in Martin Scorseses „Who’s That Knocking On My Door?“ von 1967 nehmen, aber Keitel erlaubte es nicht.

Morrissey ging in sein Zimmer, um Sylvia Plath zu lesen, die anderen spielten die Songs von „Spinal Tap“

Als *„Strangeways“* Ende September 1987 in die Läden kam, gab es die Smiths schon nicht mehr. **ARNE WILLANDER**

Twisted Sister

Love Is For Suckers

Atlantic, 1987

Das fünfte und letzte Twisted-Sister-Album wurde im Juli 1987 veröffentlicht – im selben Monat also wie *„Appetite For Destruction“* von Guns N’ Roses. Damit war der Glam-Metal der 80er-Jahre vorbei, besser wurde es nicht mehr – auch wenn Mötley Crüe mit *„Dr. Feelgood“* (1989) und Poison mit *„Flesh & Blood“* (1990) noch Platz 1 bzw. 2 der US-Charts erreichen konnten. Der Drops war gelutscht.

„Love Is For Suckers“ nannte Dee Snider das Werk. Eigentlich sollte es sein Solo-Debüt werden, nach elf Jahren bei Twisted Sister, die 1972 auf Long Island von Gitarrist Jay Jay French gegründet worden waren. Seit seinem Einstieg als Sänger 1976 schrieb Snider ohnehin alle Songs. Doch das Label war dagegen, zwang die ausgebrannte Band gemeinsam ins Studio – und brachte sie damit endgültig auseinander. Dabei geht es mit „Wake Up (The Sleeping Giant)“ so gewaltig und überraschend zeitlos los – mit einem sofort mitsingbaren Chorus und der dringlichen Botschaft, dass sich etwas ändern muss. Zwei Jahre zuvor hatte Snider vor dem US-Senat eine flammende Rede gegen das PMRC, gegen Intoleranz und Zensur gehalten. Beläufig zitiert er den größten Twisted-Sister-Hit, „We’re Not Gonna Take It“: „We took all we’re gonna take/ It’s got to stop, you know there’s too much at stake/ Who the hell are they to say/ What we can do and how we can play?“ Heute könnte man das Stück auch als Aufruf an alle Schlafmützen überall sehen, die zu (denk-)faul sind, um für die gefährdete Demokratie zu kämpfen.

Der Auftakt führt allerdings etwas in die Irre, denn danach geht es vor allem um Liebe, Lust und Leidenschaft; in Sniders Worten: „It’s a very horny album.“ Er orientierte sich wieder mehr an seinen alten Helden, an Marc Bolan und Alice Cooper – weniger Aggression, mehr Spaß, seine gewaltige Stimme kann das ja alles. Das Wort „hot“ kommt gleich in zwei Songtiteln vor, „Me And The Boys“ ist eine klassische Jungs-Cliquen-Feier, „You Are All That I Need“ die Dahinschmelz-Ballade. Die Gitarren spielte angeblich fast ausschließlich die Aushilfe Reb Beach (Winger, Whitesnake), weil Produzent Beau Hill die Ergebnisse der Sisters French und Eddie Ojeda nicht so überzeugend fand. Insgesamt bügelte er den Sound zu glatt, und am Ende waren alle froh, als es vorbei war. 1997 kamen Twisted Sister erneut zusammen und gaben viele Konzerte, Studioalben nahm Snider nur noch in anderen Formationen und solo auf. (*„A Twisted Christmas“* von 2006 zählen wir mal nicht mit.)

Eigentlich wollte Dee Snider vor einer Weile in Bühnen-Rente gehen, 2024 wird er aber doch wieder auftreten – aus Notwehr: Twisted Sister stünden für die Demokraten zur Verfügung, verkündete er kürzlich. Alles, um Trump zu verhindern. Wake up! **BIRGIT FUSS**

Silly

Paradies

SPV, 1996

Am 13. September 1996 spielen Silly bei der Verleihung der Goldenen Henne ihren Song „Asyl im Paradies“. Es ist eine unmenschliche Leistung. Schreien wäre verständlich gewesen. Zusammenbrechen. Aber Gitarrist Uwe Hassbecker, Keyboarder Ritchie Barton, Bassist Jäcki Reznicek und Schlagzeuger Herbert Junck stehen das irgendwie durch, machen gute Miene zum Playback, ertragen die Blicke des Publikums. Eine Videowand zeigt Bilder ihrer Sängerin.

Tamara Danz starb knapp zwei Monate vor dem Auftritt an Brustkrebs. Ihr Tod war nicht nur ein Schock für ihre Bandkollegen – viele Ostdeutsche trauerten um etwas, das man vielleicht kollektive Identität nennen könnte. Noch heute wirkt dieser Verlust wie eine Projektionsfläche für schmerzliche Gefühle. Die Lieder auf *„Paradies“* bringen eine ähnliche Saite zum Klingen, in ihnen melden sich all die Wunden, die nach dem Mauerfall entstanden sind: Hoffnung, Aufbruch, Absturz, Privatisierung durch die Treuhand, Massenarbeitslosigkeit und das Ausschlachten von Stasi-Akten für Karriere- und Medienzwecke. Der Journalist Alexander Osang beschreibt in seinem Buch über Danz, wie er ihr letztes Album zum ersten Mal im Auto anhört und dabei in Tränen ausbricht: „Vielleicht lag es daran, dass der Kontrast so groß war. Die Welt erwachte, und Tamara Danz schlief ein.“

Auf *„Februar“* (1989) und *„Hurensöhne“* (1993) hatten Silly den Puls der Wende- und Nachwendezeit präzise erfasst. Mit *„Paradies“* lieferten sie den Abschied von gestern, einen Abgesang auf die Kämpfe ihrer Generation. Die Krebsdiagnose ereilte die Band während der Arbeit im Studio. Danz öffnete sich als Sängerin und Texterin wie nie zuvor. Hassbecker und Barton beschenkten sie mit einigen der schönsten Melodien im gesamten Silly-Katalog. In den Rocksongs („Köter“, „Downtown“, „Hut ab“) bläst der raue politische Wind der 90er-Jahre. Doch sind es die Balladen „Asyl im Paradies“, „Instandbesetzt“, „Flut“ und „Wo bist du“, die ins Mark jener Ära treffen.

Im März 1996 heiratete Danz ihren Gitarristen, im selben Monat erschien *„Paradies“*, am 22. Juli dann das Ende. Mit nur 43 Jahren. In Berlin gibt es heute eine Straße, die nach ihr benannt ist. Ein kalter, seelenloser Ort zwischen East Side Gallery, der Dependance eines Internetkaufhauses und einer Mehrzweckhalle, die den Namen eines Stuttgarter Autobauers trägt. Tamara Danz wurde vom Schicksal so gnadenlos weggerissen wie manches DDR-Relikt. Ihre Stimme bleibt ein Stachel im Fleisch deutsch-deutscher Geschichte. **MAX GÖSCHE**

Mark Hollis

Mark Hollis
Polydor, 1998

Bei seinem letzten Lebenszeichen sieben Jahre zuvor war Mark Hollis noch der Sänger von Talk Talk gewesen. Die Band hatte sich nach ein paar Synthie-Pop-Hits Anfang der Achtziger in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts beeinflusst von Folk, Third-Stream-Jazz und Minimal Music an den Rand der Stille gespielt. Es schien nur konsequent, dass sie nach *„Laughing Stock“*, das vom Selbstmord und der Himmelfahrt eines Mannes handelte und mit den Worten Gottes endete, für immer verstummte. Aber Talk Talk schuldeten der Plattenfirma noch ein weiteres Album. Also suchte Mark Hollis nach Klängen jenseits der Stille. Es war eine Zen-Übung, die das Nichts umkreiste: Wie klingt ein Instrument, wenn es (fast) nicht spielt? Wie eine stimmlose Stimme? Auf dem langen Weg zu den Antworten wollte ihm kein anderes Bandmitglied mehr folgen, und so veröffentlichte Hollis das Ergebnis schließlich als Soloalbum.

Während die klaustrophobischen Tracks von *„Laughing Stock“* aus freien, getrennt voneinander aufgenommenen Improvisationen der beteiligten Musiker:innen zusammengesetzt worden waren, arbeitete Hollis dieses Mal mit klaren Kompositionen, ließ aber jedem Mitglied seines dreizehnköpfigen Ensembles, zu dem neben Ex-Pretenders-Gitarrist Robbie McIntosh auch der Musiklehrer seines Sohnes am Klavier gehörte, bei der Interpretation alle Freiheiten. Das helle und offene Klangbild entstand wie bei den Arbeiten von Miles Davis mit Gil Evans, die Hollis liebte, durch die Verteilung der Musiker im Raum. Nichts wurde elektrisch verstärkt, nichts verfremdet.

Alles auf diesem Album ist nur angedeutet. Langsam und sachte schälen sich die Klänge aus der Stille: ein Klavier, Holzbläser, akustische Gitarren, Harmonium, Standbass, Perkussion, Mundharmonika, das Knarzen eines Stuhls, das Ploppen sich teilender Lippen, wenn der Mund sich öffnet, und der wispernde Gesang, der von flüchtigen Gedanken, von verwehten Leben, von Gefallenen, Kriegsheimkehrern und dem großen Nichts erzählen, vor dem sie jeweils stehen.

Nach diesem fragilen Album, für das jeder Titel eine zu große Last gewesen wäre, wurde es endgültig still um Mark Hollis. Er starb am 25. Februar 2019. Ein Schock. Der plötzliche, alle unerwartet treffende Tod schien viel zu laut für diesen sachten, leisen Mann – ganz zu schweigen von den vielen bestürzten Nachrufen. Lautlos sang ich seine Zeilen vor mich hin: „I've lived a life for wealth to bring/ And yet I'll gaze/ At the colour of spring/ Immerse in that one moment/ Left in love with everything.“

MAIK BRÜGGEMEYER

George Michael

Patience
Sony, 2004

Auf der Berlinale stellte er 2004 frohen Mutes seine Filmbiografie „A Different Story“ vor, einen Monat später sein erstes Soloalbum seit acht Jahren. Über seine Langsamkeit im Studio, die immer längeren Abstände bis zur nächsten Platte machte er Witze. Dem Vorgängerwerk gab er mit *„Older“* noch einen selbstreferenziellen Titel, nun bedankte er sich für unsere „Geduld“. Zwölf Jahre würde George Michael danach noch leben. Der 41-Jährige hätte nicht ahnen können, dass *„Patience“* sein Vermächtnis werden würde.

Dabei finden sich auf diesem Album Spuren eines Alterswerks. Mit dem House-Track „Flawless (Go To The City)“ erzählte Michael vom Traum des Vorstadt-Teenagers, den McJob hinzuschmeißen und nachts durch Downtown zu ziehen. Die Dance-Rhythmen sind der Trabantenstadt-Stimmung angemessen.

Die Balladen erzählen von Schmerz und dem zum Scheitern verurteilten Versuch eines Lebens ohne Bürde. Erstmals singt Michael vom Suizid seines Onkels, begangen am Tag von Georges Geburt („My Mother Had A Brother“), er berichtet von seiner Kindheit als Sohn eines griechischen Einwanderers („Round Here“), vom Aids-Tod des Partners („Please Send Me Someone“) und – ein Thema seit Wham!-Tagen – dem Zweifel an dem Wert, den Popstars für die Gesellschaft haben („John And Elvis Are Dead“).

Im „Shoot The Dog“-Cartoonvideo parodiert er Tony Blair und George W. Bush, gegen deren Irakkrieg er sich positionierte. Es ist sein wichtigster politischer Song, und George Michael war bereit, seine Karriere zu riskieren – öffentliche Kritik an der britischem Nahostpolitik erzürnt die Yellow Press. In seinem vormals zweitwichtigsten Markt, den USA, wurde er nach seinem Coming-out 1998 längst boykottiert.

Heute findet sich keines der zwölf *„Patience“*-Lieder, geschweige denn eine der sechs Single-Auskopplungen, auf den vorderen Plätzen von „Best of George Michael“-Rankings. Leider, denn auf keinem anderen seiner Alben hat er sein Leben so konzentriert zusammengefasst. Mit der Pianoballade „Through“ eröffnete er bis zuletzt seine Konzerte, es schien, dass er für die darauffolgenden zwei Stunden eine Last von sich abwerfen wollte: „Is that enough? I think it's over/ See, everything has changed/ And all this hatred may just make me strong enough/ To walk away.“

In einem anderen Albumsong, „Precious Box“, heißt es: „Have I a family? I guess not/ Because no one comes in the morning/ No one comes in the evening time.“ Zuletzt war er einsam. Am ersten Weihnachtsfeiertag 2016 wurde der „Last Christmas“-Sänger leblos in seinem Bett aufgefunden.

SASSAN NIASSERI

The Czars

Goodbye
Bella Union, 2004

„Lilacs and tiger lilies/ Won't be enough for me when you're gone/ Hollyhocks and gladiolas/ Will never replace your face“ – John Grants anrührend melancholischer, dennoch gefasster Bariton und das brokatschwere, würdevolle Blues-Piano mit Trauerflor machen das lyrische Blumenarrangement von „Little Pink House“ sofort zum Grabgebinde. Bei jedem der zwölf Stücke auf *„Goodbye“*, dem fünften und finalen Album von The Czars, schwingt die monumentale Aura des Vergänglichen mit. Das 1994 in Denver/Colorado gegründete Quintett, das sich, im Grunde bereits untergangsgeweiht, zunächst Titanic nannte, hatte sein eigenes Ende besungen – zu einem Zeitpunkt, als seine Zukunft offiziell noch „ungewiss“ war.

„Goodbye“ war in vielerlei Hinsicht ein Break-up-Album, aufgenommen von einer Band, die mehr Sollbruchstellen als Klebekanten hatte. Grant war während der Arbeit daran nach Paris abgehauen, hatte dort unter anderem „Paint The Moon“ geschrieben, das wie eine vergessene Perle aus den Sechzigern herausragt. So herzzerreißend, gleichzeitig tröstlich wie auf *„Goodbye“* hat er nie wieder geklungen. Grant verarbeitete und verabschiedete mit diesen Liedern nicht nur eine toxische Beziehung („Bright Black Eyes“), sondern auch eine Zeit von Selbstverleugnung und destruktiven Sucht-Eskapaden.

Das üppige Genre-Bouquet, die hinreißend schönen Melodien und detailreichen Arrangements voller eleganter harmonischer Wendungen und Takt-Pirouetten stehen in Kontrast zu den schonungslosen Texten. In „Los“ rechnet der Amerikaner mit seiner Kindheit und Jugend im konservativ-methodistischen Elternhaus ab: „I want you to give back to me/ The child I never was.“ Ein Song zwischen Thriller-Score und Kammermusik, dessen akronymischer Titel für „Lake Of Syrup“ steht – Grant schämte sich damals für die Emotionalität und Verletzlichkeit, die er darin offenbarte.

Das Album endet mit toughem Indie-Rock und einer letzten Erkenntnis: „It takes so much pain/ To help you feel/ If you can't feel at all.“

Nachdem *„Goodbye“* kaum Beachtung gefunden hatte, trennten sich The Czars. Grant zog nach New York, nahm sein Dolmetscherstudium wieder auf und hatte seine Musikkarriere eigentlich schon zu Grabe getragen – bis Midlake ihn fast ein halbes Jahrzehnt später überredeten, mit nach Texas zu kommen, während sie an *„The Courage Of Others“* bastelten, und mit ihnen als Backingband sein exquisites Solo-Debüt, *„Queen Of Denmark“* aufzunehmen, die beide 2010 erschienen. Bis heute bleibt *„Goodbye“* in Grants Œuvre unerreicht. Rest in praise.

INA SIMONE MAUTZ

A TRIBE CALLED QUEST

A Tribe Called Quest

We Got It From Here …

Epic, 2016

Welche Aktualität das 2016 veröffentlichte Album hat! Es entstand am Vorabend der Wahl Trumps zum Präsidenten und ist geprägt von der Sorge und Wut über die drohende Entwicklung der USA zu einem fremdenfeindlichen, illiberalen Staat. „All you Black folks, you must go/ All you Mexicans, you must go", sprechsingt Q-Tip sehr weich und voller Empathie - obwohl er aus der Position eines Trumpisten spricht. „And all you poor folks, you must go/ Muslims and gays/ Boy, we hate your ways/ So all you bad folks, you must go." Der Refrain des Schlüsseltracks von *„We Got It From Here … Thank You 4 Your Service"* ist Rollenprosa in Vollendung. Und sein Sound verleiht „We The People …" eine ungemeine Dringlichkeit: Synthie-Sirenen, ein pumpender Bass und das verformte Black-Sabbath-Sample lassen den Song swingen wie eine Dampfwalze.

Ihr letztes Album lag 18 (!) Jahre zurück, als ihr wirklich letztes veröffentlicht wurde. A Tribe Called Quest hatten den HipHop der 90er-Jahre mit ihrem jazz-informierten, minimalistischen Stil maßgeblich geprägt. Die Unzufriedenheit mit ihrem Label, aber vor allem die Entfremdung zwischen dem zum Islam konvertierten Q-Tip und dem säkularen Phife Dawg führten 1998 zur Trennung. Die erneute Annäherung verlief über Jahre, und als *„We Got It From Here …"* schließlich erschien, war Phife Dawg an den Folgen seiner Diabetes-Erkrankung gestorben.

Das Vermächtnis einer der wichtigsten Gruppen des HipHop vereint ein letztes Mal, was A Tribe Called Quest ausmachte: der transparente, hier auch opulente Sound, Ali Shaheed Muhammads sparsamer Einsatz markanter Samples, die strukturierenden Beats, das Politische und das Private, das Jazz-Feeling und das Wechselspiel der Rapper (M.I.A. Jarobi war der dritte). Die Aufnahmen dauerten ein Jahr, überwiegend analog produziert in New Jersey im Studio von Q-Tip, der später behauptete, während der zwölfmonatigen Arbeit vor allem von alten Stooges-Platten inspiriert worden zu sein. Kokett, wie auch die Liste der prominenten Gäste (Kanye West, Busta Rhymes, Kendrick Lamar, Anderson .Paak, Jack White und sogar Elton John), die in den Flow der Gruppe integriert sind wie selten benutzte Instrumente.

Rassismus ist der rote Faden, doch ist *„We Got It From Here …"* nicht nur ein politisches Album. Es ist auch ein humanistisches Album, das die transzendenten Themen Liebe und Freundschaft sehr diesseitig verhandelt. Und heute, am Vorabend des neuerlichen Duells zwischen Trump und der Demokratie, dringlicher denn je. **SEBASTIAN ZABEL**

Purple Mountains

Purple Mountains

Drag City, 2019

Es schneit und der Hausmeister schreitet zur Tat. Er streut die vereiste Treppe, prüft die Glätte, nimmt die Katze herein. Der Wind ist kalt, aber drinnen brennt ein Feuer, und es gibt ein Sofa und eine Decke. Du kommst aus der Kälte, er empfängt dich an der Tür, klopft den Schnee von deinem Mantel und führt dich in seine Wohnung. Ein sicherer Ort, ein Schutz vor der Welt, der immer da ist. Der Hausmeister wird dich immer empfangen und dich ins Warme ziehen. Du bist sein alter Freund.

Einen Monat nachdem er *„Purple Mountains"* veröffentlicht hatte, im Juli 2019, nahm David Berman sich das Leben. Die zehn Lieder dieses magischen Albums sind von großer Traurigkeit und großem Witz. Die Witze sind traurig, die Traurigkeit ist witzig. Manchmal ist sie nur traurig. Und der Trost ist schwach, zumindest für uns, die wir Berman nicht folgen wollen. Sein Trost war groß, das Leiden endlich vorbei. Er versichert uns: Die Toten wissen, was sie tun, wenn sie diese Welt hinter sich lassen. Der Tod, singt er, ist ein schwarzes Kamel, das niederkniet, damit wir aufsteigen können.

Jedes Wort ist wertvoll auf diesem Album, jede Zeile leuchtet ein warmes Licht. Er konnte das Licht nicht sehen, von ihm ging es aus. Andere finden Freunde, er findet Fremde, singt er. „All My Happiness Is Gone", als wäre Glück eine endliche Ressource, irgendwann aufgebraucht. Vielleicht ist es das. Wer weiß mehr über Glück als der, für den es ein seltenes Gut ist?

Einige Lieder handeln von Einsamkeit - „Maybe I'm The Only One For Me" -, aber Berman war umgeben von Menschen, die ihn gemocht, geschätzt, geliebt haben. Er nahm dieses Album mit der Band Woods auf, die ihn für seine Platten mit den Silver Jews verehrten, und gemeinsam veredelten sie seine Lieder zu kostbarem Country von einer Klarheit und poetischen Kraft, die alles zuvor Entstandene noch übertraf. Das Kamel beugte sich schon nieder, bald würde Berman aufsteigen, aber seinen letzten Jahren trotzte er dieses Album ab. Es ist sein Vermächtnis, und als solches war es wohl die ganze Zeit angelegt.

Die Veröffentlichung erlebte er noch, die große Freude über dieses Album bekam er noch mit. Sie hat nichts verändert, natürlich nicht; vielleicht hat sie ihn bestärkt. Er war ein letztes Mal zurückgekehrt, um für immer zu entschwinden.

Aber da ist er doch. An der Tür wartet er, begrüßt dich, klopft dir den Schnee vom Mantel und zieht dich ins Warme. Drinnen brennt das Feuer, da ist das Sofa, da ist die Decke. Er ist der sanfte Geist und du sein alter Freund. **JAN JEKAL**

FOTO: GETTY IMAGES

Julia Holter in
ihrem Element

DER *kleine* OZEAN *in meinem* KÖRPER

*Die Geburt ihrer Tochter und die durch die Pandemie erfahrene Verwundbarkeit haben die amerikanische Songwriterin **JULIA HOLTER** zu ihrem ersten Album nach sechs Jahren Warten inspiriert*

VON MAX GÖSCHE
FOTOS VON CAMILLE BLAKE

A

M 13. NOVEMBER 2020 schreibt Julia Holter auf Twitter (heute X): „I had a dream Kate Bush was teaching me how to swim." Schwimmen kann sie natürlich schon eine ganze Weile, ihr Seepferdchen im Pool der singulären Songschreiberinnen hat sie längst in der Tasche. In dem Post steckt jedoch ein tieferer Sinn, der Holter damals selbst nicht klar gewesen sein dürfte. Ein Hinweis, welche Richtung ihr nächstes Album nehmen würde. Jetzt ist es fertig. *„Something In The Room She Moves"* fühlt sich an wie ein Blick auf den Pazifik. Wasser spielt eine zentrale Rolle. Es geht um Körperflüssigkeiten und private Schicksalsschläge, um das Trauma der Pandemie und das Wunder des neuen Lebens.

Manchmal erlahmt das Interesse, wenn sich Menschen mit einem Projekt zu viel Zeit lassen. In Holters Fall steigert es die Neugier. Wer ihre Aktivitäten verfolgt, weiß: Es wäre Blödsinn, ihr Untätigkeit zu unterstellen. In den sechs Jahren seit ihrer letzten Platte komponiert sie den Score für das Filmdrama „Niemals Selten Manchmal Immer" und eine neue Musik für Carl Theodor Dreyers Stummfilmklassiker „Die Passion der Jungfrau von Orléans". Sie gibt Konzerte, solo und mit der Band ihres Partners Tashi Wada. Und nebenbei findet sie auch noch die Kraft, ein Kind auf die Welt zu bringen. Ihre Tochter wird 2020 geboren. Dass der Fokus des neuen Albums auf Flüssigkeitszuständen und der Verwandelbarkeit von Organismen liege, habe offensichtlich etwas mit ihrer Schwangerschaft zu tun, erklärt Holter. „Wenn man schwanger ist, denkt man sehr viel über den eigenen Körper nach." Im Prinzip habe sich das seither nicht geändert. Sie versucht zu beschreiben, wie sich ihre Sichtweise auf bestimmte Dinge verändert hat. Ihre Wahrnehmung sei verschoben – zum Guten. „Ich bin empfindsamer, ich nehme vieles intensiver wahr."

Nun ist die 39-Jährige nicht die Erste, die nach einer Geburt solche Beobachtungen an sich macht. Ihre Beschreibungen fallen mitunter allgemein, ja trivial aus. Aber im Gegensatz zu anderen Müttern verfügt Holter über das Talent, ihre Gefühle in Miniaturkompositionen zu übersetzen, die zum Faszinierendsten in der zeitgenössischen Popkultur gehören. Wobei der Begriff Pop in ihrem Fall sehr breit ausgelegt werden muss. *„Something In The Room She Moves"* stellt man sich besser als Klangcollage vor, an der Carlo Gesualdo, Judee Sill und Alice Coltrane mitgewirkt haben. Coltrane zählt zu ihren wenigen echten Heldinnen. „Sie ist ein so wichtiger Einfluss für eine Menge Leute meiner Generation", sagt Holter. „Aber ich habe über sie schon sehr viel bei den Veröffentlichungen meiner letzten Alben gesprochen."

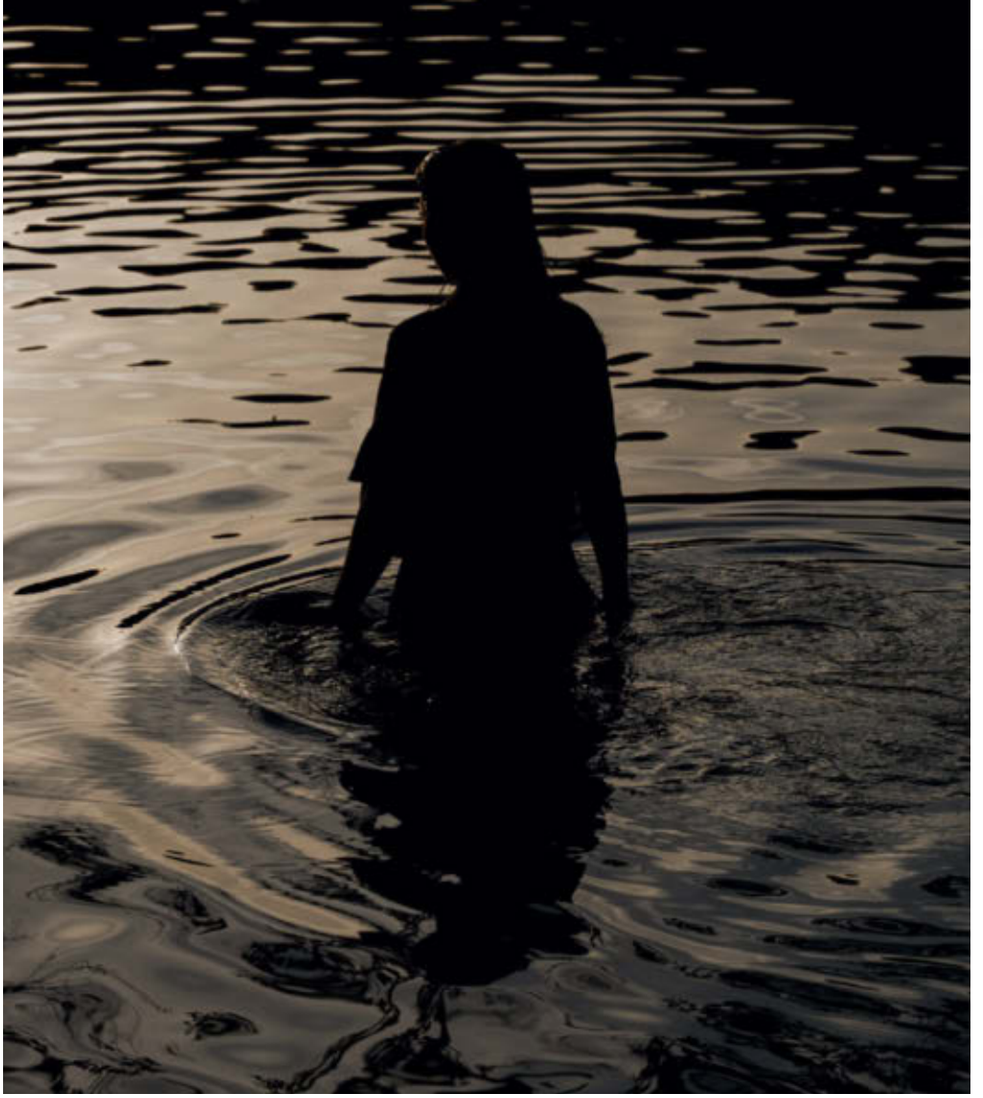
Womöglich spricht Holter generell nicht so viel. Immer wieder macht sie lange Pausen, wägt ab, unterbricht sich selbst. Vielleicht langweilt sie sich auch nur. Reden will sie dann über die Pandemie – bis sie merkt, dass das Thema irgendwie öde, irgendwie durch ist. Dennoch: „Die Pandemie war ein echter Downer für kreative Menschen. Es fiel mir wahnsinnig schwer, in dieser Zeit etwas zu schreiben." Immerhin ist Covid-19 für etwas gut, nämlich als Inspirationsquelle für *„Something In The Room She Moves"*. Die Krankheit verstärkt Holters Interesse an der Funktionsweise von Organen. Was passiert in unseren Lungen? Welche Prozesse durchläuft der Körper nach dem Tod? Was geschieht, wenn das Herz seine Arbeit einstellt und das Blut in den Adern gerinnt? Werden wir wieder eins mit dem Universum? Mit der Natur? Teil des großen Kreislaufs? Holter thematisiert solche Fragen nicht direkt. Aber sie fließen als Sauerstoffbläschen durch ihre uferlosen Harmonien.

Es sind diese beiden Extreme, die das Spannungsfeld von *„Something In The Room She Moves"* beherrschen: die Zeugung neuen Lebens auf der einen Seite, Trauer und Tod auf der anderen. Und es ist wohl der Geburt ihrer Tochter zu verdanken, dass das Album nicht nur die Balance hält, sondern auf eine Art und Weise schwebt, dass man glaubt, an Bord einer Raumfähre zu sein, die eine bessere Welt ansteuert. Ohne ihre Tochter wäre der Sound wohl sehr viel dunkler ausgefallen. Denn der Tod hat in Holters unmittelbare Umgebung ein paar tiefe Krater gerissen. Erst kürzlich verstarb ihr Großvater väterlicherseits, einer von vielen Musikern in der Familie. 2021 verschied ihr Schwiegervater, der Holter ebenfalls nachhaltig geprägt hat: Yoshi Wada, 1943 in Japan geboren, zog in den Sechzigern in die USA, schloss sich der Fluxus-Bewegung an und wurde mit seinen Klanginstallationen und Kompositionen für Dudelsack bekannt. „Ich habe eine Menge von ihm gelernt", sagt sie, „vor allem die Liebe zum Absurden und Surrealen." Holter schwärmt von Wadas Erforschung der Harmonik und seinem Sinn für Humor. Dann hält sie plötzlich wieder inne, als schäme sie sich, etwas über den Vater ihres geliebten Mannes preiszugeben. Der härteste Schlag ereilte sie 2020, als der Sohn ihrer Schwester mit achtzehn Jahren starb. Ihm hat sie *„Something In The Room She Moves"* gewidmet. Holter leidet unter diesem Verlust und möchte lieber nichts über die Hintergründe erzählen. „Ich versuche noch herauszukriegen, wie ich darüber sprechen kann", gesteht sie. Mit dem neuen Album hat sie ihrem Neffen ein Denkmal gesetzt, das für sich spricht, weil Musik Trauer in etwas verwandelt, das Worte schwer vermitteln können.

Ein Goldfischmädchen flieht auf dem Rücken einer Qualle vor ihrem Vater, landet in einem Glasgefäß am Strand, wird von einem Jungen gerettet, schließt Freundschaft mit ihm und entscheidet sich, als Mensch weiterzuleben. Diese Geschichte entspringt dem Hirn des japanischen Regisseurs Hayao Miyazaki und trägt den Titel „Ponyo – Das große Abenteuer am Meer". Es ist der Lieblingsfilm von Holters Tochter. Sie sieht ihn zum ersten Mal 2022, als die ganze Familie mit Corona infiziert ist und sich zu Hause einkasernieren muss. Holter, die den Kosmos des legendären Ghibli-Zeichentrickfilmstudios gerade erst kennenlernt, reagiert genauso begeistert wie ihr zwei Jahre altes Kind. „Ich bin mit ‚Arielle' aufgewachsen. Aber wenn ich mir das heute anschaue, gefällt mir ‚Ponyo' besser. Da gibt es keine sexy Meerjungfrau", erklärt sie. Wie vielen modernen Eltern stoßen ihr die Geschlechterklischees und das Frauenbild früherer Disney-Filme übel auf. Dagegen Miyazakis pazifische Parabel über das natürliche Gleichgewicht, bedingungslose Liebe und weibliche Metamorphosen – „Ponyo" könnte das Storyboard zu *„Something In The Room She Moves"* sein. Die Inspiration für das Ozeanische der Platte. Holter spielt mit diesen Motiven, denkt sich die Unterwasserwelt als Uterus und umgekehrt. Schichtet Streicher und Synthesizer, Glöckchen und Glasröhren so aufeinander, dass es klingt, als würden Delfine miteinander kommunizieren.

Könnte Holters Tochter auch den Titel „Something In The Room She Moves" inspiriert haben? Oder handelt es sich – das wäre am naheliegendsten – um eine abgewandelte Zeile aus einem Beatles-Song? Holter verneint beides, obwohl sie während der Arbeit an ihrer neuen Platte Peter Jacksons epischen Beatles-Dokumentarfilm „Get Back" gesehen hat. „Möglicherweise hat mir mein Unterbewusstsein da einen Streich gespielt", sagt sie. Bei der Gelegenheit fällt ihr ein, dass sie ihrer Tochter Beatles-Songs zum Einschlafen vorsingt. Es handele sich zwar nicht unbedingt um ihre eigenen Lieblingsstücke der Fab Four – die könnten ein wenig verstörend wirken. Geeigneter für Menschen im Kindergartenalter seien „Good Night" und „I Will" vom „Weißen Album". Und selbstverständlich darf im Repertoire der Einschlaflieder – für kalifornische Eltern quasi Bürgerpflicht – ein Stück der Beach Boys nicht fehlen. Holter bevorzugt „Surfer Girl".

Zwei Jahrhundert-Popbands und ein japanischer Anime-Großmeister für die Früherziehung ihres Sprösslings. Holter weiß, wie das geht: Die Kreativität beim Nachwuchs fördern. Die Fantasie anregen. Sie hatte selbst nicht die schlechtesten Voraussetzungen für ein Leben, in dem Kultur mehr ist als Entertainment auf hohem Niveau. Holter wird am 18. Dezember 1984 in Milwaukee im US-Bundesstaat Wisconsin geboren. Ihre Mutter ist die Historikerin Carole Shammas, ihr Vater der Songschreiber und Folkmusic-Forscher Darryl Holter, der einst noch mit Pete Seeger auftrat. Holter wächst in dieser Dualität auf: zwischen Geschichtsbüchern und der sinnlichen Welt der Töne. Als sie sechs Jahre alt ist, zieht die Familie nach Los Angeles. Sie besucht die Highschool, lernt verschiedene Instrumente. Mit achtzehn kennt sie die Diskografie von Joni Mitchell in- und auswendig. Ihre Eltern unterstützen sie in dem Wunsch, Musikerin zu werden. Sie geht an die University of Michigan und macht ihren Abschluss in Komposition. Ein Konzert des Avantgardisten Michael Pisaro wird zur Initiation. Es ist ihr Einstieg in avantgardistische Gefilde. Pisaro muss nicht viel Überzeugungsarbeit leisten, um Holter zu einem weiteren Studium am California Institute of the Arts zu bewegen. Es folgen erste Aufnahmen und



Meisterin der freien Form: Julia Holter

> *„Ich habe eigentlich nie ein Konzept. Ich entdecke, was ich tue, während ich es tue“*

Veröffentlichungen in Eigenregie, Werke mit mystischen Namen wie „Phaedra Runs To Russia“, die heute nur noch schnipselweise oder als Live-Versionen bei YouTube zu hören sind. 2010 steigt sie in die Band der Psychedelic-Folk-Sängerin Linda Perhacs ein. All das sind Teststationen, Experimentierfelder. Ihr offizielles Debütalbum erscheint 2011. *„Tragedy“* ist ein Kaleidoskop aus elektronischen Drones und Montagen im Stil der Musique concrète. Ein paar umtriebige Kritiker:innen sind sofort Feuer und Flamme.

AUF IHREN FOLGENDEN Platten malt Holter immer raffiniertere Klangbilder aus New Age, Krautrock, Folk, barockem Pop und Einflüssen der Renaissance. Mit *„Loud City Song“* (2013) und *„Have You In My Wilderness“* (2015) wird ihr Stil zugänglicher, aber nicht schlechter. 2018 erscheint *„Aviary“*, ein 90-minütiges Opus, enigmatisch, wunderschön, anstrengend, überambitioniert. Ein Werk, das man vielleicht erst in ein paar Jahrzehnten in seiner ganzen Pracht zu würdigen wissen wird. Aus heutiger Sicht erscheint *„Aviary“* wie eine Übergangsphase, in der die frei flottierenden Formen bereits erprobt werden, die jetzt auf *„Something In The Room She Moves“* ihren Höhepunkt erreichen. Das mögen Spekulationen sein. Sicher sein kann man sich bei Holter nie, ihre Musik entzieht sich jeglicher Kategorisierung. Sie ist eine Meisterin der Abstraktion und ein gutes Beispiel für den Unterschied zwischen einer Künstlerin und einer Intellektuellen. Sie muss nicht immer alles genau analysieren und verstehen, bevor sie eine Idee realisiert. Und vielleicht weiß ihre Kunst manchmal mehr als sie selbst. In ihre Alben wird viel hineininterpretiert. Hier an dieser Stelle zum Beispiel wieder. Wo es an Eindeutigkeit mangelt, suchen die meisten Menschen nach inhaltlichen Klammern und Konzepten. Aber Holter sagt: „Ich habe eigentlich nie ein Konzept. Manchmal gibt es eine Story oder eine Vision für einen einzelnen Song.“ Ansonsten habe sie keinen Plan. Sie schreibe intuitiv. „Ich entdecke, was ich tue, während ich es tue. Ich habe keine Agenda.“

Holter lässt sich treiben. Mit diesem Mindset stolpert sie in den Zehnerjahren in Projekte, die ihren Werkzeugkasten als Komponistin erweitern. Sie schreibt Scores für die britische TV-Serie „Pure“, den Boxerfilm „Bleed For This“ und die Karen-Dalton-Doku „In My Own Time“. Sie mag es, zur Abwechslung mal Anweisungen entgegenzunehmen: „Musik für andere zu machen ist eine große Freude. Es befreit mich von meiner Rolle als Bandleaderin.“ Es fällt schwer, sich Holter als strenge Chefin im Proberaum oder im Studio vorzustellen. Klare Hierarchien scheinen mit Ausnahme von Auftragsarbeiten nicht ihr Ding zu sein. Sie tauscht sich gern mit gleichgesinnten Künstlerinnen wie Catherine Lamb und Laura Steenberge aus, tritt mit ihnen auf und profitiert von ihren musikphilosophischen Vorstellungen. Auf diesem Weg entstand zum Beispiel das lautmalerische, aus einer Vielzahl teils technisch verfremdeter Gesangsharmonien bestehende „Meyou“.

Holters wichtigster Kreativpartner ist auch ihre große Liebe und der Vater ihrer Tochter: Mit Tashi Wada teilt sie sich die Erziehungsarbeit, ein Haus im Stadtviertel Echo Park und eine gewisse Musikbesessenheit. Privates, Berufliches und eine gemeinsame Leidenschaft. Andere Paare sind schon an geringeren Herausforderungen zerbrochen. Holter findet es so genau richtig. „Es ist die einzige Art von Beziehung, die ich mir vorstellen kann“, erklärt sie. Mit Matt Mondanile, dem Ex-Gitarristen von Real Estate, der von mehreren Frauen des sexuellen Fehlverhaltens beschuldigt wurde, hat sie ihr Glück schon einmal versucht. Nach der Trennung gestand sie, dass Mondanile sie emotional erpresst habe. Die Beziehung sei von psychischer Gewalt geprägt gewesen, am Ende habe sie sogar Angst um ihr Leben gehabt. Mit Wada scheint nun alles perfekt. Im Vergleich zu ihr ist er der Nerd, der Aficionado, der Jazz-Kenner. Bei Holter bleiben Vorbilder und Inspirationsquellen oft im Dunkeln, als könnten die ihre eigene Musik entzaubern. Schließlich verrät sie jedoch, dass sie während der Arbeit an *„Something In The Room She Moves“* immer wieder die Alben *„Conspiracy“* (1975) von der US-Jazzkünstlerin Jeanne Lee und *„Maarifti Feek“* (1987) von der libanesischen Sängerin Fairuz aufgelegt hat – und erwähnt in dem Zusammenhang ihre eigenen libanesischen Wurzeln.

Es gab eine Phase, in der sie darüber nachgedacht hat, aus Los Angeles wegzuziehen, womöglich in ein anderes Land zu gehen. Nicht unbedingt in den Libanon. Berlin war eine Option. Aber Deutschland ist ihr zu kalt. „Auch wenn ich manchmal meine Probleme mit den USA habe“, sagt Holter, „gefällt es uns hier zu gut.“ Wahrscheinlich muss man in Kalifornien, einer von Dürren gebeutelten Region, wohnen, um eine Platte über den existenziellen Wert des Wassers und den Fluss des Lebens zu machen.

„VIELE FANS HABEN MIR GESAGT: ‚WAR TOLL, DU HAST MIR MUT GEMACHT!‘ ABER ES WAR KEIN PROFI-FUSSBALLER DABEI“

Als der ehemalige Nationalspieler Thomas Hitzlsperger sich vor zehn Jahren öffentlich zu seiner Homosexualität bekannte, hoffte man, dies wäre ein erster Schritt im Kampf gegen die Homophobie im Fußball. Doch wir warten weiter auf den zweiten. Ein Gespräch über sein Coming-out und die Folgen, die Vorbildfunktion von Fußballern und den Sport als gesellschaftliche Kraft

Interview von PETER UNFRIED

SPITZNAME: THE HAMMER

Starker linker Fuß, klarer Kopf: Thomas Hitzlsperger

FOTO: DPA

THOMAS HITZLSPERGER

THOMAS HITZLSPERGER, jüngstes von sieben Kindern eines bayerischen Bauernpaars, war 2006 WM-Dritter, 2008 Vizeeuropameister und 2007 mit dem VfB Stuttgart deutscher Meister. Nach seiner aktiven Karriere sah man ihn öfter als Fußballexperten am Spielfeldrand, zudem war er bis 2022 Vorstandsvorsitzender des VfB Stuttgart. Am 7. März erscheint sein erstes Buch, das er mit dem Journalisten Holger Gertz geschrieben hat: „Mutproben" erzählt seine Lebensgeschichte und ist zugleich eine kritische Auseinandersetzung mit der Gegenwart des Fußballs. Obwohl der Titel im Plural gehalten ist, denkt man vor allem an einen Auftritt, für den Hitzlsperger all seinen Mut zusammennehmen musste: sein Coming-out im Interview mit der „Zeit" im Januar 2014. Zehn Jahre später zieht er nun Bilanz. Wir haben Thomas Hitzlsperger, der viel unterwegs ist, in London ein Restaurant betreibt und Anteile am dänischen Zweitligisten Aalborg BK hält, per Zoom-Call zu Hause in München erwischt.

Nach Ihrem Coming-out hatte ich erwartet, dass danach weitere deutsche Profifußballer und Leute im Fußballgeschäft aus der Deckung kommen würden. Zehn Jahre später gibt es keinen einzigen aktiven Fußballer und auch keinen ehemaligen außer Ihnen. Sind Sie davon auch überrascht – oder gerade nicht, weil Sie die Branche von innen kennen?

THOMAS HITZLSPERGER: Was danach folgen würde, konnte ich natürlich nicht vorhersehen. Aber es war auch nicht mein einziges Ziel, dass mir andere folgen. Ich wollte die Diskussion verändern und ihr ein Gesicht geben. Damit die Leute sehen: Ja, es gibt auch schwule Profifußballer, Nationalspieler sogar. Ob der jetzt noch spielt oder nicht, ist dann zweitrangig.

Sie hatten zum Zeitpunkt Ihres Comingouts bereits aufgehört.

Ja. Dennoch war mir während meiner Karriere schon klar, dass ich schwul bin. Wenn man kein Gesicht dazu hat, dann glauben manche Menschen, dass das nicht existiert. Dann finden sie Gründe, warum es so was ja gar nicht geben kann. Und darauf bauen die Vorurteile auf. Das wollte ich verändern. Viele Fußballfans haben mir seither geschrieben oder gesagt: „War toll, du hast mir Mut gemacht!" Aber es war eben kein Profifußballer dabei.

Kein einziger? Nicht mal insgeheim?

Nein. Ich habe mich häufig geäußert und mich klar positioniert. Dennoch ist es bisher für die meisten Fußballprofis die bessere Wahl, sich nicht zu äußern. Wenn es irgendwann doch passiert, freut es mich.

Sie beschreiben im Buch, wie Sie noch als Aktiver das Erscheinen des geplanten Interviews jahrelang aufgeschoben haben. Was ist da genau passiert? Haben Agenten, Berater, Freunde Ihnen abgeraten?

Genau so war es. Wir reden ja von der Zeit um 2010. Irgendwann damals habe ich festgestellt: Ich will darüber öffentlich reden. Aber wie? Es war dann irgendwann klar: Ich will ein Zeitungsinterview machen. Mit wem? Okay, mit einer Person, der ich vertraue. Das war Moritz Müller-Wirth.

Ein Mitglied der „Zeit"-Chefredaktion.

Er hat kurz darauf noch Carolin Emcke mit dazugenommen, sodass wir fortan zu dritt sprachen. Und dann, Sie kennen das, führt man ein Gespräch, und danach denke ich: So kann man das nicht abdrucken. Ich ging zu einem Medienanwalt, und der sagte: Lassen Sie das bleiben! Die Zweifel sind noch zwei, drei Jahre geblieben, das ist halt schon ein Einschnitt in einem Leben, und deswegen hat es gedauert, bis es erschienen ist.

Und dann blieben Sie der Einzige bisher.

Man kann sich jetzt darüber wundern, dass keine aktuellen Spieler in Deutschland sich öffentlich outen. Aber noch mehr wundern muss man sich, dass keine Ex-Spieler sich äußern, denn die haben ja vermeintlich nichts mehr zu befürchten. Die könnten ja noch einen Beitrag leisten, dass sich das Klima verändert. Dass Gesichter dazukommen. Aber das tun sie nicht, und das finde ich noch überraschender.

Die Frage ist, ob man als Ex-Profi damit auch gewinnen kann, weil es einen als Figur interessant macht, etwa für Expertenjobs – oder ob man total verliert, weil man keine Trainer- oder Managerjobs in den Clubs bekommt.

Es ist ein gesellschaftliches Thema, und Leute haben Angst vor Ausgrenzung, vor Unterdrückung, Diskriminierung, Bemerkungen. Das war vor fünfzehn Jahren definitiv noch so, und das gibt es auch heute noch. Und deswegen muss man nachvollziehen können, dass es für die Betroffenen schwierig ist. Auch mir war vorher nicht klar: Finde ich überhaupt noch einen Platz im Fußball-Business? Ich dachte: Wenn dieses Business wirklich so schlimm ist, dann ist Fußball für mich vorbei.

War aber nicht so.

Nein, ein halbes Jahr später, zur Weltmeisterschaft 2014, engagierte mich das „ZDF-Morgenmagazin" als TV-Experte, später dann der Bayerische Rundfunk. Danach habe ich beim VfB Stuttgart gearbeitet, in unterschiedlichen Positionen. Das war wichtig, weil ich unbedingt mitgestalten und zudem klarmachen wollte: Nein, mein Berufsleben im Fußballgeschäft ist deswegen nicht vorbei. Ich wollte auf keinen Fall nur das Fußball-Business kritisieren, sondern mittendrin sein und es nach Möglichkeit positiv beeinflussen in Bezug auf Vielfalt und Antidiskriminierung.

Ich würde jetzt mal hoffen, dass gesellschaftliche Liberalität und Antidiskriminierung zum Auftrag der Öffentlich-Rechtlichen gehören. Dass Sie Vorstandsvorsitzender eines Bundesliga-Clubs wurden, also Chef vom Ganzen, scheint mir das Interessantere zu sein.

Was Sie über Öffentlich-Rechtliche sagen, kann so sein, aber ich habe ein Jahr lang auch für Fox Sports gearbeitet. Fox Sports ist nicht Fox News, gehört aber zum Konzern. Ich glaube nicht, dass die mich engagiert haben, um woker rüberzukommen. Aber noch wichtiger war, glaube ich, das Engagement beim VfB Stuttgart, dass der Aufsichtsrat und andere Verantwortliche über meine Qualifikation gesprochen haben und der Überzeugung waren: Der kann das. Alles andere spielte dabei keine Rolle.

Sie erwähnen im Buch den Schalke-Manager und früheren Profi Rudi Assauer, der vor fünfzig Jahren einen schwulen Masseur mehr oder weniger zum Jobwechsel gezwungen hat, weil er nicht von ihm berührt werden wollte. Gibt es solche Gefühle, kulturell oder auch religiös begründet, in Fußballerkabinen auch heute noch?

Ja, ich habe es auch erlebt. Ich erinnere mich an zwei Situationen in der Kabine, wo Spieler deutlich ausgesprochen haben, dass sie sich unwohl fühlen würden mit einem schwulen Mannschaftskollegen. Der eine sagte zum Physio, der ihn gerade behandelte: Wenn du schwul wärst, würde ich mich von dir nicht mehr behandeln lassen.

Wie ging es Ihnen da?

Das ist dann schon bedrückend, wenn man das in der Kabine hört. Es ist ja auch so, dass die Spieler in so einer Fußballerkabine gerne mal den Starken markieren und dann nach der Karriere erst sagen, dass es ihnen schlecht ging, dass sie alkoholsüchtig waren oder etwa an Depressionen leiden oder Burnout hatten. Nicht jede Kabine ist gleich. Aber es ist wahrscheinlich, dass es im Laufe einer Karriere mal vorkommt, dass man sich täglich mit Spielern umzieht, die damit definitiv ein Problem hätten. Ob es aus religiösen Gründen ist oder warum auch immer. Das hat mich schon sehr abgeschreckt: der Einfluss,

„WIR KÖNNEN DIE ZEIT NICHT ZURÜCKDREHEN UND SAGEN: ‚GEHT'S RAUS UND SPIELT'S FUSSBALL'"

den ich durch ein Coming-out auf die Kabine und den Mannschaftserfolg haben könnte. Denn wenn man sich nicht wohlfühlt in der Kabine, ist die Wahrscheinlichkeit für Topleistungen geringer.

Es gibt zumindest zwei Clubs, die gern idealisiert werden: der SC Freiburg und der FC St. Pauli. Auch dort werden Profis keinesfalls ermutigt, Homosexualität öffentlich zu machen. Warum nicht?

Es ist mir zu billig, das immer auf die Vereine zu schieben. Meine Beobachtung ist, dass sich viele Vereine klar mit Symbolen und Bekenntnissen positionieren. Das Umfeld hat sich eindeutig verändert.

Aber?

Aber der Schritt ist halt so persönlich und prägend für das weitere Leben, dass man es nicht immer den Vereinen vorwerfen kann, wenn sich Spieler nicht trauen. Da kann man nicht immer sagen, die Vereine, die Medien, die Verbände oder die Fans sind schuld. Am Ende liegt es an jedem Einzelnen, den Mut aufzubringen. Und wenn das nicht der Fall ist, dann hat man das halt zu akzeptieren.

Fußball ist vieles, aber vor allem auch eine globale Unterhaltungsbranche. Und sexuelle Vielfalt gehört bei Film oder Popmusik zur Normalität oder gar zum Glamour des kulturellen Produkts. Nur der Männerfußball scheint sich dagegenzustemmen, als letzte Bastion des klassischen Hetero-Patriarchats, inklusive Trophy-Spielerfrauen.

Da halte ich dagegen. Die deutschen Basketballer sind Weltmeister geworden. Wie viele Schwule im Team kennen Sie?

Okay. Keine.

Kennen Sie einen professionellen Handballer, der schwul ist?

Nee. Aber ich kenne überhaupt keine Handballer.

Okay, aber das sind Profis, das ist Profisport. Man kennt keinen. Was ist mit NFL, NBA, Baseball: Kennen Sie da mehr als drei Spieler? Genau! Wie viele Hollywoodschauspieler kennen Sie, die offen homosexuell leben?

Ach, da würde ich jetzt wahrscheinlich schon drei, vier zusammenkriegen.

Aber spontan fällt Ihnen gar keiner ein. Vielleicht ist das jetzt fies von mir, aber was ich damit nur sagen will: Ich lese auch immer wieder, dass Schauspielern abgeraten wird, sich zu outen, weil sie sonst Rollen nicht mehr spielen können. Ich möchte nicht leugnen, dass es im Männerfußball definitiv ein Tabu ist, aber gleichzeitig möchte ich davon wegkommen, zu denken, dass das nur im Profi-Männerfußball ein Problem ist.

HAMMER-PHILOSOPH
„Mutproben" von Thomas Hitzlsperger mit Holger Gertz erscheint am 7. März bei Kiepenheuer & Witsch und kostet 23 Euro

Die Europameisterschaft in Deutschland in diesem Sommer werde im Zeichen eines Kulturkampfes stattfinden, haben Sie gesagt. Was genau meinen Sie damit?

Viele von uns haben die WM 2006 noch in den Köpfen als sehr schönes Ereignis, als Sommermärchen. Und diese Erinnerung trifft auf eine Gegenwart und ein gesellschaftliches Klima, das angespannt ist und geprägt von Auseinandersetzung und einer feindseligen Stimmung – um es mal vorsichtig zu sagen. Und nun soll es halt der Fußball wieder richten für Leute, die sich nach Positivem sehnen. Das ist sehr, sehr viel verlangt von der deutschen Mannschaft und dem Ereignis. Fußball ist so populär, dass er von allen Seiten instrumentalisiert wird. Das führt immer wieder zu heftigen Diskussionen.

Das nimmt eher zu. Die AfD behauptet, dass die deutschen Fußballer verlieren, weil sie zu woke seien. Kann man das einfach als Schmarren ignorieren, oder kann man das nicht, weil es eben auch Fußballfans gibt, die dafür ansprechbar sind?

Die Kunst besteht darin, dem Fußball den Raum zu geben, den er verdient, um Unterhaltung, Spannung, Ablenkung, gute Stimmung und eben wirklich Fußball zu liefern. Gleichzeitig können wir nicht mehr so tun, als gäbe es die AfD und die Sympathien für die AfD nicht. In einem Stadion und auch davor treffen alle Gesellschaftsschichten aufeinander. Gesellschaftspolitische Dinge können wir nicht aus dem Fußballstadion raushalten, weil Fußball nicht in einem geschützten Raum stattfindet. Wir können die Zeit nicht mehr zurückdrehen und sagen: ‚Geht's raus und spielt's Fußball' und redet auch nur über Fußball – die Zeit ist vorbei.

Jetzt sind Sie ja kritisch, allerdings schon auch ein Diplomat. Aber an einer Stelle des Buches referieren Sie, dass Karl-Heinz Rummenigge es „absolut okay" fand, dass der spanische Verbandschef nach dem WM-Finale einer Spielerin einen Lippenkuss aufzwang. Der frühere Nationalmannschaftskapitän und FC-Bayern-Chef sei, schreiben Sie, „Sinnbild des alten weißen Mannes".

Ich finde es bemerkenswert, was Karl-Heinz Rummenigge für den FC Bayern geleistet hat. Er redet ja auch zwangsläufig viel, weil er im Fußball so wichtig und bedeutend ist. Und in solchen Momenten kommt es halt schon auch mal raus, dass die Weltordnung vielleicht nicht mehr dem entspricht, wie er es mag. Ich fand seine Bemerkung befremdlich.

Warten Sie noch zwanzig Jahre, dann sind Sie auch ein alter weißer Mann.

Das ist richtig. Äußerlich ist das zutreffend. Es geht dabei aber nicht nur um das Äußerliche, sondern verbunden damit ist die Geisteshaltung. Es soll hier klar werden, dass man eine Frau nicht gegen ihren Willen einfach auf den Mund küssen darf. Wer das nicht wahrhaben will, ist, wie es im Buch steht, „Sinnbild des alten weißen Mannes".

Sie scheinen ganz glücklich mit der Position als Deutschlands Fußballer-Intellektueller zu sein.

„Hitz the Hammer" gefällt mir besser. Ein Hammer ist kein Intellektueller. Es ist nur so, dass ich Teil des Systems bin und gleichzeitig den Preis des globalen Wachstums im Fußball kritisch sehe. Deshalb bin ich in dieser Zwischenwelt. Der Sport fasziniert mich, das Spiel fasziniert mich. Aber die Auswüchse kann ich nicht einfach ausblenden. Das ist manchmal anstrengend, wenn der ein oder andere sagt: Jetzt lass doch die Politik aus dem Fußball raus!

Uli Hoeneß zum Beispiel hat Sie einen „Miesepeter" genannt, weil Sie in einer ARD-Dokumentation über die Zustände in Katar durchaus Arbeitssklaven gesehen und gezeigt haben – damit hätten Sie den Leuten das WM-Vergnügen verdorben.

Wenn man sich exponiert, gehört es dazu, dass nicht alle das gut finden. Ich hoffe nur, dass die Leute dadurch etwas Neues erfahren haben und ein paar Augen geöffnet wurden. Ich werde nicht in eine öffentliche Diskussion gehen mit Einzelnen, die mich als Bedenkenträger oder Miesepeter bezeichnen. Ich versuche klarzumachen, wofür ich stehe und wogegen ich bin. Uli Hoeneß hat das auch ein Leben lang so gemacht. Er hat seine Anhänger, ich gehe weiter meinen Weg. Ich tausche mich mit Uli Hoeneß sehr gerne über Fußball aus. Es gibt einfach keinen besseren Fußballmanager in Deutschland. Beim Thema Sportswashing haben wir jedoch konträre Sichtweisen.

Jetzt haben Sie unter anderem ein Restaurant in London gekauft und Anteile an einem dänischen Traditionsclub, den Sie wieder nach oben bringen wollen. Würden Sie auch wieder als Sportdirektor in der Bundesliga einsteigen, oder ist das over?

Ich bin ja noch nah dran im Profifußball. Ich bin TV-Experte und in Aalborg im Tagesgeschäft involviert. Das ist für mich schon wichtig, denn ich liebe Fußball. Ich bin also nach wie vor in Übung, mir geht's gut, und ich freue mich auf die Bundesliga. Es ist möglich, dass ich noch mal als Sportdirektor oder verantwortlich in einem Club arbeite. Ich muss aber auch gestehen, dass die Dinge, die ich mir jetzt ausgesucht habe, mich ausfüllen und auch zu großer Zufriedenheit bei mir führen. Aber Holger Gertz hat es im Nachwort des Buches geschrieben: Ich bin ein Suchender.

DUA LIPA GIBT ALLES

Sie ist einer der größten Popstars unserer Zeit – und hat sich nun Freiheit und Spaß auf die Fahne geschrieben, sowohl in ihrem Leben als auch auf ihrem neuen Album. ROLLING STONE begleitete Dua Lipa durch turbulente Wochen. Über ihren Alltag als öffentliche Figur, ihr Faible für Astrologie, ihre Liebe zu 90er-Jahre-Rave-Pop und ihr Mitgefühl für Geflüchtete erzählt sie hier

VON BRITTANY SPANOS
FOTOS VON MICHAEL BAILEY-GATES

Kleid von Hodakova. Ohrringe von Lucas Bauer. Strumpfhose von Wolford

„ICH WERDE GERADE BUCHSTÄBLICH INS LEBEN GEWORFEN“

Dua Lipa denkt über ihren „Saturn Return“ nach, während sie das sagt. Mit 28 Jahren steckt sie gerade mittendrin in der Sternenkonstellation, wenn der Planet zu dem Zeichen und dem Grad zurückkehrt, in dem sie geboren wurde. Der astrologiebegeisterte Popstar hat das prophezeite planetarische Ereignis schon seit einer Weile erwartet. Es ist ein kosmisches Erwachsenwerden, das normalerweise an der Schwelle zum 30. Lebensjahr stattfindet und von vielen Übergängen, Transformationen und Umwälzungen geprägt ist. Dua Lipa, die gerade ein neues Kapitel in ihrer Karriere aufschlägt, spürt das alles.

„Es verschleppt und verzögert alles“, sagt Lipa in ihrem Nordlondoner Tonfall. „Ich dachte eigentlich, 28 zu sein wäre netter.“

Wir sitzen auf der inzwischen leeren Terrasse des Gjelina, eines beliebten Restaurants auf dem trendigen, aus der Serie „Californication“ bekannten Abbot Kinney Boulevard in Venice Beach. Lipa kam allein zum Mittagessen und schlängelte sich in Tweedmantel, T-Shirt, Jeans und mit Sonnenbrille durch die sonst überfüllten Tischreihen. Mit ihren tief glühweinrot gefärbten Haaren fällt sie sofort auf – vielleicht schickt ihr der Besitzer, der ihren Vater kennt und ebenfalls albanischer Abstammung ist, deshalb ein Gratisdessert vorbei. „Albaner überall“, sagt sie achselzuckend.

Lipa leidet an leichtem Jetlag, sie ist erst ein paar Tage zuvor aus London gelandet. Kurz vor ihrem Flug hatte sie ihre Single „Houdini“ veröffentlicht, einen neopsychedelischen Dancefloor-Kracher. Am nächsten Morgen wurden die Grammy-Nominierungen bekannt gegeben, und sie erfuhr, dass ihr „Barbie“-Hit „Dance The Night“ für zwei Preise nominiert war, darunter für den Song des Jahres. „Ich wusste nicht einmal, dass sie an diesem Tag verliehen wurden“, erzählt sie. Sie feierte bei einem DJ-Set ihres Freundes und gesteht, dass sie auf dem Flug ziemlich verkatert war.

Ihr drittes Album soll noch in diesem Jahr erscheinen, und es entstand in einer Zeit großer Veränderungen in ihrem Leben, einschließlich des Endes einer Beziehung und ihrer Ausflüge in die Dating-Welt. Außerdem trennte sie sich von der Managementfirma, die sie ein Jahrzehnt lang vertreten hatte, und kaufte die Rechte an ihrer Musik zurück. Darüber hinaus hat sie verschiedene Filmangebote geprüft, Projekte wie ihren Newsletter „Service95“ und eine Produktionsfirma ins Leben gerufen, um genau zu planen, was sie in Zukunft eigentlich tun möchte.

„Ich bin dabei, Lektionen der Resilienz zu lernen“, sagt sie, „die Lektion, dass man vielleicht nicht immer so stark sein muss und dass man damit zurechtkommt.“ Sie sucht nach den richtigen Worten. „Ich weiß es nicht … Ich lerne gerade so viel über mich selbst.“

Lipa ist vielleicht schon robuster, als ihr bewusst ist. Man braucht sich nur ihre Lebensgeschichte anzuschauen: Mit fünfzehn Jahren überredete sie ihre Familie, sie aus dem Kosovo ausreisen zu lassen, und zog ganz allein zurück nach London, wo sie geboren wurde. Sie machte dort ihr Abitur, fing an zu kellnern und zu modeln, während sie ein Team und ein Label suchte, um ihre Musikkarriere in Gang zu bringen. Noch bevor sie zwanzig war, stand sie unter Vertrag.

In den Jahren vor und nach der Veröffentlichung des nach ihr betitelten Debüts 2017 ging Lipa auf Ochsentour, spielte auf Festivals und eröffnete Konzerte für Troye Sivan, Bruno Mars und Coldplay. Die Arbeit zahlte sich mit Hits wie „New Rules“ und einem Grammy Award als beste neue Künstlerin aus. Dann, im Jahr 2020, wurde ihr Hyper-Glam-Disco-Revival-Album *„Future Nostalgia“* zu einem pandemischen Blockbuster, der die Charts erklomm und sie zu einem Main-Pop-Girl machte.

Das Album wurde während des Lockdowns zum Befreiungsschlag für sie selbst und zum unwahrscheinlichen und tröstlichen Soundtrack für Millionen von Menschen. Und es machte Disco für die nächsten Jahre zu einem allgegenwärtigen Trend im Pop. Ihre warme, gefühlvolle Stimme, gepaart mit ihrem unbestreitbaren Selbstbewusstsein, wurden zum Markenzeichen einer Pop-Diva, die bereit war, sich allen Unwägbarkeiten zu stellen.

Sie ist nicht nur eine der meistgestreamten Künstlerinnen der Welt, sondern auch der Lieblingspopstar deines Lieblingsrockstars: Wenn Elton John sie nicht gerade zu üppigen Abendessen einlädt, tanzt Mick Jagger mit ihr auf seiner Weihnachtsfeier. „Wir hatten eine richtige Party, bei der wir mit Mick Jagger in seinem Wohnzimmer getanzt haben“, erzählt Lipa lachend – und versucht dann Jagger zu imitieren: „‚Alles klar, Babe! Let’s go, darling!‘“

Im vergangenen Sommer hatte Trent Reznor geäußert, dass Lipas 2020er-Hit „Levitating“ so „gut gemacht“ sei, dass er ihn zu Tränen gerührt habe. („Das war zu, zu cool“, kommentiert sie und lächelt breit.) Und kürzlich sprach Lipa für ihren „Service95“-Newsletter mit Patti Smith, einer ihrer Heldinnen. Smith erzählte, dass sie bei der „Barbie“-Premiere ein Bild von Lipa in einem Kettenhemd gesehen habe und sofort an Jeanne d’Arc denken musste. „Manchmal, wenn ich über solche Dinge spreche, fühlt es sich komisch an, dass ich tatsächlich über mich spreche“, sagt Lipa.

Dua Lipa ist überall, aber viele Kritiker haben das Gefühl, dass sie gerade mal die Oberfläche dessen, was sie ist, angekratzt haben. Sie schlüpfte so lässig zwischen den Genres hin und her, dass ihr Sound und ihre Persönlichkeit zu Beginn ihrer Karriere als wenig greifbar erschienen. Einblicke in ihr Leben jenseits des Rampenlichts gab es in regelmäßigen, aber gut kuratierten Wellen auf Instagram, der einzigen sozialen Plattform, auf der sie selbst aktiv ist. Für Lipa ist die Musik ein Job, und ihr Privatleben bleibt genau das: privat. „Ich mag es, einfach mein Leben zu leben, meine Fotos zu schießen und meine Songs zu schreiben und zu droppen“, erklärt sie. „Ich bin nicht daran interessiert, kontrovers zu sein oder auf Reaktionen zu spekulieren.“

Ihre Gelassenheit und ihr Desinteresse an öffentlichem Drama führen oft dazu, dass man sie für einen zu perfekten Pop-Bot hält. Aber die Kritik, dass sie nicht genug von sich gebe, hat sie verletzt. Nun habe sie jedoch herausgefunden, wie sie mehr Distanz zu dem Lärm um sie herum schaffen kann. „In den sozialen Medien gerät man immer so leicht in eine Negativspirale oder an Leute, die gemein sind und eine Meinung zu einem kundtun, ohne einen wirklich zu kennen. Vielleicht ist es zu viel verlangt, dass diese Leute kurz darüber nachdenken, dass man Gefühle

PRODUZIERT VON RHIANNA RULE/PALM PRODUCTIONS. PHOTOGRAPHY DIRECTION: EMMA REEVES. STYLING: LORENZO POSOCCO. HAARSTYLING: PETER LUX/WALL GROUP. MAKE-UP: NINA PARK/KALPANA. SCHNEIDERIN DIANA AGHAJANYAN. PRODUKTIONSLEITER: ALEXIS BOOKER. STYLING-ASSISTENZ: RAE HAYDEN UND LP STUDIO. HAARSTYLING ASSISTENZ: ALLIE ELLIS. MAKE-UP ASSISTENZ: YUKARI BUSH. PRODUKTIONSASSISTENZ: JACK CLARKE UND MIKEY DE VERA.

Mantel von
Fear of God

Mantel von Ferragamo. Jeans von Celine by Hedi Slimane

„ICH MÖCHTE DIE ESSENZ DER JUGEND UND DER FREIHEIT EINFANGEN UND SPASS HABEN UND DIE DINGE EINFACH GESCHEHEN LASSEN, EGAL OB SIE GUT ODER SCHLECHT SIND“

hat oder dass man sich ärgert“, sagt sie. „Für mich ist es allerdings wichtig, diese Dinge nicht auf die Goldwaage zu legen.“

In diesen Tagen erscheint nun ihr drittes Album, das die Fans „DL3“ genannt haben. Den eigentlichen Titel will Lipa noch nicht verraten, aber sie verrät, dass es sich um eine psychedelische Pop-Hommage an die britische Rave-Kultur handelt. Es sei stark von Bands wie Primal Scream und Massive Attack inspiriert, die für ein Londoner Mädchen mit einer Vorliebe für nächtliche Fahrten durch ihre Stadt unverzichtbar waren. Sogar ihre Ästhetik hat sich im Vergleich zu ihrer letzten Werkphase um 180 Grad gedreht: Sie hat die glamourösen, glitzernden Bodysuits abgelegt, um die „Don’t-give-a-fuck-ness“ von Britpop-Acts wie Oasis und Blur zu evozieren, die als Inspiration für ihre neue Musik wichtiger seien.

„Diese Platte fühlt sich ein bisschen roher an“, sagt sie. „Ich möchte die Essenz der Jugend und der Freiheit einfangen und Spaß haben und die Dinge einfach geschehen lassen, egal ob sie gut oder schlecht sind. Das Gefühl von ‚roll with the punches‘, was auch immer in deinem Leben geschieht.“

Aber Dua ist immer noch Dua, und sie hat nichts von der Souveränität und dem Elan verloren, die sie so weit gebracht haben, auch wenn ihr „Saturn Return“ ihr jeden Tag neue Lektionen erteilt. Sie hat eine Menge vor und wird alles geben, auch wenn sie die Dinge ein bisschen lässiger nimmt. „Ich versuche mich mit Leichtigkeit zu bewegen, nach dem Motto ‚Nichts ist das Ende der Welt‘“, sinniert sie. „Was auch immer passiert, es ist genau so, wie es sein soll.“

Nur eine Woche vor unserer Verabredung zum Mittagessen in L.A. treffen wir Dua Lipa zu Hause in London. Es ist Winter, die Stadt ist typisch düster, der Himmel grau, die Straßen sind nass von gelegentlichem Regen. Von außen sieht ihr Haus aus wie eine Lagerhalle aus dem Zeitalter der Industrialisierung, verschlossen, mit einem Tor versehen und Ziegelmauern. Sie ist vor gut einem Jahr hier eingezogen – ganz in der Nähe des Hauses ihrer Kindheit und der Orte, an denen sie sich als Teenager aufhielt.

Wenn man ihr Haus betritt, fühlt es sich ein wenig an, als würde man aus einer Schwarz-Weiß-Landschaft in Technicolor eintauchen: Von außen mag es wie eine Festung wirken, aber das Innere ist raffiniert und einladend, sorgfältig dekoriert und voller gemütlicher Möbel, die zu den zahlreichen Dinnerpartys passen, die sie hier veranstaltet. Übergroße orangefarbene und weiße Sofas umgeben schwere Granit-Couchtische. An einer Wand steht ein Schrank aus Nussbaumholz, dekoriert mit Nippes und einem Exemplar von Patti Smiths „M Train“. Über einem weißen Plattenspieler prangt ein riesiges Farbrad, und unweit davon hängt eine Collage der Muppets, gemalt von der Künstlergruppe FriendsWithYou. Auf der Bank darunter steht eine Plattenkiste, zuvorderst sichtbar ein Bootleg von Oasis, daneben ein paar kunstvoll platzierte alte Bücher, darunter William A. Embodens „Geschichte der halluzinogenen Pflanzen“ und das Drehbuch zu „Paris, Texas“ von Wim Wenders.

Lipa hat gerade eine Besprechung mit ihrem Team in einem anderen Teil des Hauses beendet und betritt das Wohnzimmer. Sie steckt mitten in einer Promo-Phase inklusive Radioauftritten, Fotoshootings und Social-Media-Posts. Sie trägt Jeans und ein Palace-Unitas-Sweatshirt, aber ihre Augen sind mit einem schweren Lidschatten geschminkt, den sie für einen Auftritt vor der Kamera am Morgen aufgelegt hat. Ihr rotes Haar ist bis auf zwei winzige, das Gesicht umrahmende Zöpfe offen.

Schon 2021 hatte sie mit der Arbeit an neuer Musik begonnen, lange vor ihrer „Future Nostalgia“-Tour. Zu diesem Zeitpunkt war noch unklar, ob es überhaupt eine Tournee geben würde, angesichts all der pandemiebedingten Verzögerungen, Einschränkungen und gesundheitlichen Bedenken. „Ich dachte, da könnte ich genauso gut wieder ins Studio gehen und mit der Arbeit an einem neuen Projekt beginnen. Und ich muss einfach viel schreiben, bis ich meine Idee habe.“

Doch das Album nahm erst Gestalt an, nachdem der zweite Teil ihrer einjährigen Tournee beendet war. Wann das war, vielleicht im Juni? Lipa runzelt die Stirn, versucht sich zu erinnern und verschwindet durch eine Geheimtür zu ihrem Schlafzimmer. Kurz darauf kehrt sie mit einem dicken Notizbuch zurück, dessen Einband mit abstrakten Dua-Kritzeleien bedeckt ist. Die Seiten sind mit Notizen und handgeschriebenen Texten gefüllt, und sie blättert zu dem fraglichen Datum – Juli 2022 –, als sie Kevin Parker von Tame Impala zum ersten Mal traf. „Ich war sehr nervös“, erzählt sie, „weil ich so ein Fan von Kevin bin.“

Parker, so erinnert sie sich, „war anfangs ziemlich schüchtern“. Sie hatte ihn zu einer Session mit drei anderen Musiker:innen eingeladen, mit denen sie in jenem Sommer zusammengearbeitet hatte: ihrer langjährigen Mitarbeiterin Caroline Ailin, der Co-Autorin von „Don’t Start Now“ und „New Rules“, dem Electronica-Autor Danny L Harle (Caroline Polachek, Charli XCX) und dem Folk-Pop-Songwriter Tobias Jesso Jr. (Adele, Niall Horan). Diese vier unterschiedlichen musikalischen Persönlichkeiten zusammenzubringen war ein riskantes Unterfangen, das sich gelohnt hat.

„Nach einer Weile wurden wir alle lockerer“, erinnert sich Lipa. Am Ende des ersten Tages im 5dB Studio in Kensington hatte die Gruppe einen „wirklich guten“ Song. Am Ende der Woche waren es sogar drei. „Ich hielt diese Kombination von Leuten für einen genialen Schachzug“, sagt Kevin Parker.

DUA LIPA BEZEICHNET DIESE GRUPPE als ihre „Band“. Sie haben acht der elf Stücke des Albums gemeinsam gemacht. Sie gibt zu, dass es nicht leicht war, neue Leute in ihrer Umgebung zuzulassen: „Je größer die Dinge werden, desto mehr Angst hat man, sich zu öffnen und sich verletzlich zu zeigen, sich in einen Raum zu setzen und einfach geradeheraus zu sprechen.“

Das mag auch daran liegen, dass Lipa gerade dabei war, einige Dinge in ihrem Privatleben zu klären: Grenzen, Pausen, Balance. Im Dezember 2021, als sie mit den Proben für die Tournee begann, berichtete die Boulevardpresse über ihre Trennung von Anwar Hadid, dem Model und Bruder von Bella und Gigi Hadid, mit dem sie zwei Jahre lang zusammen gewesen war. Die folgenden Monate verbrachte sie damit, vorsichtig ins Singleleben zurückzukehren. „Dates sind, glaube ich, meist ein wenig irritierend“, sagt sie, was irgendwie beruhigend und überraschend zugleich klingt, wenn man es von jemandem hört, in den sogar Margot Robbie verknallt sein soll. „Entweder über Freunde von Freunden oder Leute, denen man vertraut, lernt man neue Leute kennen, denn Dating ist nicht so einfach, wenn man eine öffentliche Person ist.“

Lipa brachte ihre Erfahrungen in das neue Album ein. Sie kam bewaffnet mit Geschichten von der Nacht zuvor zu den Sitzungen mit Ailin, Harle, Jesso und Parker und berichtete von den oft lächerlichen Erlebnissen, die das Dating mit Mitte zwanzig so hervorbringt. Sie habe „immer mit der Wahrheit angefangen“, sagt Ailin.

Das Endprodukt ist ebenso speziell wie typisch Dua Lipa: selbstbewusster Dance-Pop mit witzigen Einzeilern, wie für Instagram gemacht. Viele der Songs sind verspielte Szenen aus Clubs oder Nächten mit Freunden, die Texte changieren zwischen dem warnenden Gefühl, schnell die Flucht ergreifen zu wollen, und dem Optimismus, was aus einem ersten Kuss werden könnte. Es gibt keine Balladen (abgesehen von einer, die sich zu einem beschwingten, von Carole King und Fleetwood Mac inspirierten Moment entwickelt). Dieses Album ist pures, geradliniges Pop-Glück, nicht unähnlich ihrem Ansatz auf *„Future Nostalgia“*.

Dua Lipa spricht nicht weiter über ihr Liebesleben. Man muss schon auf die Musik hören: In einem Song werden leichtfüßige Harmonien dem turbulenten Porträt einer Beziehung gegenübergestellt, die zu Ende geht: „It’s not supposed to hurt this much/ But if these walls could talk/ They’d tell us to break up.“ Ein anderes Highlight – eines von Lipas Lieblingsstücken auf dem Album – handelt von Reife und Heilung. Der verträumte Midtempo-Song wirkt wie eine aktualisierte Version von Gwen Stefanis „Cool“. Im Text findet sie nette Worte für die neue Beziehung ihres Ex, findet Frieden, während er weiterzieht: „I must have loved you more than I ever knew/ I’m not mad/ I’m not hurt/ You got everything you deserve.“

„Wenn man so fühlt, dann fühlt man sich wirklich erwachsen, weil man denkt: Oh wow, ich bin so ein entwickeltes menschliches Wesen, dass ich sehen kann, wie mein Ex weiterzieht und es mir gut damit geht!“, erklärt sie. Für Lipa war es eine neue Erfahrung, über das Loslassen ohne Feindseligkeit schreiben zu können: „Ich glaube, ich hatte genug Trennungen in meinem Leben, bei denen ich das Gefühl hatte, dass die einzige Art von Trennungen, diejenigen sind, die wirklich schlecht enden“, sagt sie. „Dass die Dinge auf eine nette Art und Weise enden können, war was Neues für mich … Daraus habe ich vieles gelernt.“

Für den Sound des Albums waren Lipas Erkundungen der britischen Clubkultur und die Art von

unbeschwerter Hingabe, die sie auf der Tanzfläche verspürt, maßgeblich. „Ich liebe es, die Erste auf der Tanzfläche zu sein, wenn sonst niemand tanzt“, sagt sie. Ihre musikalischen Mitstreiter halfen, diese Energie freizusetzen: Sie lernte Harle auf der „Afterparty einer Afterparty einer Show“ über Andrew Wyatt kennen, der Lipas erste Single, „New Love“, sowie ihren „Barbie“-Hit mit geschrieben hatte. Wyatt und Harle hatten bereits für Caroline Polachek gearbeitet, die als Support bei Lipas Tournee aufgetreten war. Die beiden hatten auch mit einem weniger erwartbaren Künstler zusammengearbeitet, der Lipas Interesse weckte: dem ehemaligen Oasis-Sänger Liam Gallagher. Auf Gallaghers letztem Album war Harle als „Rave-Berater“ für den Breakbeat-Moment des Songs „I’m Free“ verantwortlich, den er gemeinsam mit Wyatt produzierte.

Eine weitere Inspiration war Lipas Jugend in London: die Dance-Remixe, die spätabends auf Radio 1 liefen, Primal Screams 1991er-Album *„Screamadelica“*, das sie bis heute liebt, die Rock- und Electronica-Acts der Neunziger, die sie durch ihren Dad kennenlernte und mit denen die 1994 Geborene aufwuchs, wie Oasis und Blur, Massive Attack, Moby und Gorillaz.

Ich erwähne, dass einige dieser Britpop-Helden, insbesondere Noel Gallagher und Damon Albarn, nicht immer sehr freundlich zu weiblichen Popkünstlern waren (beide haben sich zum Beispiel über Adele und Taylor Swift lustig gemacht), und frage, ob sie je einem von ihnen begegnet ist. „Ich hatte noch keine Begegnungen mit ihnen“, sagt sie. „Manchmal muss man die Kunst von der Person trennen … Es ist eher der musikalische Aspekt, mit dem ich mich verbunden fühle. Die Art und Weise, wie sich *(einige Britpop-Künstler)* benommen haben, die Dinge, die sie getan haben, sind sicher unausstehlich.“

Sie scheinen eine bestimmte Art toxischer Rock-Männlichkeit zu verkörpern, sage ich, und Lipa stimmt mir zu, gibt aber zu bedenken, was die Welt in der Vergangenheit von Rockstars erwartet hat. „Es liegt so viel Toxizität in dem, wie die Leute ihre Künstler oder Musiker haben wollten“, sagt sie. „Wären sie anders gewesen, hätte man sie langweilig gefunden, und ich denke, das ist ein Teil des Problems.“

So lässig sich das Album anhört – Lipas Arbeitsprozess war kleinteilig und detailverliebt. Ihre Mitstreiter bezeichnen Lipa als „akribische Redakteurin“, die jede Zeile umschrieb, bis sie sie für perfekt hielt. „Ihr Schnitt ist brutal“, sagt Kevin Parker. Die Lead-Single „Houdini“ zum Beispiel brauchte Monate, bis sie ihr gefiel. „Ich zuckte entsetzt zurück und sagte: ‚Oh nein, das ist doch eine tolle Zeile!‘“, erinnert sich Parker. „Aber dann, eine Stunde später, hatten wir etwas, von dem ich mir heute nicht mehr vorstellen kann, dass es nicht in dem Song ist.“

„Ich glaube, es gibt keinen einzigen Song auf dieser Platte, den ich nicht noch einmal umgeschrieben, perfektioniert und verändert habe, in dem ich nicht noch ein bisschen tiefer gegraben habe, um zu sehen, ob wir noch etwas weiter gehen können“, sagt Lipa. Und ihre Methode hat offenbar funktioniert: Jede und jeder der Mitwirkenden schwärmt von der Chemie und dem Zusammenhalt, den Lipa geschaffen hat.

„Alle haben sich gefragt: Ist das normal? Das fühlt sich zu gut an, um wahr zu sein!“, schwärmt Tobias Jesso. „Es ist der Höhepunkt meiner Karriere als Autor. Es gibt nichts, was man da noch hätte besser machen können.“

Die Wahrheit ist, dass man nicht so ehrgeizig und präzise sein kann wie Dua Lipa, ohne sich um die Meinung anderer zu scheren. „Es ist mir wirklich wichtig, wie die Fans reagieren“, beginnt sie. (Nach der Veröffentlichung von „Houdini“ war sie frustriert, dass die Leute sagten, es klinge immer noch nach Disco, obwohl ihre Einflüsse hier andere waren.) „Und ich würde lügen, wenn ich sage, dass es mir egal ist, was die Kritiker denken. Wenn man sein Herz und seine Seele in etwas investiert, möchte man, dass alle Leute sagen: ‚Oh, es hat sich klanglich verändert und es ist etwas anderes als zuvor!‘“

Dua Lipa kann ihre akribische Art bis in ihre Kindheit zurückverfolgen. Damals führte sie einen Blog namens „Dua Daily“, eine Art Prototyp ihres „Service95“-Newsletters, in dem sie ihre präpubertären Stiltipps und Rezepte verbreitete. Ihre Auftritte als Geschmacksmacherin und Pop-Superstar nimmt sie genauso ernst wie ihre Aufgaben als ältestes von drei Kindern. „Es ist einfach cool, zu sehen, dass sie ihre eigenen Ziele haben“, sagt sie und grinst stolz. Ihre Geschwister seinen sogar zu beschäftigt, sie zu besuchen. Lipa sieht ihre Eltern, Anesa und Dukagjin, als ihre Blaupause: Ihre Mutter war Anwältin und ihr Vater sowohl Musiker als auch Zahnarzt im Kosovo, bevor sie Anfang der 90er-Jahre, als der Bosnienkrieg ausbrach, aus ihrer Heimat flohen. Das Paar begann im Vereinigten Königreich, wo ihre drei Kinder geboren wurden, völlig neu.

„Meine Eltern sind wirklich die Menschen, denen ich alles verdanke“, sagt sie. „Als Kind gaben sie mir nie das Gefühl, dass irgendwas an mir falsch ist. Sie versuchten mir eine möglichst normale Kindheit zu ermöglichen, während sie gleichzeitig sehr hart arbeiteten, in Bars, Restaurants, Kneipen und all das.“

Dua Lipa war elf Jahre alt, als ihre Familie nach dem Krieg zurück nach Pristina, in die Hauptstadt des Kosovo, zog. Sie fühlte sich wie im Paradies, denn sie konnte plötzlich länger draußen bleiben und sich unabhängiger in den Straßen der Stadt bewegen, die, wie sie sagt, viel sicherer waren als die von London. Nur die Schule empfand sie als härter. „Es war deutlich fortschrittlicher als in London“, sagt sie. Naturwissenschaften, Chemie und Mathematik seien besonders schwer gewesen. „Die Kinder lernten dort schon Dinge, von denen ich dachte, sie kämen erst viel später dran. In London hatte ich mit Bruchrechnung zu tun, im Kosovo mit Algebra.“

Doch Lipa scheint Herausforderungen zu mögen. Sie schloss Deals mit ihrer Mutter ab, zum Beispiel dass sie sich den Bauchnabel piercen lassen dürfe, wenn sie in Mathe eine Eins bekäme. Sie bekam einen Nachhilfelehrer und schließlich auch ihr Piercing. „Vielleicht fordert es mich heraus, wenn man mich unterschätzt, wenn man mir sagt, dass ich etwas nicht kann“, glaubt sie. „Ich stürze mich voll und ganz in Aufgaben, um sie richtig zu machen, um sie perfekt zu lösen, um es gut zu machen.“

Zu Beginn ihrer Karriere wurde ihr eher zurückhaltendes Auftreten auf der Bühne als Mangel an Persönlichkeit interpretiert. Das Meme „Go girl, give us nothing“ entstand 2018 und wurde als Kommentar zu einem Video hinterlassen, in dem Lipa gelangweilt und müde aussah, während sie eine glanzlose Hüftschwung-Tanzbewegung vollführte. Lipa bringt es während unseres Interviews selbst zur Sprache, was zeigt, wie sehr es ihr nachzuhängen scheint. „Ich fand das wirklich verletzend und schmerzhaft. Endlich konnte ich etwas tun, das ich liebe, und wurde abgewiesen, weil ich anscheinend nichts richtig machen kann“, erinnert sie. „Gleichzeitig wurde ich durch die Welt geschleudert – viele Promos, viele Proben, viel von allem, und ich hatte nicht wirklich die Zeit, etwas davon zu perfektionieren.“

Heute ist das anders. Lipa begann die Inszenierung von „Houdini“ auf Instagram, indem sie mit dem Illusionisten-Thema des Namensgebers spielte, Teaser-Fotos postete und wieder löschte, bis sie das Veröffentlichungsdatum des Tracks bekannt gab. Außerdem löschte sie alle Beiträge zu *„Future Nostalgia“* und die Fotos all ihrer Weltreisen. Aber das spielte, vielleicht unwissentlich, mit der Vorstellung von Lipa als aalglattem, schwer zu fassendem Popstar: Ein viraler Thread auf X, der eine Woche nach der Veröffentlichung von „Houdini“ gepostet wurde, beschrieb sie als ein „Mysterium“ mit unbestimmbaren Persönlichkeitsmerkmalen: „Sie ist überall und nirgends.“

Lipa frustrieren diese Konnotationen, vor allem weil sie ihr nun schon eine Weile anhaften. „Ich glaube nicht, dass es meine Aufgabe ist, in einer Talkshow mein Herz auszuschütten, nur weil es für eine News sorgt oder Aufmerksamkeit erregt.“ Lipa regelt ihre Angelegenheiten lieber im Stillen. So wie sie sich 2022 still und leise von ihrem TaP-Managementteam trennte und danach auch die Rechte an ihrer Musik zurückkaufte. Ein Freund hatte Lipa 2013 mit TaP-CEO Ben Mawson zusammengebracht, als sie noch ein Teenager war und in London kellnerte. Nach ihrem Bruch mit TaP nahm sie ihren Vater als Manager unter Vertrag und kehrte damit den Weg um, den die meisten Künstlerinnen im Pop-Business einschlagen – Managementumstrukturierung auf die ganz andere Art.

Diese Erfahrung habe ihr erneut vor Augen geführt, wie wichtig es für sie ist, sich auf der geschäftlichen Seite genauso gut auszukennen wie bei den kreativen Elementen ihrer Karriere. „Das geht heute Hand in Hand“, sagt sie. Und sie spricht eine Warnung an jüngere Künstler:innen aus: „Passt von Anfang an vor allem auf die geschäftliche Seite der Dinge auf! Ich glaube, das wird jungen Künstlern nicht oft genug gesagt. Am Anfang fühlt sich alles so aufregend an, und das ist es natürlich auch, aber es ist wichtig, sich das das nötige Wissen anzueignen und auf sich aufzupassen.“

Lipa spricht oft von „Wissen“. Sie hat begriffen, wie die Öffentlichkeit sie und andere weibliche Popstars sieht und wie oft sie auf ihr Aussehen oder ihre Hits reduziert wird. „Ich bin nicht sicher, ob die Leute mir glauben, dass ich gerne Bücher lese oder dass ich diese Unterhaltungen *(für ihren Newsletter)* tatsächlich selbst führe“, sagt sie. Sie scheint ein bisschen frustriert darüber zu sein, wie einschränkend sich diese Wahrnehmung anfühlen kann. „Es geht darum, was die Leute von ihren Popstars erwarten“, sagt sie. „Sie wollen nicht, dass man politisch ist.

Mantel von
Fear of God

Long-Sleeve von Mowalola. Unterwäsche von Miu Miu. Schuhe von Maison Margiela. Strumpfhose von Wolford

Sie wollen nicht, dass man klug ist. Ich muss niemandem etwas beweisen, aber es gibt so viel mehr an mir als nur das, was ich mache."

Lipa verweist auf die Erfahrungen ihrer Eltern und darauf, wie diese ihre Weltanschauung geprägt haben. „Meine Existenz ist irgendwie politisch, allein die Tatsache, dass ich in London gelebt habe, weil meine Eltern vor dem Krieg geflohen sind." Sie unterbricht den Blickkontakt nicht, während sie dies sagt, und ihr Ton ist ernst. „Ich fühle mit allen Menschen, die ihre Heimat verlassen müssen. Nach meiner Erfahrung im Kosovo und dem, was der Krieg anrichtet, will das niemand wirklich. Sie tun es, um sich zu schützen, um ihre Familie zu retten, um sich um die Menschen in ihrer Umgebung zu kümmern, um ein besseres Leben zu haben. Deshalb fühle ich mich ihnen sehr verbunden."

2021 veröffentlichte die „New York Times" eine ganzseitige Anzeige von Rabbi Shmuley Boteach und dem World Values Network, in der Lipa und die Hadid-Schwestern wegen ihrer Unterstützung der Palästinenser des Antisemitismus bezichtigt wurden. Lipa nutzte die sozialen Medien, um den Anschuldigungen der Organisation zu widersprechen - und die Zeitung wegen der Veröffentlichung der Anzeige zu kritisieren. Nachdem sie sich in der Folge zwei Jahre lang geweigert hatte, mit der „New York Times" zu reden, lud sie den ehemaligen „Times"-Redakteur Dean Baquet in ihren Podcast ein und fragte ihn, wie die Zeitung etwas „so Rufschädigendes und potenziell Gefährliches" veröffentlichen konnte.

„Es war wichtig für mich, mit einem Redakteur zu sprechen. Ich fühlte mich bedroht und sah meine Grundwerte völlig auf den Kopf gestellt. Das hat mich wirklich verletzt, denn wenn ich über etwas

sprechen möchte, hoffe ich, dass die Menschen es so wahrnehmen, wie ich es gemeint habe, und dass keine böse Absicht dahintersteckt“, sagt sie jetzt.

Lipa fällt es schwer, zu Themen zu schweigen, die sie bewegen. Vor allem zu Themen, die mit den Erfahrungen ihrer Eltern während des Krieges korrespondieren. Deshalb hat sie eine Petition für einen Waffenstillstand im Krieg zwischen Israel und der Hamas unterzeichnet, der den Gazastreifen in Stücke gerissen und Tausende Menschen vertrieben hat.

„Meine Gefühle in Bezug auf die Vertriebenen sind sehr real, und es ist ein schwieriges Thema, weil es so sehr spaltet“, sagt sie. Sie scheint ihre Gedanken sorgfältig zu sammeln. „Aber es gibt eine Welt, in der man mit allen Leben, die verloren gehen, mitfühlen kann. Und um es klar zu sagen: Ich dulde nicht, was die Hamas tut, egal was in der ‚New York Times‘ stand. Jedes Leben ist kostbar!“

Sie betont, wie wichtig es ist, dass die Menschen sich über den Gazakonflikt informieren, insbesondere angesichts grassierender Falschmeldungen. „Es tut mir leid um jedes israelische Leben, das verloren wurde, und wegen dem, was am 7. Oktober geschehen ist“, sagt sie. „Nun müssen wir uns jedoch auch vor Augen führen, wie viele Menschen in Gaza ums Leben gekommen sind, wie viele unschuldige Zivilisten. Es gibt weltweit zu wenige Staatsoberhäupter, die Stellung beziehen und sich zu der dort herrschenden humanitären Krise äußern und zu dem humanitären Waffenstillstand, der jetzt geboten ist.“

Wie viele andere fühlt sich Lipa machtlos angesichts des anhaltenden Blutvergießens. Das Einzige, was sie tun könne, sei, so gut wie möglich informiert zu bleiben und ihre Plattform zu nutzen, um ihre Fans zu ermutigen, das Gleiche zu tun.

„Wahrscheinlich ist es einfacher, wenn man unpolitisch ist“, sagt sie. „Ich denke, es findet keine tiefgreifende Diskussion über Krieg und Unterdrückung statt. Es ist einfach etwas, das wir immer wieder erlebt haben. Ich habe das Gefühl, dass es nicht ausreicht, nur eine Musikerin zu sein und etwas zu posten – es scheint mir wichtig, auch Solidarität zu zeigen, was manchmal alles ist, was man tun kann.“

Rauchst du?“, fragt Lipa, die auf dem Balkon ihrer Suite im Chateau Marmont steht. Sie bringt zwei Parliaments und bedauert, dass das Hotel nicht ihre üblichen Marlboro Lights hat. Ein paar Wochen später wird Lipa verkünden, dass sie das Rauchen ganz aufgibt. Sie setzt sich vorsichtig hin in ihrem Jacquemus-Lederkleid, das sie für diesen Abend anhat. Mit einem Streichholz zündet sie beide Zigaretten an, während sie auf das Meer von Werbetafeln am Sunset Boulevard starrt.

Lipa kommt gern ins Chateau, wenn sie in Los Angeles unterwegs ist, wegen der gespenstischen Atmosphäre und der Chance, unten in dem exklusiven, mit Prominenten gefüllten Restaurant Leute zu treffen, die sie kennt. „Wenn diese Wände sprechen könnten, was sie wohl sagen würden?“, sinniert sie, bevor sie an ihrer Zigarette zieht. Über dem leisen Summen des Verkehrs unter ihr erzählt sie von den Geistergeschichten, die sie über diesen Ort gehört hat. „Ich würde nicht in Bungalow 3 gehen“, erklärt sie und meint die Suite, in der John Belushi starb. Ihre Neugier gilt paranormalen Phänomenen, und gerade interessiert sie sich für die angeblichen geheimen Tunnel unter dem Anwesen von Harry Houdini im Laurel Canyon. Dort soll am Abend ein „Houdini“-Fan-Event stattfinden, das sie veranstaltet.

Ihre Situation als Popstar vergleicht Lipa mit einem „Hamsterrad“. Obwohl ihre Karriere als Sängerin Priorität habe, frage sie sich manchmal, ob es eine Zukunft gibt, in der sich ihr Weg ändert. „Man macht ein Album, man promotet es, man geht auf Tour, dann macht man wieder das Gleiche. Und das ist toll. Aber ich denke, es wird ein Punkt kommen, wo ich mir vielleicht ein bisschen mehr Zeit nehmen möchte“, gesteht sie. „Ich habe all diese anderen Dinge, die ich auch tun kann, die mich wirklich interessieren.“

Lipa hat ihre eigene Produktions-, Verlags- und Managementfirma, Radical22, gegründet, mit der sie ihre anderen Projekte zum Leben erweckt. Dazu gehört ein Dokumentarfilm über ihren geliebten Londoner Stadtteil Camden, den sie zusammen mit Disney+ produziert. Sie genießt es, Interviews mit Künstlerinnen wie Little Simz, die in dem Dokumentarfilm auftreten wird, und anderen Prominenten aus der Musik- und Kunstszene Londons zu führen. Und nach ihrem Cameo-Auftritt als Meerjungfrau in „Barbie“ wird sie in Matthew Vaughns Komödie „Argylle“, die dieses Jahr in die Kinos kommt, eine smarte Spionin spielen. „Es hat sehr viel Spaß gemacht, aber es war auch eine enorme Lernkurve“, gibt sie zu. „Ich weiß noch, dass ich, als Matthew mich für die Rolle ansprach, dachte, ich sollte erst mal Schauspielunterricht nehmen.“ Vaughn überredete sie, das nicht zu tun, in der Hoffnung, dass sie vor der Kamera einfach sie selbst sein würde. „Falls sie nervös war, hat sie es gut versteckt“, sagt Vaughn.

Lipa hat noch andere Träume: Sie könnte sich vorstellen, eines Tages außerhalb Großbritanniens zu leben, vielleicht in Barcelona, Madrid, Paris oder Mexiko City. Sie hat Spanisch und Französisch gelernt, mit 35 möchte sie beides fließend beherrschen, ebenso wie Italienisch. „Ich möchte alle Sprachen kennen“, sagt sie. „Ich werde so neidisch, wenn die Leute Französisch, Spanisch oder Italienisch sprechen, und ich denke: Oh Mann, ich will einfach antworten können!“ Sie lernt gerade Gitarre spielen und vielleicht wird sie in ein paar Jahren auch ein paar College-Kurse belegen. „Ich habe so jung angefangen zu arbeiten, dass ich denke, der Moment wird kommen, an dem ich meine Fähigkeiten noch etwas schärfen möchte“, sagt sie.

Bald ist es Zeit, zum Houdini Estate aufzubrechen. Lipa hat ihren Auftritt, steigt eine Wendeltreppe hinunter und gesellt sich zum DJ. Sie tanzt und singt zu zwei Stücken und schnappt sich die Handys der Leute, um ein paar Selfies und Videos zu machen.

Sie kommt und geht und springt in einen der drei Cadillac Escalades, die ihre Crew durch die Stadt fahren. Sobald sie im Auto sitzt, lehnt sie sich aus dem Fenster, um mich zum Abschied zu umarmen. Dann fährt sie los, zurück zum Chateau und seinen Geistern – und wohin auch immer die Nacht sie führt. ®

Bleiben Sie flexibel: Nur 6,50 € monatlich!

Die Playlist für alle

CD exklusiv für Abonnent:innen

Jederzeit kündbar ✓

Ohne Mindestlaufzeit ✓

Exklusive Heft-CD für Abonnent:innen ✓

Monatliche Playlist ✓

Jetzt bestellen:
rollingstone.de/abo

BOB MARLEYS AUFERSTEHUNG

Der Regisseur, die Stars und Marleys Familie sprechen über die Entstehung des neuen Biopics „One Love“. Was taugt der Film?

VON DAVID BROWNE

Bei den Dreharbeiten zu einer Szene in „Bob Marley: One Love“ in Jamaika ging Kingsley Ben-Adir, im Film der titelgebende Reggae-Star, eine Treppe hinunter, als jemand „Cut!“ rief. Und zwar Marleys Sohn Ziggy, der ebenfalls am Set war. Er erklärte dem Schauspieler, dass sein Vater niemals so gegangen wäre. „Ich sagte zu ihm: Wenn Bob geht, nimmt er immer zwei Stufen auf einmal“, so Marley.

Monate später, in New York, macht Ben-Adir die Bewegung nach, wobei ihm die Knie fast bis zum Kinn reichen. „Jeder hatte ein Beispiel dafür, wie Bob es machen würde“, sagt er. „Ich musste dafür offen bleiben und mir sagen, dass es mir hilft: Es hilft mir, ihn zu finden. Ich musste im Flow bleiben.“

Seit Bob Marleys Tod vor 43 Jahren hat seine Familie seine Legende zu einem großen Vermögen monetarisiert, indem sie alles von Gras bis zu Kopfhörern unter seinem Namen verkaufte. Das Einzige, was bisher fehlte, war ein Biopic – was laut Ziggy in der Vergangenheit schon öfter angefragt worden war, aber vielleicht zu früh für ihn und seine Familie. „Es brauchte eine gewisse Reife dafür“, sagt er. „Ich glaube nicht, dass wir vorher schon so weit waren, so was in Angriff zu nehmen.“ Doch ab 2018 beschloss die Familie, ihre Haltung zu einem biografischen Film zu ändern. „Sie haben uns etwas vorgelegt, aber in diesem Fall konnten auch wir etwas beitragen“, sagt er. „Das war der große Unterschied.“

„Bob Marley: One Love“ (ab 14. Februar in den Kinos) ist ein unkonventionelles Biopic und könnte seine Fans gleichermaßen erschrecken wie erfreuen. Zunächst einmal konzentriert sich der Film auf einen bestimmten Abschnitt in Marleys Leben: beginnend beim Versuch, es 1976 gewaltvoll zu beenden, über sein zweijähriges Exil in London und die Entstehung seines *„Exodus“*-Albums bis zu seiner Rückkehr nach Jamaika 1978 – für ein Konzert, das dazu beitrug, die politischen Spannungen in seinem Heimatland abzubauen. „Ich glaube nicht, dass irgendjemand daran interessiert war, eine Geschichte von der Wiege bis zur Bahre zu drehen“, sagt Regisseur Reinaldo Marcus Green („Monsters And Men“, „King Richard“). „Wir hatten das Gefühl, dass diese Zeitspanne einen Großteil von Bobs Leben widerspiegelt. Es war viel los: politischer Umbruch in Jamaika, ein

NATURAL MYSTIC

Kingsley Ben-Adir als Reggae-Superstar in „Bob Marley: One Love“

FOTO: COURTESY OF CHIABELLA JAMES/PARAMOUNT PICTURES

Krieg, das Attentat auf ihn. Bob stand im Zentrum des Geschehens. Was einen nicht umbringt, macht einen stärker. Er war noch kein weltweiter Superstar, aber ‚*Exodus*' hat ihn bekannt gemacht."

Als er zum ersten Mal auf die Rolle angesprochen wurde, dachte der Brite Ben-Adir, dass er der falsche Mann für die Aufgabe sei. „Ich habe praktisch gedacht", sagt Ben-Adir, der 1 Meter 90 groß ist. „Marley war 1 Meter 70. Ich bin ein Bariton und kann weder singen noch Gitarre spielen. Die einzige Gemeinsamkeit zwischen uns ist, dass wir einen weißen und einen schwarzen Elternteil haben." Doch als er erfuhr, dass Green Regie führen und Marleys Familie mit an Bord sein würde, unterschrieb Ben-Adir – und unterzog sich dann einem monatelangen Training, um sich so gut wie möglich in Marley zu verwandeln.

Mithilfe von nie zuvor gesehenen Interviews, die ihm die Familie zur Verfügung stellte und die er transkribierte, studierte der Schauspieler Marleys sehr spezielles Patois. „Ich werde jeden in den USA überzeugen, dass es fehlerfrei ist, aber die Jamaikaner werden es wissen", sagt er. „Sie werden jedes einzelne Wort kennen." Während der musikalischen Darbietungen hören wir hauptsächlich Marleys Originalstimme, aber Ben-Adir hat Gesangs- und Gitarrenunterricht genommen, damit er trotzdem mitsingen kann, auch wenn wir letztlich nur in wenigen Szenen seine eigene Gesangsstimme hören, wie zum Beispiel bei der Verfilmung der Jam-Session, die zu „*Exodus*" führte. „Ihr wollt nicht, dass mein Gesang in diesem Film vorkommt", sagt Ben-Adir. „Glaubt mir, ich habe vielen Leuten stundenlang die Ohren verstümmelt." Green hatte sich bei Rami Malek erkundigt, wie der Freddie Mercury in „Bohemian Rhapsody" verkörpern konnte. „Er sagte: ‚Ich habe in dem Film alles rausgeschmettert, so wie er es auch gemacht hat.' So sollte ich es auch tun, dann würde ich das richtige Gleichgewicht finden", erinnert sich Regisseur Green.

Ziggy Marley sagt, dass er letztendlich mit Ben-Adirs Arbeit und der Darstellung seines Vaters zufrieden war. „Er hat eine Tiefe eingefangen, die menschlich wirkt und wirklich berührt", sagt er. „Er zeigt auch lustige Dinge. Das ist ihm sehr gut gelungen. Nicht auf eine nachahmende Art, nicht auf eine kitschige Art. Es gibt einige Szenen, die vielleicht näher dran sind als andere, aber im Großen und Ganzen hat er es kunstvoll gemacht. Er interpretiert Bob – er *ist* nicht Bob. Niemand kann jemals Bob sein. Das ist ein Künstler, der dieses Gemälde darstellt."

Für den Soundtrack wurde eine Klangoptimierung vorgenommen. Der Film stellt zwei zentrale Konzerte dieser Jahre nach: das Smile Jamaica Concert von 1976 und das One Love Peace Concert von 1978. Marleys Sohn Stephen, der als musikalischer Leiter des Films fungierte, engagierte jamaikanische Musiker, um die Backing-Tracks der beiden Konzerte neu aufzunehmen, was bestimmt ein kontroverser Schachzug ist. (Einer dieser Musiker ist Aston Barrett Jr., Sohn des ursprünglichen Bassisten der Wailers und Kopf von deren aktueller Version.) „Es ist schon lange her", sagt Stephen über die Konzertmitschnitte. „Also muss man die Musik etwas aufpolieren, damit sie im Kino gut klingt."

Da Ziggy bei den Arbeiten in Jamaika und London als ausführender (und einschreitender) Produzent fungierte, wurde ‚One Love' genauer unter die Lupe genommen als die meisten Biopics. Neville Garrick, der im vergangenen November verstorbene künstlerische Leiter der Reggae-Labels Tuff Gong und Marley-Vertraute, war ebenfalls beratend tätig. „Wir bringen die Kultur und die Authentizität ein", sagt Ziggy. „Denn wir haben es gelebt."

So wie es Ben-Adir bei der eingangs erwähnten Treppenszene erlebte, wurden die Darsteller regelmäßig korrigiert – bis hin zu der Art von Kleidung oder Hüten, die sie tragen sollten. „Es gab Kleinigkeiten wie: ‚So ein Hemd würde sie nicht tragen' oder: ‚Wo ist die Brille, die sie immer aufhatte?'", sagt Lashana Lynch, die Rita Marley, Bobs Frau und Beschützerin, spielt. „Der Armreif war ihr sehr wichtig, und als ich merkte, dass ich ihn in einer Szene nicht trug, dachte ich: Mensch, ich muss daran denken! Jeder Tag brachte was Neues."

Bei einer Szene, in der Bob aus einem Flugzeug und in eine Limousine steigt, wurde Green gesagt, sie müssten es anders darstellen. „Es hieß: ‚Nein, Bob würde nie auf dem Rücksitz sitzen und sich von jemandem fahren lassen'", erinnert sich der Regisseur. „Seine Brüder sind ihm gleichgestellt. Wenn es vorn einen Platz gibt, wird er sich dorthin setzen." Sevana, die jamaikanische Sängerin und Schauspielerin, die die Rolle des I-Threes-Mitglieds Judy Mowatt übernahm, wurde während der Dreharbeiten über ein Headset darauf hingewiesen, wenn sie nicht wie Mowatt klang. Lynch sagt, dass sie mit dieser Kontrolle gut zurechtkam, wie eigentlich alle. „Ich dachte: Wenn das meine Eltern wären und zwei Fremde kämen und würden versuchen, sie zu imitieren, würde ich auch alles überwachen wollen, um meine Eltern zu schützen", sagt sie. „Ich habe eben keine legendäre Familie – sie schon."

Auch das Aussehen wurde korrigiert: Um Marley ähnlicher zu werden, ließ sich Ben-Adir eine leichte Nasenprothese ansetzen. Ziggy zufolge hatte seine Mutter dem Projekt zugestimmt, dann aber gelegentlich auf dies oder jenes hingewiesen, das ihrer Meinung nach nicht ganz richtig war. „Sie sagte zum Beispiel: ‚Oh, er sieht nicht aus wie Bob!'", lacht Ziggy. „Sie kennt Bob, wissen Sie. Und so hat sie sich über sein Aussehen beschwert. Aber sie vertraut mir auch."

Lynch hatte Bedenken, als sie die Rolle der Rita Marley übernahm. „Da sie Ehefrau und Mutter ist, besteht die Gefahr, dass Mrs. Marley nur auf diese beiden Rollen reduziert wird", sagt Lynch, eine Britin jamaikanischer Abstammung. „Dabei war sie so viel mehr und repräsentiert so viel und bedeutete so viel für Bob. Ich wollte unbedingt, dass sie im Film so ist, wie sie sein sollte." Dieses Bemühen kommt in einer der dramatischsten und wichtigsten Szenen des Films zum Vorschein: in einem Streit zwischen Bob Marley und Rita, in dem sie ihre Frustration darüber zum Ausdruck bringt, dass ihrem Mann der Ruhm zu Kopf gestiegen ist. „Das war eine monatelange Arbeit", sagt Ben-Adir über diese Szene, die im Film nur wenige Minuten dauert. „Die Szene wurde immer wieder umgeschrieben", erklärt er. „Es gab eine intensive Diskussion zwischen Lashana und mir und Ziggy und der Familie. Es gibt Textzeilen in dieser Szene, die für die Familie zu persönlich waren. Sie mussten am Ende eine Entscheidung treffen, wie viel sie zeigen und teilen wollten." Green fügt hinzu: „Ich wäre auch sehr beschützend, wenn ich einen Film über meinen Vater machen würde. Und Ziggys Schutz bestand darin, die Wahrheit zu sagen: Rita wurde wütend und gab Bob eine Ohrfeige. Für uns ist es großartig, das zu sehen. Ziggy hat das Geschehen nicht unter den Tisch gekehrt und so getan, als ob das nicht passiert wäre."

Darüber und über den Film allgemein sagt Ziggy Marley, dass er im Großen und Ganzen zufrieden sei: „Man muss die Wahrheit in dieser verkürzten Zeitspanne erzählen. Es ist die Wahrheit des Lebens, und wir benennen sie." Monate später, als sich die Schauspieler und die Crew in London zu weiteren Dreharbeiten trafen, beobachtete Ziggy Marley, wie Ben-Adir aus einem U-Bahn-Schacht kam. „Er erinnerte sich noch ein Jahr später daran, immer zwei Stufen auf einmal zu nehmen", sagt Marley anerkennend. „Und das hat mir gut gefallen." ®

BOB MARLEY INDUSTRIE

LEBENSMITTEL

Angefangen hat es mit Marley Coffee, dann folgten die Marley-Kitchen-Produkte, jetzt gibt es das Restaurant Bob Marley – One Love am jamaikanischen Flughafen Sangster. Marley Beverage verkauft Tees, Eiskaffees und Limonaden.

WEED

Marley Natural wurde 2014 gegründet und verkauft alles von Wasserpfeifen bis hin zu Grindern. Das Marley Museum hat eine Weed-Ausgabe, und in Michigan kann man Lion Order, das offizielle Marley-Gras, kaufen. Und haben wir schon die Marley-One-Pilze erwähnt?

Bob Marley

TECHNIK

Natürlich brauchen Sie offizielle House-of-Marley-Produkte, um seine Musik zu hören. Zur Auswahl stehen Regal- und Bluetooth-Lautsprecher, Plattenspieler, kabellose Ohrhörer und Ladekabel, die meisten davon aus recycelten Produkten hergestellt.

KLEIDUNG

Ein umfangreiches Sortiment an Marley-Kleidung – über 120 Artikel – bietet für fast jeden etwas: natürlich jede Menge Bob-T-Shirts, aber auch Tragetaschen, Gürteltaschen, Baby-Strampler und „Redemption"-Jogginghosen.

FOTO: GETTY IMAGES

METAL HAMMER EXKLUSIV

Judas Priest

CROWN OF HORNS

PREVIOUSLY UNRELEASED TRACK FROM
JUDAS PRIEST'S NEW ALBUM ‚INVINCIBLE SHIELD'

PAINKILLER

TAKEN FROM ‚BATTLE CRY'
RECORDED LIVE AT WACKEN IN 2015

NUR ZUSAMMEN MIT METAL HAMMER 03/2024
JETZT IM HANDEL ODER DIREKT BESTELLEN:

WWW.METAL-HAMMER.DE/JUDASPRIEST

IKONEN DES NEW YORK PUNK
Johnny, Tommy (verdeckt), Joey und Dee Dee Ramone, 1977

FOTO: GETTY IMAGES

Zwangsneurosen und transatlantische Spannungen

Von Wolfgang Doebeling

Vor 50 Jahren formierten sich die Ramones in Queens und machten sich daran, den Rock'n'Roll neu zu erfinden – mit dem entscheidenden Faktor Punk. Über frühe Versuche, unvergessliche Auftritte und denkwürdige Begegnungen

ES WAR KEIN GESTANK, EIN strenger Geruch nur, der lange beißend in Erinnerung blieb vom hermetisch isolierten Innern des vollgepackten Vans, in dem die Ramones seinerzeit die Ostküste rauf und runter tourten. Ans Öffnen eines Fensters war nicht zu denken, Fahrtwind und frische Luft schürten eine kollektive Angst vor möglichen Gesundheitsgefährdungen. Alle Bandmitglieder kränkelten auf die eine oder andere Art, jeder Ramone hatte seine eigenen unguten Erfahrungen mit allerlei Leiden und Gebrechen machen müssen. Das Krebsgeschwür, das man Jeffrey Hyman in jungen Jahren herausgeschnitten hatte, bevor er Joey Ramone wurde, soll die Größe eines Baseballs gehabt haben. Zudem litt er an Zwangsneurosen. Sein Tick, bestimmte Gegenstände soundso oft zu berühren, erlaubte keine Ausnahmen. Wenn Joey unterwegs einfiel, dass im Hotelzimmer etwas unberührt geblieben war, fuhr man zurück, notfalls meilenweit, um das Ungeschehene nachzuholen. „Don't ask", warnte Dee Dee, weil er befürchtete, ich könnte Joey darauf ansprechen, nicht ganz zu Unrecht. „Just ignore it", riet er. „We all do."

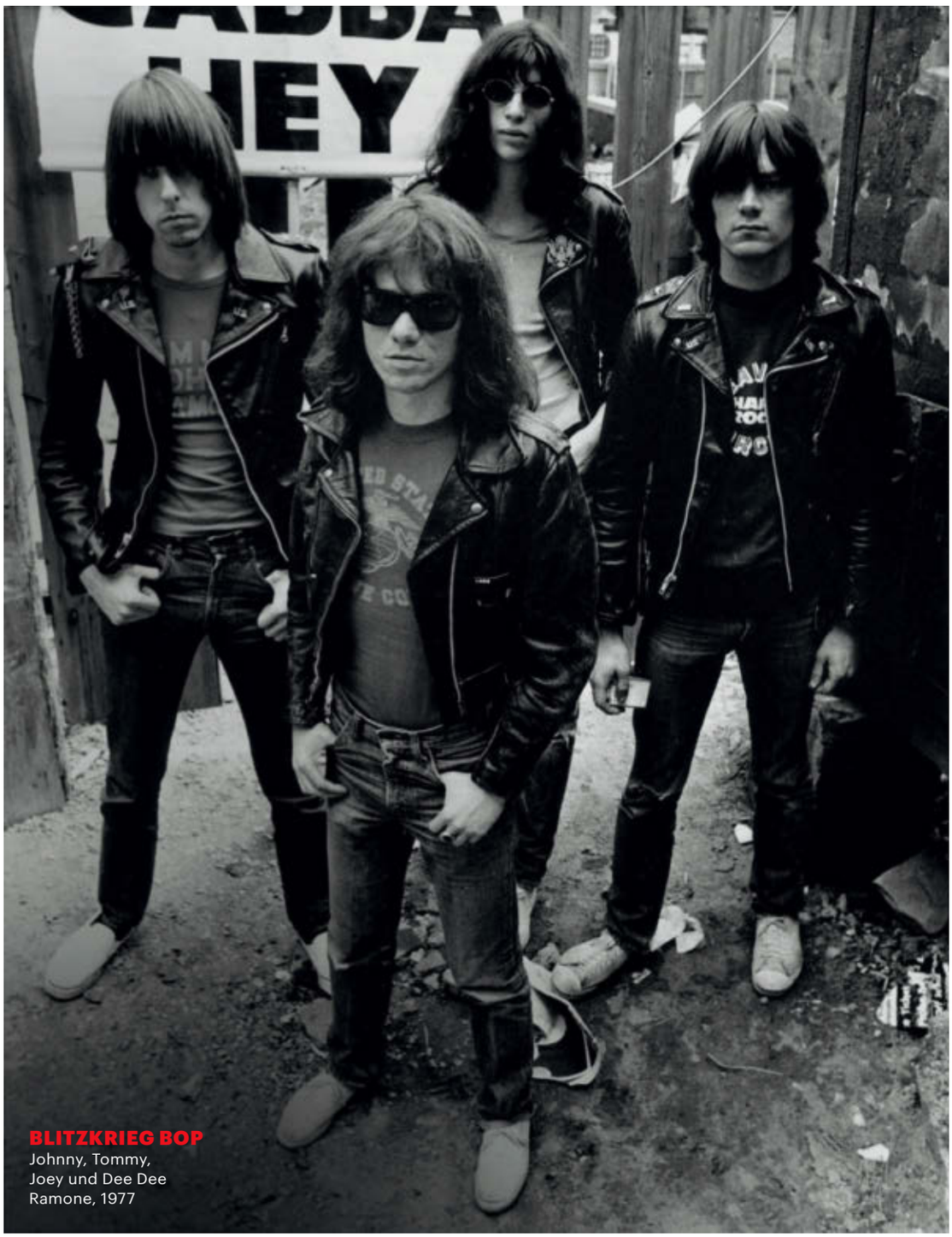
Die Ramones erreichten inzwischen auch in Amerika ein größeres Publikum, ihre Fanbase ging nicht gerade in die Millionen, aber sie füllten mittlere Hallen mit ihrem frenetischen Bubblegum-Punk, zehn Jahre nach ihrer Gründung, acht Jahre nach ihrem Durchbruch in England. Wie alle anderen Protagonisten der New Yorker Punk- und New-Wave-Szene mussten sie den Umweg über London machen, um von ihrer Musik leben zu können. In New York füllten höchst individualistische, so divergierende Acts wie Patti Smith, Blondie, Television oder Talking Heads Clubs wie das CBGB oder Max's Kansas City, kleine, enge Venues also, bemerkenswert unglamourös und nur frequentiert von meinungsbildenden In-Crowds. In London wurden sie von einer veritablen Bewegung willkommen geheißen, die schon in den Medien stattfand und bald darauf sogar in den Charts: „Anarchy In The UK". Ein Tribe, der auch im Straßenbild kaum zu übersehen war. Die Ramones fühlten sich sofort zu Hause, unter ihresgleichen. T-Shirts, zerschlissene Jeans, abgewetzte schwarze Lederjacken und Chucks standen seit Äonen für Rock'n'Roll, und hier passte der Look perfekt, denn Ramones-Musik war ja nichts anderes als tradierter Surf'n'Roll in Overdrive, keineswegs artsy oder angestrengt anders wie die meisten anderen Formationen jener Jahre aus New York City.

Wie alle anderen Protagonisten der New Yorker Szene mussten sie den Umweg über London gehen

Die Ramones spielten ihren ersten Gig in London im Juli 1976, im legendären Roundhouse, im Vorprogramm der Flamin' Groovies, vor 3000 Zuschauern. „When we went to England, things happened so fast, it was unbelievable!", schwärmte Dee Dee Ramone. „Der Unterschied zu den Löchern, in denen wir selten vor mehr als hundert Leuten auftraten, war enorm." Der Bassist war ursprünglich auch Sänger der Learning-by-Doing-Combo aus Queens, doch hatte er schon früh eingesehen, dass er mit dieser Doppelrolle heillos überfordert war. Joey übernahm also das Mikro, Dee Dees Vocals beschränkten sich künftig aufs obligate Einzählen. „One, two, three, four ...", im „Cretin Hop" mit Zugabe: „There's no stoppin' the cretins from hoppin'/ You gotta keep it beatin' for all the hoppin' cretins/ One, two, three, four/ Cretins wanna hop some more/ Four, five, six, seven/ All good cretins go to heaven ..."

Die Umstände ihres London-Debüts waren den Ramones zu Kopf gestiegen. „Unlimited room service!", so Dee Dee. „Das war eine Einladung, die wir als angehende Rockstars gebührend zu feiern gedachten." Anstatt der üblichen Käsesandwiches und einer Kiste Coca-Cola hätten sie für 700 Pfund Scotch bestellt. Und das Empfangskomitee der ört-

lichen Punk-Prominenz abends vor dem Roundhouse wurde von der US-Delegation als „scary“ empfunden, weil sich The Clash und Johnny Rotten „extra-tough“ gaben, ohne dass es überhaupt zu einem gedanklichen Austausch kam. Rotten hatte eine Dose Bier hinuntergestürzt und sich dann von dannen gemacht, weil es ihm vom wortlosen Herumstehen und unbedingten Vermeiden von Augenkontakt langweilig wurde. Joe Strummer war ähnlich enttäuscht vom transatlantischen Besuch. Nicht musikalisch – die Show erlebte er als „good clean fun“, die verbale Kommunikation mit dem US-Quartett hingegen hatte ihn „unterfordert“.



BLITZKRIEG BOP
Johnny, Tommy, Joey und Dee Dee Ramone, 1977

SPÄTER DARAUF angesprochen, nicht zuletzt in der britischen Musikpresse, reagierten die Ramones mit völligem Unverständnis. „What the fuck!“, gab Dee Dee zu Protokoll. „Wir waren freundlich, luden alle in den Backstage-Bereich ein, erwarteten irgendeine positive Reaktion auf unsere aktuelle Single, like: We’re digging your record, you know. Stattdessen wurden wir angeschwiegen oder politisch belehrt. Dieses englische Ding, du weißt schon: Vitriol. Alles ist voll davon, kaum ein Konzertbericht oder Radiointerview verzichtet auf herablassende Seitenhiebe. Aber sie täuschen sich, wenn sie glauben, sie könnten uns mit ihrem besserwisserischen Getue treffen.“ Knapp zwei Jahre nach dem Entree der Kings von Queens in den Kulturbetrieb des United Kingdom wurde „I’m Against It“ vielfach als später Kommentar zu den Gepflogenheiten in der britischen Berichterstattung verstanden. „I don’t like politics/ I don’t like communists/ I don’t like games and fun/ I don’t like anyone/ I don’t like sex and drugs/ I don’t like water bugs/ I don’t care about poverty/ All I care about is me/ And I’m against it!“ Gitarrist und NRA-Apologet John Cummings aka Johnny Ramone soll am Text mitgewirkt haben, derselbe Johnny, dessen erschreckend reaktionäre Weltsicht viel später gedruckt erschien, in Buchform. „Commando“ heißt seine Autobiografie. Keine Empfehlung, das jedoch nur am Rande.

Zurück also zu den immens karrierefördernden London-Visiten der Ramones. Die wöchentlich erscheinende, auflagenstarke Musikpresse im Tandem mit Radio-Airplay hatte die Band fast über Nacht zu einer Marke gemacht, landesweit. Vergleichbar wirkungsmächtige Cutting-Edge-Blätter wie „NME“, „Melody Maker“ und „Sounds“ gab es in Amerika ja nicht, und die Hörerschaft etwa der nationalen Radio-1-Programme nivellierte regionale Besonderheiten, während die Pop-Rezeption jenseits des Atlantiks regional fragmentiert und somit provinziell blieb. Was in New York reüssierte, war in Atlanta oder Baltimore oft noch nicht angekommen. Was indes in London Aufsehen erregte und Nachfrage generierte, tat das zeitgleich auch in Birmigham und Leeds. Entsprechend dynamisch und volatil war der Plattenmarkt im UK.

Die Ramones eröffneten ihr Hits-Konto in den Singles-Charts 1976 mit „The Blitzkrieg Bop!!“, das kurz zuvor von Sire in Amerika als „Blitzkreig Bop“ ohne Fortüne geblieben war. Eine Reihe weiterer Singles folgten, darunter Anfang ’77 das emblematische „Sheena Is A Punk Rocker“. Die rasante Surf-Sause „Rockaway Beach“ wurde zum Jahresende

FOTO: GETTY IMAGES

SURFIN' PUNK
Joey Ramone am Strand von Coney Island

nachgelegt, beide 45s in der Alten Welt deutlich erfolgreicher als in der Neuen. Überhaupt war die Ungleichzeitigkeit zwischen dem UK und den USA bezüglich popmusikalischer Trends eklatant. Der stilistische Einfluss der Ramones auf den britischen Punk jener Jahre lässt sich auf den Platten zahlreicher Bands leicht nachweisen, darunter durchaus namhafte wie die Lurkers, The Boys, Buzzcocks und Undertones. Kurzum, die Ramones waren arriviert, nur noch nicht zu Hause in Amerika. „In englischen Städten wurden wir überall schnell von Autogrammjägern umlagert", berichtete Joey, „in amerikanischen erst viele Jahre später, in den Achtzigern, und auch dann eher selten."

„Man hätte uns ein Denkmal in Forest Hills setzen sollen", maulte Joey im April '85, „eine Bronzestatue, mindestens." Dass eine solche Statue tatsächlich aufgestellt wurde, freilich nicht in Forest Hills, sondern in Zagreb, erlebte Joey nicht mehr. Fraglich ohnehin, ob ihm der Gedanke, dergestalt in Kroatien geehrt zu werden, Freude bereitet hätte. Queens und insbesondere der Ortsteil Forest Hills lagen ihm mehr am Herzen, obwohl das Leben dort seine Tücken hatte, erst recht wenn sich seine körperlichen Handicaps und seine mentale Drangsal wieder mal gegen ihn verschworen hatten. „Queens hatte gute Seiten, wir hausten ja nicht in den Slums oder irgendwie im Elend. Aber wir bekamen mit, wie es dort zuging, was die Leute dort durchmachten und was die allgenwärtigen Mängel aus ihnen und ihren Kindern machten. „We're a happy family/ Me, Mom and Daddy/ Sitting here in Queens/ Eating refried beans/ We ain't got no friends/ Our troubles never end." Schwingt da Mitleid mit, Selbstmitleid gar? „Nein, nein", wehrt Joey ab, das seien Begleiterscheinungen im Existenzkampf. „Daddy's telling lies/ Baby's eating flies/ Mommy's on pills/ Baby's got the chills/ Daddy likes men." Eine Freakshow? „Nur in der Außenansicht."

Wir sitzen in der Lobby meines Hotels in der Lexington Avenue gegenüber dem Gramercy Park in Manhattan. Draußen wird es hell. Joey Ramone schätzt das Hotel, schon weil es in der Nähe seines Apartments liegt und durchgehend geöffnet bleibt. Wir waren gerade aus Oyster Bay auf Long Island zurückgekehrt, wo die Ramones einen schweißtreibenden Gig absolviert hatten. Joey war hundemüde, aber merkwürdig überdreht. Dee Dee hatte sich vor seinem Haus in Queens bereits verabschiedet. Zuvor gab er mir ein Versprechen, das er vermutlich umgehend wieder vergaß: Er würde sich bei mir melden, wenn er wieder in Berlin wäre, und dann würden wir beide ins KaDeWe gehen und Fleischsalat schlemmen. Igitt!, sagte ich. Na gut, ich könne ja etwas anderes bestellen, aber er habe nun mal unvergessliche kulinarische Erinnerungen ans oberste Stockwerk dieses Kaufhauses. Zur Erklärung: Dee Dees Mutter war Deutsche, und seine Eltern waren in die BRD gezogen, als der Sohn noch ein Baby war, kaum ein Jahr alt. Seine erste Gitarre kaufte ihm sein Vater im Musikhaus am Zoo, sein erstes Konzerterlebnis bescherten ihm die Stones in der Waldbühne, da war Douglas Glenn Colvin vierzehn Jahre alt. „Damals war der Teufel los. Da ich noch klein war, holten mich meine Eltern nach dem Konzert ab. Waren die froh, dass mir nichts passiert war!" Doug aka Dee Dee Ramone starb 2002 im Alter von fünfzig Jahren an einer Überdosis Heroin.

„Sinnlose Verschwendung kam für uns nicht infrage – wir haben nie vergessen, woher wir kamen"

„I wanna talk some more", sagte Joey, als Dee Dee schließlich weg war, gegen sieben Uhr. Thematisiert wurden unter anderem die dubiosen Verhaltensweisen diverser Weggefährten wie Johnny Thunders, der sich einen Writer's Credit für „Chinese Rocks" erschwindelt hatte, was ihm Joey nicht verzieh, sowie Erfahrungen mit Phil Spector, seine Ranküne und seine anmaßenden Volten. Kein Ruhmesblatt, wie Joey befand. Dasselbe gelte für die definitiv nicht zum Besseren veränderten Studioproduktionsbedingungen, die das Arbeiten erleichterten, deren Resultate aber nicht zu überzeugen wüssten. Die Digi-Technik? „Yeah, die Musik verliert ihren Punch und alles wird überdies noch teurer." Die Aufnahmesessions für ihr erstes Albums hätten nur ein paar Tage in Anspruch genommen, so Joey nicht ohne Stolz, und nachfolgende Alben seien nicht viel kostspieliger gewesen. Bei Sire habe man sich nicht schlecht gewundert über die kostenbewusste, zügige Arbeitsweise der Band. „Sinnlose Verschwendung kam für uns nicht infrage, schließlich haben wir nie vergessen woher wie kamen. Einen Teller isst man leer, da wird nichts weggeworfen."

Am meisten enttäuscht, nein, geradezu angepisst zeigte sich Joey Ramone von der Markteinführung des sogenannten New Coke, dessen Bewerbung sich die Coca-Cola Company über Monate zig Millionen Dollar kosten ließ und das an jenem denkwürdigen Tag erstmals ausgeliefert werden durfte. Joey hatte sich vom Veranstalter in Oyster Bay vertraglich ausbedungen, dass ausreichende Mengen bereitgestellt würden, eiskalt. Und man war sich im Ramones-Camp über das Prozedere einig: zunächst die Arbeit, dann das Vergnügen, also zuerst die Show mit verlässlicher Verausgabung, dann ein letztes „Gabba Gabba Hey". Dann erst würde gekostet werden dürfen, natürlich zuerst von Joey, der die Ablösung des erfolgreichsten Getränks der Welt durch eine neue Rezeptur für einen schrecklichen historischen Irrtum hielt. Und tatsächlich, da stand die Wanne backstage, gefüllt mit Eiswasser, in dem rote Dosen mit ungewohnter Aufschrift schwammen: „New Coke". Joey ließ sich Zeit. Er war Herr über den Festakt und gedachte das Privileg genüsslich auszukosten. Pffft. Die Kohlensäure entwich vernehmlich. Ein gutes Zeichen. Joey führte die Dose zum Mund, nahm einen kräftigen Schluck. Und noch einen. Dann kam sein vernichtendes Verdikt: „It's fuckin' Pepsi!"

Funfact: New Coke verschwand bald wieder vom Markt, wie vom Vorkoster prophezeit, erzielt auf eBay inzwischen aber mit Inhalt und noch versiegelt

FOTO: GETTY IMAGES

ein paar Hundert Dollar pro Dose, geöffnet und leer getrunken immerhin noch fast fünfzig. Joey hätte das amüsiert, da wäre ein Ramones-Song drin gewesen. Sein früher Tod mit neunundvierzig sowie das frühe Ableben der anderen Brudders verhinderten leider weitere Sequels der Ramones-Saga. Von dem guten Dutzend Live-Gigs der Band, denen beizuwohnen ich das unerhörte Glück hatte, blieb mir nur einer in unguter Erinnerung: der letzte, ausgerechnet.

Er fand in Huxleys Neuer Welt statt, Ende Januar 1996, als Station ihrer ausgedehnten Farewell-Tour. Diverse Male hatten die Ramones bereits ihren bevorstehenden Abschied vom Konzertbetrieb avisiert, nun meinten sie es ernst. „The last and final tour", warnten die Plakate in großen Lettern unter dem Tour-Motto: „Adios Amigos!"

Ich war frühzeitig da, um mir einen Platz ganz vorne an der Bühne zu sichern, wie so oft. Aber das rächte sich, denn die Halle war im Nu brechend voll, und als das Vorprogramm loslegte, eine mir gänzlich unbekannte Band namens Rammstein, war an Flucht nicht mehr zu denken. Sicher, ich hätte mich nach hinten durchkämpfen können, aber danach nicht mehr zurück an den Bühnenrand. Also stopfte ich mir Papiertaschentücher in die Ohren und ertrug eine Stunde teutonisch gegrunzter Grobschlächtigkeit bei sich stetig verschlechternder Stimmung. Eine Qual, die von den Ramones nicht wettgemacht werden konnte. Zum einen weil ich auf einige Favoriten vergeblich wartete, auf „Swallow My Pride" und „Bonzo Goes To Bitburg" zum Beispiel, zum anderen weil der Klang in der Halle sehr zu wünschen übrig ließ. „I know", sagte Joey entschuldigend, aber das sei Sache des Veranstalters, und, you know, sie könnten sich schließlich nicht um alles kümmern. Er freue sich jedenfalls auf das Ende der Tournee und der damit verbundenen Strapazen. Good luck, mate!

Mein erster Ramones-Gig war zwanzig Jahre zuvor in einem Kellerclub in Manhattans 42. Straße über die winzige Bühne gegangen, mit Hindernissen. Insgesamt 35 Minuten dauerte ihre Drei-Akkorde-Propeller-Punk-Show seinerzeit, das reichte für 18 Songs. Inmitten des lustvollen Pogo-Deliriums fiel ein Mädchen in Ohnmacht, ich trug sie die Treppen hinauf an die frische Luft. Und verpasste so die halbe Show. Drei Jahre später, 1980 in Berlin, die Band hatte gerade „Surfin' Bird" angestimmt und das Publikum drückte und drängte, als neben mir wieder ein Mädchen zu Boden ging und kurz das Bewusstsein verlor. Diesmal war es meine Freundin und obendrein werdende Mutter, die sich zum Glück rasch erholte. Dazwischen lagen mehrere Ramones-Konzerte in London, im Hammersmith Odeon sowie im Hammersmith Palais, beides Hochämter des Punk-Rock, beide ohne Zwischenfälle.

Ein Dokument ihrer frühen Bühnenpotenz haben die Ramones auch hinterlassen: die Live-Doppel-LP *„It's Alive"*, bestückt mit 28 ewigen Faves, aufgenommen in der Silvesternacht 1977 im Londoner Rainbow Theatre, dem Ort etlicher Ramones-Triumphe. Auf der Cover-Rückseite schwenkt Joey das berühmte „Gabba Gabba Hey"-Schild. Unglaublich, aber wahr: Keine Frage sei ihm in Interviews so oft gestellt worden, erklärte der Sänger, wie die nach der Bedeutung dieser drei Wörtchen: What does it all mean?

Some Kicks

Von Blitzkrieg Bop bis Bitburg: Zehn essenzielle Singles der Ramones

BLITZKRIEG BOP

1976

DIE DEBÜTSINGLE LEGTE DIE LATTE MIT diesem „Drei-Akkorde-Anschlag auf jede Art von Hirntätigkeit", wie ein Kritiker im UK erkannte, für künftige Exzesse sehr hoch. „Yeah, the kids are losing their minds", bestätigte Joey grinsend.

ROCKAWAY BEACH

1977

„CHEWING OUT A RHYTHM ON MY BUBBLEgum/ The sun is out and I want some": Die Ramones auf den Spuren der Beach Boys, obwohl der besungene Strand gemeinhin „Syringe Beach" genannt wird, wegen der angeschwemmten Heroinspritzen.

SWALLOW MY PRIDE

1977

„WINTER IS HERE AND THINGS WERE looking very grim", klagt Joey auf dem Rücken einer sublimen Gesangsmelodie, schluckt aber die bittere Pille und reimt optimistisch: „But they're looking good again."

I REMEMBER YOU

1977

EINE VERITABLE LIEBESBALLADE, AUCH wenn schon ein Schatten auf die Beziehung fällt, wie es halt so ist: „I remember lying awake last night/ And thinking just of you/ But things don't last forever/ They never really do." Aus der Art geschlagen.

SHEENA IS A PUNK ROCKER

1977

DER HIT BEIDERSEITS DES GROSSEN TEICHS, das Flaggschiff im Repertoire: „Well, the kids are all hopped up and ready to go/ They got their surfboards and they're going to the Discotheque Au Go Go/ Yeah, New York City really has it all." Euphorisch!

DO YOU WANNA DANCE?

1978

EIN COVER DES BOBBY-FREEMAN-GASSENhauers aus den Fünfzigern. Der Band gehe wohl das Material aus, höhnte ein Radio-DJ, weil das Quartett auch „Surfin' Bird" von den Trashmen gecovert hatte, beides bewährte Live-Abräumer.

ROCK'N'ROLL HIGH SCHOOL

1979

VOM SPECTOR-BALLAST BEFREIT, MACHTE die Single-Version eine glänzende Figur als Surf-Pastiche, nicht zuletzt dank klassischer Schülerpoesie: „I just wanna have some kicks/ I just wanna get some chicks." Es war eine aufregendere, bessere Zeit.

I WANNA BE SEDATED

1980

„I CAN'T CONTROL MY FINGERS/ I CAN'T control my brain/ Hurry, hurry, hurry/ Before I go loco." Die Ramones im Amphetamin-Stress. Wenn ein Puls auf der Bühne lauter pochte als der Drummer, nahm Joey auch mal Valium. Wenn's hilft ...

DO YOU REMEMBER ROCK'N'ROLL RADIO?

1980

DIE RAMONES NOSTALGISCH ANGESICHTS der unaufhaltsamen Übernahme aller Airwaves durchs gleichgeschaltete Formatradio. „Do you remember ‚Hullabaloo', ‚Upbeat', ‚Shindig!' and ‚Ed Sullivan', too?", so Joey. „Lately it all sounds the same to me."

BONZO GOES TO BITBURG

1985

WER HÄTTE GEDACHT, DASS SICH DIE Ramones je Gedanken über US-Außenpolitik machen würden? So geschehen anlässlich von Reagans Besuch einer Gedenkstätte auf dem Militärfriedhof von Bitburg, wo auch SS-Schergen begraben liegen.

FEMALE POWER!

DIE 100 WICHTIGSTEN FRAUEN IM POP – DAS XL-SPECIAL

JETZT AM KIOSK

THE LIBERTINES: TOGETHER FOREVER – DAS GROSSE INTERVIEW
ME-HELDEN: THE PRETENDERS
+ FUTURE ISLANDS, IDLES, SERPENTWITHFEET, TRISTAN BRUSCH U.V.M.

Jetzt flexible Abo-Modelle ab 9,95€ testen

MUSIKEXPRESS.DE/ABO

Reviews

ZAUBER DES MOMENTS

Eine Wald-und-Wiesen-Platte der Big-Thief-Chefin über das Wesen der Liebe

Von MAX GÖSCHE

Adrianne Lenker

Bright Future

4AD

★★★★☆

Von einsamen Waldhütten, Selbstbesinnung und analoger Technik kündet ja im Prinzip jede zweite amerikanische Songschreiber-Platte. Doch so kompromisslos wie die Big-Thief-Sängerin Adrianne Lenker auf ihrem neuen Soloalbum hat schon lange niemand mehr die innere Einkehr betrieben.

Im Herbst 2022 fängt Lenker die zwölf Stücke von *„Bright Future“* mithilfe eines Achtspurgeräts ein. Co-Produzent Philip Weinrobe improvisiert ein kleines Studio, drei Freund:innen ergänzen Fiddle, Piano und weitere Akustikgitarren. Es gibt lange Spaziergänge und Kaminabende. Das Rauschen der Baumwipfel ist das fünfte Bandmitglied in Lenkers Meditationsklause. Man hört es auf der Platte nicht, doch man spürt es in jedem Ton dieser sanft zusammengefädelten Lieder. Man hört aber, wie die Musiker:innen langsam Vertrauen zueinander fassen. Wie sie eine gemeinsame Sprache entwickeln, den Zauber des Moments auskosten und einen Hauch von Field Recordings durch den Raum wehen lassen. Lenker wollte diese One-Take-Wunder ursprünglich gar nicht veröffentlichen. Das änderte sich zum Glück, als sie die Bänder abhörte.

Wer sich einen Staudamm in die Seele gebaut hat, um schmerzvolle Gefühle zurückzuhalten, wird mit *„Bright Future“* wenig anfangen können. Für alle anderen legt Lenker ihr Inneres offen. Beschwört in „Real House“ die Kindheit und die Beziehung zur Mutter. „I’m a child humming into the clarity of black space/ Where stars shine like tears on the night’s face“, singt die Verwundbarkeitsdichterin zu zaghaften Klavierakkorden. Und später: „Now 31 and I don’t feel strong/ And your love is all I want.“ Sie wundert sich, wie die Jahreszeiten vorbeiziehen („Sadness As A Gift“) und warum sich eine Geliebte nicht entscheiden kann, welches Leben sie führen will („Fool“). Die Stücke atmen sehr viel Folk und ein bisschen Country. „Evol“ wirkt beinahe schockierend in dieser heilenden Kräuterteestunde: eine Pianoballade, so unbegreiflich wie die Bewegungen des Herzens.

„Bright Future“ ist eine Thermoskanne voll Liebe in einem Jahr der emotionalen Vergletscherung. Den Titel sollte man übrigens nicht ironisch verstehen. Vielmehr liegt darin die Gewissheit, dass wir, wenn alle Tränen geweint sind, mit klarem Blick nach vorn schauen.

ILLUSTRATION: BERTA VALLO

The Staves
All Now
★★★½☆
Erstes Album als Duo, trotzdem in gewohnter Größe

„You're waiting on me to change", sangen The Staves im Finale von „*Good Woman*" (2021) - mit dem Hinweis, dass Veränderung ein autonomer interner Prozess sei, der nicht von irgendeinem Typen angeknipst werden kann. Produzent John Congleton (St. Vincent, Angel Olsen) war die Ausnahme: Er holte die drei Schwestern damals aus dem Folk-Feenwald, wo ihr Debüt, „*Dead & Born & Grown*" (2012), und dessen Nachfolger, „*If I Was*" (2015), zu Hause waren. Congleton sorgte dafür, dass Jessica, Camilla und Emily Staveley-Taylor nicht mehr so blütenzart klangen und in ihrer musikalischen Metamorphose mit Ecken und Kanten konfrontiert wurden.

Mittlerweile sind The Staves zum Duo geschrumpft, jedoch ohne dabei kleiner zu werden. Emily konzentriert sich derzeit auf ihre Mutterschaft - auch wenn sie hier und da auf „*All Now*" noch den gewohnt himmlischen Harmoniegesang unterstützt. „After School" ist ihr, der großen Schwester, gewidmet. Die Teenie-Sprache („you're my hero", „you're so cool") geht als niedliche Zeitmaschinenlyrik durch, von „back in 1998" kann aber keineswegs die Rede sein - The Staves zelebrieren hier genüsslich die Siebziger.

Congleton wurde erneut zum Komplizen auserkoren. Er hat die Folk-Fragilität zwar bewahrt, gleichzeitig aber noch mehr Sound-Experimente gewagt. „Isn't it exciting?", fragen die Schwestern im eröffnenden Titeltrack, während sich ein Indie-Rock-Crescendo auftürmt, dem auch mal kurz der Wille zur Symbiose mit dem filigran-majestätischen Gesang abhandenkommt. „I Don't Say It, But I Feel It" lässt mit seinem Fleetwood-Mac-Vibe mehr Raum für die Protagonistinnen, während das ätherische „Fundamental Memory" an das von Justin Vernon (Bon Iver) produzierte zweite Album erinnert. Minimalistisch und naturbelassen strahlen The Staves immer noch am hellsten: „I'll Never Leave You Alone", nur von Akustikgitarre, Besenschlagzeug und Pedal-Steel-Bordüren umgarnt, ist das betörendste Stück der Platte. *(Communion)*

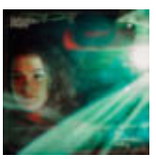
INA SIMONE MAUTZ

KICKS

FAVORITEN AUF 33 – VON WOLFGANG DOEBELING

Katherine Priddy

Katherine Priddy *The Pendulum Swing* ★★★★☆

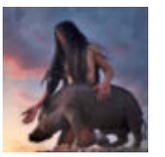


Katherine Priddy, wohnhaft in Birmingham, ist eine von den Genen begünstigte Künstlerin, musikalisch hochbegabt, ausgestattet mit einer hinreißenden, vielseitig einsetzbaren Stimme und einem ausgesprochen einnehmenden Wesen. Überdies ist sie – auf die Gefahr hin, mich des Sexismus schuldig zu machen – easy on the eyes. Auf ihrem zweiten Album, mehr noch als auf dem ersten, „*The Eternal Rocks Beneath*", bedient sie sich einer breit aufgefächerten Stilpalette zwischen Folk und Pop, stets erkennbar bemüht, jedem Song ein klanglich eigenes, unverwechselbares Gesicht zu geben, ob lyrisch-lieblich wie auf der verträumten Reminiszenz „First House On The Left" oder im gestreckten Western-Galopp von „Does She Hold You Like I Did". Das Primat des Songs behält seine Gültigkeit, wobei nicht ganz klar wird, worin die Verbindung zwischen der winterlich erkalteten und reumütig bilanzierten Beziehungsgeschichte und dieser schmissigen Morricone-Mariachi-Anverwandlung besteht. Dieser Szenenwechsel gehe auf einen verwegenen Vorschlag ihres Produzenten während der Sessions zurück, räumt die Songstress ein; sie sei zunächst selbst ein wenig skeptisch gewesen, ob ein so persönlicher, ja intimer Song ein so brausendes Dramarama überhaupt unbeschadet verkraften könnte. The jury is still out. *(Cooking Vinyl)*

Kingbird *Kingbird* ★★★★½

Die beste, begeisterndste LP von 2023 erschien am 27. Dezember, ohne Fanfaren, überhaupt bar jeder medialen Kenntnisnahme. Selbst Google wusste nichts. Kingbird? Streng geheim. Aber auf dem Karton, in dem das rätselhaft auratische, wundersam anrührende, unwillkürlich in seinen Bann ziehende Werk Anfang Januar seinen Weg zu mir fand samt Zollamt-Stempel, stand die Adresse des Absenders: Patrick Crowson, Brooklyn/New York. Kontaktaufnahme, Korrespondenz, Klärung völlig verschleierter Verhältnisse. Also: Kingbird ist eine Band, ein Duo genau genommen, bestehend aus Songwriter Crowson, der die Leadstimme nebst Gitarre verantwortet, und Josh Allen mit höherer Stimme und Könnerschaft an Keyboards und akustischen wie elektrisch verstärkten Saiteninstrumenten, darunter Slide-Guitar, was den engmaschig verwobenen Aufnahmen einen organischen Ensemble-Charakter verleiht, wo alles fließt und nur schwer dingfest zu machen ist. Das beginnt damit, dass die Tracks zumeist ohne richtigen Anfang auskommen und ohne bündiges Ende. Sie pirschen sich an, klandestin, und sie verabschieden sich ebenso unzeremoniell. Selbst die Fade-outs verklingen frühzeitig, als führten sie ein ungeduldiges Eigenleben. Das vermittelt ein Gefühl der Unfertigkeit, des Provisorischen. Ein Gefühl, das trügt. Er habe der Versuchung widerstanden, alles auszuformulieren und auszuproduzieren, sagt Crowson über das Album, „it took on a life of its own and I just tried to stay out of its way".

Bandcamp offeriert „Dark Folk" als möglicherweise passenden Stilbegriff für „*Kingbird*". Oder „Dark Country". Beides nicht ganz falsch, immerhin werden Waylon und Willie in den Zeugenstand gerufen, und nicht wenige Wendungen erinnern an die existenzielle Poesie von Townes Van Zandt: „You lived your life one drink at a time." It sure is easier than just waitin' around to die. *(Bandcamp)*



Mannequin Pussy
I Got Heaven
★★★½☆
Die „Generation Verzweiflung" mit Post-Post-Punk

Karrierewege von Bands und Solisten außerhalb des kalkulierten Mainstreams erfordern Geduld und Stehvermögen. Das von Bayern-Torwart Oliver Kahn einst formulierte Durchhalte-Diktum „Weiter, weiter, immer weiter!" ist heutzutage gerade im Indie-Segment gültiger denn je. Mannequin Pussy sind ein Musterbeispiel dafür. Bereits 2019 war das Quartett aus Philadelphia in den USA in diversen Best-of-Listen vertreten. Drei Frauen und ein Afroamerikaner mit Dreads sorgten mit schrillem Punkrock auf ihrem Album „*Patience*" für Furore. Geschätzt von Kennern und Fans. Doch ein massiver, internationaler Hype blieb aus.

Dieses bereits vierte Album der Band mit dem Provo-Namen ist ein neuer Anlauf. Sängerin und Gitarristin Marisa Dabice bezeichnet die melodiös-kaputte Single „I Don't Know" im Stil der Generation Z als „Song über Verliebtheit, Aufregung und spielerische Fantasie, die entstehen kann, wenn man jemanden unerwartet auf einem Festival, auf der Straße oder in der Schlange im Supermarkt trifft". Sie spricht auch vom Rausch der „Möglichkeit": Alles kann, manches ist möglich, nichts muss. Auf diese Weise erfinden Colins „Bear" Regisford (Bass, Gesang), Kaleen Reading (Schlagzeug, Perkussion), Maxine Steen (Gitarre, Synthesizer) und Gitarristin Dabice zwar das Rad des Katharsis-Rock nicht neu. Doch ihre Pop/Punk-, Laut/Leise-, Krach/Melodie-Tracks sind überaus jetztzeitig. Lieder der Verzweiflung, Musik zur Zeit.

Produzent John Congleton (siehe auch The Staves links) hält die zehn Tracks zusammen. Er fängt ein, was die Musiker:innen mit Stimme und Instrument auseinanderziehen. Das wilde Privatleben der Bandmitglieder mit Trennungen, wechselnden Lebenssituationen und „Phasen der Selbsteinschätzung" gibt den Beat vor. Statt einsam Songs zu schreiben, setzt man auf Interaktion und die fiebrige Atmosphäre der Westcoast. Es sei ihnen darum gegangen, „Einsiedlerqualitäten abzulegen", so Dabice. Ein gelungener Neustart. *(Epitaph)*

RALF NIEMCZYK

FOTO: DAMIEN HYDE

★★★★★ inkommensurabel | ★★★★ formidabel | ★★★ delektabel | ★★ akzeptabel | ★ miserabel

The Bevis Frond
Focus On Nature
★★★½☆
Auf die Garage kann man sich verlassen

Während die Welt sich verändert, Viren mutieren, Menschen sich bekriegen und Sounds sich entwickeln, sitzt seit den 80er-Jahren irgendwo in Hastings/England Nick Saloman und macht Musik mit The Bevis Frond. Der Gedanke ist so tröstlich wie das 26. (!) Studioalbum des 71-jährigen Multiinstrumentalisten selbst. Auf *„Focus On Nature“* hat er 19 gleichzeitig neue und alte, aufgeräumte und nachdenkliche Garagensongs gepackt, die das wiedergeben, was er sieht: „No, I'm not an angel/ No, I'm not a god/ No, I'm not the devil/ I'm a mirror“, singt er und quetscht seine Gitarre zusammen, bis sie psychedelisch stöhnt. Die Qualität jedes einzelnen Songs lässt die Retro-Argumente müßig erscheinen: Klar, er macht das Gleiche wie immer. Aber wenn's doch so gut klingt?! *(Fire/Cargo)* **JENNI ZYLKA**

The Dead South
Chains & Stakes
★★★☆☆
Knuspriger Bluegrass-Bacon und ewige Rätsel

Gut zehn Jahre nach ihrer Gründung in Saskatchewan verkaufen The Dead South das Ryman in Nashville aus. Der Charme von Kanadiern im Umgang mit einem US-Genre wie Bluegrass liegt ja in der angenehmen Distanz zum Sparten-Purismus. Sie beherrschen Banjo und Mandoline, ohne jeden Immer-schneller-Impetus. Ähnlich zwanglos auch die Themen: Die flotte Miniatur „20 Mile Jump“ steht neben der ausgewachsenen Familien-Schnurre „Son Of Ambrose“. Versuchung („A Little Devil“) und Erdenschwere („Father John“) kontrastieren mit „The Cured Contessa“, die doch bloß ihren knusprigen Breakfast-Bacon will. Und das ewige Rätsel Zeit in einem ihrer kleinen Instrumentals einzufangen, statt große Worte zu versuchen, ist auch keine schlechte Idee. *(DevilDuck/Indigo)* **JÖRG FEYER**

Grandaddy
Blu Wav
★★★½☆
Psychedelische, tragische Americana von Jason Lytle

Kosmischer Country für die 20er-Jahre: Jason Lytle verbindet auf dem sechsten Grandaddy-Album Americana-Sounds mit psychedelischer Opulenz. Anders als auf vorherigen Werken inszeniert er auf *„Blu Wav“* ein durchgehendes Gefühl: Es ist ein sanftes Schwelgen und Schaukeln in diesen immer langsamen, fast geflüsterten Liedern, von denen sieben Walzer sind. Dem Good-Ol'-Country-Schwof ist aber nicht zu trauen: Lytle tanzt am Abgrund. Der Schmerz – Lytle verarbeitet offenbar eine Trennung – kulminiert in dem schönschrecklichen Satz: „You're going to be fine/ I'm going to hell.“ Dann hebt ein Seventies-Synth zu einem feierlichen Synth-Arpeggio an. So viel Apathie und Tragik ist in dem Moment, dass man an Marc Linkous' Sparklehorse denkt. *(Dangerbird)* **JÖRN SCHLÜTER**

Bleachers
Bleachers
★★★½☆
Jack Antonoff feiert Liebe und Gemeinschaft

Jack Antonoff ist ein Meister moderner Sounds, das hat er als Superproduzent häufig genug unter Beweis gestellt. Im Kreis seiner eigenen Band schlägt sein Fan-Herz zum Glück immer wieder den ästhetischen Perfektionswillen. Das beginnt bereits mit den The-Edge-Gitarren im Intro von „I Am Right On Time“ und setzt sich im frühspringsteenesken „Modern Girl“ fort. Ein Saxofon trötet wie von Sinnen – und die New-Jersey-Combo schwingt sich zur Millennial-Version der E Street Band auf. Antonoff hat letztes Jahr die Schauspielerin Margaret Qualley geheiratet. Seine neuen Songs fließen und fluoreszieren im Liebesrausch, am schönsten in „Tiny Moves“. *„Bleachers“* ist eine Wellness-Pop-Wundertüte. Dafür ist man in diesen Zeiten ja schon dankbar. *(Dirty Hit)* **MAX GÖSCHE**

SHORT CUTS

KURZKRITIKEN – VON MARC VETTER

Modern English
1 2 3 4
★★★½☆

Alternde Musiker sind immer auf der Suche nach dem Biss ihrer Jugendtage. Das gilt auch für Modern English, und mit Sarkasmus besingen sie es in „Long In The Tooth“. Als Post-Punk-Erben mit Hit-Singles gehören Sänger Robbie Grey und seine Kollegen zu Überlebenden, die mit gebürstetem Krawall und ohne die Weinerlichkeit der Nachkommen darauf hinweisen können, dass sich Politiker in der Pandemiezeit als die Idioten erwiesen, für die man sie immer gehalten hatte („Not My Leader“). Was die neue Platte auszeichnet, ist ihre melodiöse Stringenz. Dark-Wave-Texturen sprudeln, ohne überzukochen. Besonders gelungen sind Keyboard-Rocker wie „Not Fake“. *(InKind/The Orchard)*

Whispering Sons
The Great Calm
★★★☆☆

Die Belgier zünden inmitten ihres Gefrierschrank-Post-Punks eine Kerze an, vielleicht auch angetrieben von personellen Verschiebungen in der Band. Das Pompöse und Unruhige der Vorgängerplatten ist Gitarrenklarheit und Verspieltheit gewichen. *(PIAS)*

Mooneye
Come With Me And Hide
★★½☆☆

Die Gefühle von Sänger Michiel Libberecht schlüpfen auf dem zweiten, etwas bräsigen Album der belgischen Band mehr in den Vordergrund als zuvor. Dazu wurde ein akustischer Ansatz gewählt, der Morricone und den vom Ironiewahn befreiten Beck beleiht. *(Mayway/Bertus/Idol)*

Sturm
Nur mich
★★½☆☆

Die Schauspielerin Anna Maria Sturm debütierte bereits 2014 als Sängerin. Mit ihrer neuen Kombo vermittelt sie Allwettergefühle – wie man besser scheitert oder in Berlin im Regen steht – in drei Sprachen und eingehüllt in einen kratzigen Jazz-Pullover. *(Enja)*

Declan McKenna
What Happened To The Beach?
★★★☆☆

Der britische Frühstarter (erster Hit mit fünfzehn) zeigt sich mit Album Nr. 3 gereift, indem er sich infantiler gibt. Unter der Sonne von Los Angeles entstanden bewusst schräg arrangierte Electro-Pop-Vignetten mit Love-&-Peace-Botschaft. *(Tomplicated)*

Itasca
Imitation Of War
★★★★☆

Nach kleiner Schöpfungspause erweitert Kayla Cohen ihren Kosmos betörend zurückgenommener Folk-Songs, die intellektuell pointiert sind und emotional auf dem Drahtseil tanzen. „Milk“ und der Titeltrack treffen ohne Vorwarnung ins Mark. *(Paradise of Bachelors/Cargo)*

Hector Tellez Jr.
The Great Unknown
★★☆☆☆

Der Gasteinsatz von Peter Buck und Krist Novoselic kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich der Sohn der kubanischen Bolero-Legende Hector Tellez Sr. trotz hübscher Latin-Rock-Schnörkel mit humorlosem Hardrock auf seinem Debüt alles verdirbt. *(Mono Mundo/Thirty Tigers)*

The Terrys
Skate Pop
★★★½☆

Keine Frage, dieser Trübsal hinwegblasende Indie-Rock, der es auch schon mal ganz gechillt angehen lässt („Clouds“), wird in diesem Jahr Festivalbühnen zum Glühen bringen. Die Australier zelebrieren mit unbekümmerten Melodien die Glorie der Jugend. *(The Terrys)*

Paloma Faith
The Glorification Of Sadness
★★★☆☆

Die angesprochene Trauer auf diesem Album voller Power-Hymnen über die innere und äußere Akzeptanz einer Wirklichkeit ohne Lebenspartner steckt nicht mehr in der Anfangsphase, sondern ist schon festgezurrt und einem Kampf um Zuversicht gewichen. *(Sony)*

Albert Hammond

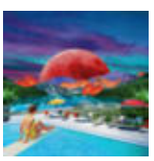
Body Of Work

★★★☆☆

Rockiges Spätwerk der Songschreiber-Legende

Albert Hammond Jr. von den Strokes wird im April 44, der längst legendäre, von Großbritannien in die USA emigrierte Vater begeht im Mai seinen 80. Geburtstag. Davor veröffentlicht der Senior („It Never Rains In Southern California“, „The Free Electric Band“) sein Spätwerk. Das erste Album seit *„In Symphony“* 2016; auch beim Schweizer Musical „Matterhorn“ hatte sich Hammond zwischenzeitlich verdingt. Der in Berlin und Nashville entstandene Rückblick auf ein jahrzehntelanges Musikleben wird zur Genre-Tour: Rockiges, Folkiges, Americana und klassischer Rhythm & Blues. Die krachige Single „Don’t Bother Me Babe“ gibt die Richtung vor. Hier will es einer noch mal wissen! Das altersweise Statement eines Dauerbrenners. *(earMUSIC/Edel)*

RALF NIEMCZYK



Ferris & Sylvester

Otherness

★★★☆☆

Das UK-Duo inszeniert Funk-Rock und Soul-Grandezza

Issy Ferris und Archie Sylvester verbinden auf ihrem zweiten Album noch gekonnter als zuletzt Seventies-Funkrock mit R&B und Glam-Fuzz, können aber genauso Songwriter-Folk mit Americana-Farben. Man ist zuerst von der Souveränität im Umgang mit allerlei klassischen Sounds beeindruckt, dann von Ferris’ gleichzeitig kraftvollem und betörendem Gesang. Wie kann man das alles können? Doch das Album ist nicht nur eine Manifestation von Stärke, sondern will auch inhaltliche Resonanz erzeugen, vor allem in der Westcoast-Ballade „Mother,“ über ein Kind, das die Mutter anfleht, den gewalttätigen Vater zu verlassen. Zu den genannten Stilen kommt eine gewisse British-Soul-Grandezza hinzu, etwa beim groß aufgebauten „End Of The World“. *(Archtop)*

JÖRN SCHLÜTER

Marry Waterson & Adrian Crowley

Cuckoo Storm

★★★★☆

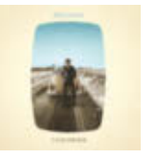
Irisch-englisches Gipfeltreffen mit Rollenspielen

Manchmal sind die asozialen Medien doch für was gut. Für jene Nachricht etwa, die Adrian Crowley während des Lockdowns in einer Winternacht in Dublin kurzentschlossen an Marry Waterson schrieb, weil ihn ihr Album *„Death Had Quicker Wings Than Love“* so sehr begeistert hatte. Die aktuelle Führungskraft der englischen Waterson:Carthy-Folk-Dynastie schrieb bald zurück, um sich zu bedanken – und gleich zu fragen, ob er nicht mal mit ihr arbeiten wolle. Er wollte. Und zwar so richtig. Gemeinsam ersonnene Songs. Fließendes Rollenspiel. *„Cuckoo Storm“* ist das schöne Ergebnis in elf Kapiteln.

Der Titelsong ist eine wunderbare Miniatur mit Referenzen an geheimnisvolle Transistorradio-Nächte. Doch im Zentrum des Albums stehen zwei Schwergewichte. Für das melodramatische „Lovers In The Waves“ packt Produzent Jim Barr das große Besteck aus. Gleich danach der zumindest musikalische Kontrapunkt: Für „Heavy Wings“ ließ sich Crowley (wie einige Literaten zuvor auch schon) von jener unbekannten Toten inspirieren, die um das Jahr 1900 herum aus der Seine gefischt wurde und als scheinbar selige Totenmaske in der Pariser Boheme posthum zweifelhafte Karriere machte. Der Ire deutet die Geschichte der vermeintlichen „queen of serenity“ als Beispiel falscher Rollenzuschreibung. „I had other plans, but I had heavy wings“, singt Waterson, eine Meisterin des Vocal-Understatements, umspielt von Trompete und Saxofon.

Es gibt natürlich auch lichtere, fast liebliche Momente, etwa „Undear Sphere“ oder „Distant Music“, und zwischendurch mit „Kicking Up The Dust“ eine lebendige Reminiszenz an die Zeit, als man noch gern per Autostopp (vulgo Trampen) unterwegs war. In „Watching The Starlings“ nimmt Crowley seinen führenden Bariton ganz zurück, derweil Waterson nur Ad-libs haucht, bevor das Stück dann im Refrain unerwartet abhebt, bis man glaubt, tatsächlich ein Stück Londoner Himmel über sich zu sehen. *(One Little Independent/Bertus)*

JÖRG FEYER



Jesper Lindell

Before The Sun

★★★☆☆

Der schwedische Retro-Soul-Enthusiast legt nach

Auch auf seiner zweiten LP schwelgt der schwedische Sänger und Gitarrist Jesper Lindell in Blue-Eyed Soul und Americana. „A Strange Goodbye“ und „Before The Sun“ schunkeln nach der Art von The Band, Bläsersektion, Akkordeon und Mundharmonika ergänzen Sehnsucht und Romantik. „Good Evening“ ist ein gut gelaunter Shuffle mit Fiddle und Boogie-Piano. „A Little Light In The Dark“ wiegt sich sanft wie ein Van-Morrison-Schwof, „Howlin’“ geht dann tief hinein in die Sounds von Muscle Shoals und Chicago-Blues. Am besten gelingt „One Of These Rainy Days“, eher sonnendurchflutet als regnerisch. Das Handwerk auf *„Before The Sun“* hat ein hohes Niveau. Lindell und seine Band haben sich im großen rosafarbenen Haus gut eingelebt. *(GG/Bertus)*

JÖRN SCHLÜTER

Messer

Kratermusik

★★★½☆

Auf den Spuren von Police und Chameleons

Wer die letzten beiden Alben der Band aus Münster mochte, den dunklen Mix aus Post-Punk und Hamburger Schule, muss sich an *„Kratermusik“* erst mal gewöhnen. Der Sound ist heller, klarer und weiter geworden. Messer beziehen sich nun stärker auf Vorbilder aus den späteren Achtzigern. Der Einfluss von The Police fällt auf, schon wegen des mit viel Hall und Chorus versehenen Gitarrensounds. Die wohlige Schwere der kellerasseligen *„No Future Dubs“* hat einer verspielten Light-Variante Platz gemacht. Mit tobendem Rhythmus und wuchtigem Sound ist „Schweinelobby (Der Defätist)“ wie geschaffen für die Indie-Disco. Die Eltern von Schlagzeuger Philipp Wulf haben Bläsersätze beigesteuert, und Mille Petrozza von Kreator hat einen Gastauftritt. *(Trocadero/Indigo)*

JÜRGEN ZIEMER

Everything Everything

Mountainhead

★★★★☆

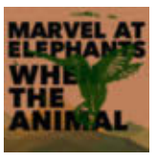
Futuristischer Art-Pop aus Manchester

Auch wenn man es kaum glauben mag, die Welt von Everything Everything ist eine dunkle. Zwischen tanzbaren Beats und exaltiertem Pop reißen die hintergründigen Texte tiefe Abgründe auf. In ihnen reflektiert Sänger Jonathan Higgs Themen wie Terrorismus, Kapitalismuskritik und Depression. Dazu erschafft die Band eine musikalische Landschaft, in der J Dilla, Radiohead und Peter Gabriel gleichermaßen ihren Platz haben.

„Mountainhead“, das siebte Album des Quartetts, verstrickt sich zunächst mal in Metaphern. Es erzählt von einer Gesellschaft, in der die Niedersten mit dem Aufschütten eines gigantischen Bergs beschäftigt sind. Dabei schaufeln sie sich ein immer größeres Loch, während die Elite auf der Spitze des Berges lebt. So weit, so verkopft. Trotzdem diktiert die Musik das Konzept, nicht umgekehrt. Die Songs strotzen vor Eingängigkeit, obwohl die Last eines Bergs auf ihnen liegt. Bestes Beispiel: „Cold Reactor“, das mit Vokal-Samples und Marimba-Sounds beinahe in Achtziger-Referenzen ertrinkt, durch ein treibendes Schlagzeug und einen elastischen Bass aber im Jetzt verankert wird. „I’m sorry, Satan“, singt Higgs dazu in warmem Falsett, „but I can’t do this evil on my own.“ Verzweiflung klingt selten so euphorisch.

Wie schon die Vorgänger strahlt *„Mountainhead“* eine futuristische Kühle aus. Gitarrist Alex Robertshaw produziert seine Band analytisch, fast berechnend. Gleich zu Beginn von „Wild Guess“ duellieren sich Gitarre und Bass, bevor sie nach einer Minute schlagartig in das straffe Korsett eines Popsongs gezwängt werden. Musik vom Reißbrett. Dass sie nicht an Kalkül scheitert, liegt an Higgs’ charismatischem Gesang: Mal schraubt sich seine Stimme in die Höhe, mal verfällt er in Sprechgesang wie ein grimmiger Prediger. Und plötzlich tut sich im pluckernden Groove von „Dagger’s Edge“ wieder einer dieser Abgründe auf, wenn er verkündet: „Your life is not the one you ordered/ The customer is always right.“ Die Welt von Everything Everything ist eine der faszinierendsten des modernen Pop. *(BMG)*

FABIAN BROICHER



Marvel At Elephants
When The Animal
★★★½☆
Americana mit ganz eigener Note aus Norddeutschland

Mit ihrem Albumdebüt bauen Marvel At Elephants ein schmuckes kleines Americana-Haus im schönen Lüneburg, wo das Quartett Ende 2019 zueinanderfand. Das Haus hat einen klaren Grundriss auf solidem Fundament, überrascht aber auch mit verwinkelten Ecken, die sich offenbaren, wenn Gitarrist Martin Dohrmann die zurückgenommen intonierte Poesie von Sänger Johan Poßin mal sanft umspielt, mal brüchig konterkariert. Das erinnert manchmal an Calexico („What Could Be But Isn't"), entwickelt aber in so unterschiedlichen Stücken wie „The Barber Of Sevilla", „Rain Into Snow" und dem Titelsong eine ganz eigene Note. „Maybe my story is only to listen to yours", singt Poßin. „*When The Animal*" könnte auch der Anfang einer Geschichte sein. *(Bandcamp)* **JÖRG FEYER**

Taylor McCall
Mellow War
★★★½☆
Hingebungsvoll kantiger Roots-Rock

„*Mellow War*" ist, nach dem Stimmeinsatz des Großvaters des Sängers in einer Passage auf dem kraftvollen Erstling, „*Black Powder Soul*", eine noch tiefgreifendere Erinnerung an ihn. Er war lebenslang eine Inspiration für Taylor McCall und ist auf dem Plattencover als Vietnamkämpfer in Hollywoodpose wie Tom Cruise in „Geboren am 4. Juli" zu sehen. Passend dazu wirken die erneut zwischen Gospel und Folk pendelnden und mit Blues-Ausbrüchen gestriegelten Lieder diesmal etwas sparsamer, wie nostalgische 70er-Jahre-Postkarten aus der Kriegsferne, der man gern entfliehen würde, die aber gerade das eigene Leben prägt. McCall unterstreicht mit seinem zweiten Album, dass er im heutigen Americana-Spektrum einer der Besten ist. *(Black Powder Soul/Thirty Tigers)* **MARC VETTER**

Kim Gordon

Abenteuerlich

Mit einer Sonic-Youth-Ikone ins Electro-Wunderland Von GUNTHER REINHARDT

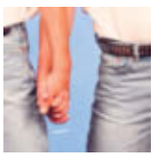
Kim Gordon
The Collective
MATADOR/BEGGARS
★★★½☆

Kim Gordon ist immer auf der Durchreise und spielt Ich packe meinen Koffer: Rollkragenpullover, Ohrstöpsel und Conditioner kommen da rein, Vibrator und Taser auch. „BYE BYE" heißt der Song dazu, der „*The Collective*" eröffnet, das Spoken-Words-Poetry-Protokoll eines Aufbruchs, das von einem sperrigen Electro-Beat und einem sich aufplusternden Synthiebass begleitet wird.

Die elf Song auf dem Album sind voller solcher verstörender Sounds, voller Dissonanzen, voller Sprünge und Aussetzer. Mit Justin Raisen (Charli XCX, Sky Ferreira) versucht Gordon noch abenteuerlustigere Musik zu produzieren als die, die sie bis 2011 mit Sonic Youth gemacht hat, Musik, die sich zwar experimentell gibt und fast ohne Melodien auskommt, aber trotzdem etwas zugänglicher ist als der Drone-Rock, den sie mit Bill Nace als Body/Head veröffentlicht. Elektronische Sounds, Samples und Trap-Beats bilden das Rückgrat von „*The Collective*", auch wenn sich immer wieder mal an Kim Gordons alte Band erinnernde Feedback-Gitarren und grummelnde Basslinien einmischen.

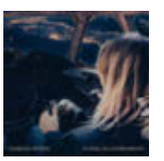
Die Lyrics der Frau, die als inzwischen 70-Jährige erst recht als Role-Model des Alternative Rock gelten darf, schlängeln sich als zerhackter, zerfetzter Bewusstseinsstrom, als Beat-Poetry-2.0.-Fragmente durch psychedelische Industrial-Grooves, die nach Albträumen und schlechten Drogentrips klingen. Wie Alice irrt Gordon durch ein Acid-Wunderland voller labyrinthisch-dröhnender Klangruinen, zum Beispiel im Song „The Candy House", in dem sie zwischen zersplitterndem Glas und einem unerhört dumpfen Soundteppich den Ausgang sucht, im gegen einen fies-verzerrten Bassbeat ankämpfenden „I Don't Miss My Mind" oder in „Dream Dollar", das als Electro-Punk mit Stakkato-Bass und Hi-Hat-Gezische losgeht.

Und dann gibt es da mit „I'm A Man" auch noch ein knurriges Stück, das nach einem schrillen Abgesang auf toxische Männlichkeit klingt, wenn Kim Gordon den Cowboy-Fantasien von Typen nachspürt, die den Bedeutungsverlust von Maskulinität betrauern: „I won the war but I lost my way."



Iedereen
Iedereen
★★☆☆☆
Punkrock und Sturm und Drang für Anfänger

Nichts wie weg: Immer wieder sehnen sich Ron Huefnagels und Tom Sinke nach Sonne und Meer, verarbeiten mit Punkrock-Verve, Rata-tata-ta-Gitarre und Schlagzeug-Gepolter ihre Jugend im Provinzkaff Emmerich, haben keine Probleme damit, erst in „Makramee" von halb nackten Frauen zu träumen („Ich will dich im Bikini sehen"), um sich dann in „Chauvi" über toxische Männlichkeit auszulassen („Kein anderes Geschlecht kostet mehr als der moderne Mann"). In den 14 Songs erzählen Iedereen dann zwar noch von frühzeitigen Samenergüssen („Weißes Rauschen"), Tempolimit („Autofahren") und einem Leben zwischen wunschlos und wohlstandskrank („Lila Regen"), aber kein Song hat musikalisch mehr zu bieten als Punkrock-Routine. *(Glitterhouse)* **GUNTHER REINHARDT**



Vanessa Peters
Flying On Instruments
★★★½☆
Feiner Folk-Rock von der Jeansjacken-Texanerin

Der Begriff „Rocklady" stammt aus einer anderen Zeit. Doch wenn man die Jeansjacke tragende Singer-Songwriterin an der Gitarre sieht, kommt dieser Begriff aus den Siebzigern unweigerlich wieder hoch. Die 43-Jährige aus Dallas spielte früher mit ihrer Band Ice Cream On Mondays und ist mittlerweile seit über zwei Jahrzehnten weltweit unterwegs. Sie mag Tourneen durch Indie-Clubs und hat ein gutes Dutzend Soloalben und EPs veröffentlicht. US-Kritiker vergleichen sie mit Aimee Mann. Ihre neue Single „Halfway Through" driftet in Richtung Harmonie-Folk – auch das kann sie. Zu den nachdenklichen, eher introspektiven Texten komponiert sie feine Melodien. Eine Folk-Rock-Platte (noch so ein Old-School-Begriff) der besseren Sorte. *(Idol/Cargo)* **RALF NIEMCZYK**

FOTO: DANIELLE NEU

The Jesus And Mary Chain

Glasgow Eyes

★★★½☆

Peinlich oder cool? Konsequenter Noise-Pop

Die Brüder aus dem schottischen East Kilbride kleiden ihren Noise-Pop mit unverhohlen schlichten, dafür aber umso wuchtigeren Hommagen an amerikanische Roots und Rock'n'-Roll aus. Man kann das ermüdend finden - oder konsequent. Wie jetzt in „The Eagles And The Beatles" aus ihrem ersten Album seit 2017. Sind Zeilen wie „I've been rolling with the Stones" oder „I was born Bob Dylan" peinlich oder in ihrer Dreistigkeit cool? Kommt auch ein wenig auf das Alter an, in dem man das singt. William ist 65, Jim 62. Wenn nicht jetzt solche Ehrerbietungen, wann dann? „Chemical Animal" wiederum überwältigt durch seine Introspektion. „There is something I don't show/ I filled myself with chemicals/ To hide the dark shit I don't show." *(Fuzz Club/Cooking Vinyl)*

SASSAN NIASSERI

Strange Boy

Love Remains

★★★★☆

Atmosphärische Elektronik-Schwelgereien mit Falsett

Das Debüt des Duos Kieran Brunt und Matt Huxley aus dem Londoner Westen. Nicht nur der Titel des ersten Songs, „Boston Blue Period", kommt ambitioniert. Die kunstvoll arrangierten Songs passen bestens in die St Barnabas Church, wo eine Uraufführung der elf Tracks stattfand. Der Infozettel spricht von einer Avantgarde-Formation - wobei die Kunst der Boys allerdings in schwelgerischer Elektronik besteht. Der Gesang tendiert in Richtung Falsett, es gibt Streicherarrangements. Nicht so hadesmäßig wie bei Soft Cell in den 80er-Jahren, doch das sich langsam hochschraubende „Drunk In Iceland" mag den gepflegten Exzess. Anna B Savage ist als Gastmusikerin zu hören, und „November Skies" ist allerschönste Melancholie. *(Grönland)*

RALF NIEMCZYK

SOUNDS

TO INFINITY AND BEYOND – VON JÜRGEN ZIEMER

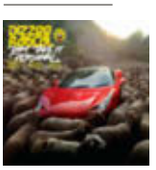
Amaro Freitas *Y'Y* ★★★★½

„Y'Y" (gesprochen „Eey-eh, eey-eh") ist eine Hommage an den Wald und die Flüsse Nordbrasiliens. Ein Aufruf, die Natur zu fühlen und zu respektieren, inspiriert von einer Reise nach Manaus, zum tropischen Becken des Amazonas. Vor allem in der ersten Hälfte seines vierten Albums taucht der brasilianische Pianist Amaro Freitas tief in eine organische Klangwelt ein. Man hört fast den Tau von den Zweigen tropfen, die Schwüle der Luft, die Stille zwischen den Bäumen. Wie sprudelnde Bäche durchmessen Freitas' schnelle Läufe das Terrain. Die Flöte von Shabaka Hutchings und die Perkussion von Hamid Drake führen dann noch tiefer in den Urwald. Mit weiteren Gästen, wie Jeff Parker an der Gitarre oder der Harfenistin Brandee Younger, entsteht in der zweiten Hälfte eine kunstvolle Verknüpfung mit den urbaneren Klängen der schwarzen Avant-Jazz-Community. Grandioser spiritueller Jazz. *(Psychic Hotline/Cargo)*

Erika de Casier *Still* ★★★★☆

Ein verführerisches Rubbeln und Pochen, über dem das süchtig machende Hauchen und Murmeln der in Portugal geborenen Dänin liegt: *„Still"* macht dort weiter, wo der tolle Vorgänger, *„Sensational"*, große Hoffnungen weckte. R&B mit starkem elektronischen Twist, unterstützt durch hochkarätige Gäste wie Shygirl, They Hate Change und Blood Orange. Die Songs sind fast alle süffig und sexy, eine Art Update von Sade. Außer mit Elektronik und Samples arbeitet de Casier auf *„Still"* auch mit einer Band. Das Album ist ein ruhiger Sturm, der schon bald durch die Clubs fegen wird. *(4AD/Beggars)*

Dizzee Rascal *Don't Take It Personal* ★★★½☆



Still wicked after all these years! Das achte Studioalbum des Mercury-Prize- und BRIT-Award-Gewinners klingt so frisch, kraftvoll und vielseitig wie vor zwanzig Jahren das Debüt *„Boy In Da Corner"*. Der Rave-Sound der Neunziger mit seinen dicken Bollerbässen und weggeschossenen Videogame-Sounds bildet nun das Fundament. „Switch And Explode" macht seinem Titel alle Ehre und zeigt die ungebrochene Vitalität des Grime. *(Big Dirte3)*

David Grubbs & Liam Keenan

Your Music Encountered In A Dream ★★★½☆

Musik von der dunklen Seite des Kissens, traumverloren und flüchtig, aber doch von starker Präsenz. Die beiden Gitarristen verlieren sich auf sehr bewusste Weise in vier langen Improvisationen, die von The Necks ebenso inspiriert sind wie von The Grateful Dead. Der australische Songwriter Liam Keenan aka Meteor Infant ist hierzulande noch unbekannt, David Grubbs blickt auf Alben mit Gastr del Sol, Bastro und Squirrel Bait zurück. Gemeinsam flechten sie ein Netz aus raffiniert-abstrakten Ambient-Klängen. *(Room40)*

Oisin Leech

Cold Sea

★★★½☆

Einnehmende irische Folk-Songs für inneren Frieden

Schlicht zu schön für das urbane Leben. Dieses Album funktioniert wie eine Stopp-Taste, wenn einem die Anforderungen des Alltags über den Kopf wachsen. Hinsetzen, hinhören, das Moos und das Meer wieder riechen lernen! Wie im Märchen trafen sich Leech, ehemals bei den Lost Brothers, und sein Kompagnon Steve Wynn bei Fish and Chips und Guinness dort, wo sich seine Großeltern kennenlernten - und ihr Akustik-Trip funktionierte sofort. Musik in Symbiose mit der Natur: Wynn fügte dem kargen Gitarrenspiel ganz weiche, schwebende Synthie-Teppiche hinzu, darüber thront Oisins Wolldecken-Stimme. Als illustrer Gast stieß dann bei „October Sun" noch M. Ward dazu. Mehr Kirche als Irish Pub, und das mit positiver Wallfahrtsort-Wirkung. *(Outside)*

FRANK LÄHNEMANN

Klez.e

Erregung

★★★☆☆

Deutschlands Antwort auf The Cure ist zurück

Spätestens seit Klez.e 2017 das Album *„Desintegration"* veröffentlichten, dürfte es kein Geheimnis mehr sein, dass man es hier mit einer Band gewordenen Verneigung vor dem Werk von The Cure zu tun hat. Auch *„Erregung"* ist eine Hommage an diese Band - und was für eine! Songs wie der Titeltrack, „Mr Dead & Mrs Free" oder „Nachtflug" machen das Album durch einen souveränen Umgang mit Post-Punk-Ästhetik, polternden Basslinien, wehmütigen Synthie-Harmonien, verhallten Gitarren, sich gegen den Beat stemmenden Gesangsparts und Tobias Sieberts eindringlicher Lyrik zu etwas, das größer ist als nur eine Imitation. Das muss Robert Smith mit der Platte, auf die Cure-Fans seit Jahrzehnten warten, erst mal besser hinbekommen. *(Windig/Cargo)*

GUNTHER REINHARDT

FOTO: HELDER TAVARES

Julia Holter

Something In The Room She Moves

★★★★½

Magische Kammermusik in unterschiedlichsten Farben

Der Sound des Wassers inspirierte Julia Holter zu ihrem sechsten Album, einer fluiden Klangwelt, in die sie uns mit einem vertrackten Rhythmus einführt, mit dem Sound des Schilfrohrs, einer Querflöte, einem bundlosen Bass. „Sun Girl" wirkt wie ein vorangestelltes Exzerpt der intimen Kammermusik, die der kalifornischen Songwriterin hier so wunderbar in den unterschiedlichsten Spannungsfarben gelingt, von dem an Meredith Monk erinnernden Vokalexperiment „Meyou" bis zu dem kreiselnden Popsong „Spinning".

Wir bestehen zu 80 Prozent aus Wasser, und dieses Album reflektiert unsere fluide Körperlichkeit. Der Flow von Holters Musik ist magisch, die Homogenität bei allen formalen Unterschieden faszinierend: Kakofone Phasen („Talking To The Whisper") schmiegen sich an David-Sylvian-Schönklang („Evening Mood"), E-Piano, Trompete, Streicher und Holters Gesang binden die Stücke. Vor allem aber der Fretless Bass von David Hoff, den man von Produktionen mit Mary Halvorson oder Nels Cline kennen kann. Er scheint selbst flüssig wie ein träges Wasser. Keine schönere Musik in dieser Zeit. *(Domino)* **SEBASTIAN ZABEL**

Green Day

Saviors

★★★★☆

Die Pop-Punk-Veteranen sind so stark wie lange nicht

Man müsste einen Numerologen konsultieren, um dieser Sache auf den Grund zu gehen: In Jahren, die auf 4 enden, machen Green Day ihre besten Platten. Dreißig Jahre nach *„Dookie"*, zwanzig Jahre nach *„American Idiot"* bringen die Pop-Punk-Veteranen ein wunderbares Album heraus, das ihre Stärken betont (honigsüße Hooks und griffige Riffs bei hohem Tempo) und nur selten die Schwächen bespielt (schmalzige Balladen oder künstlich dreckigen Garage-Rock). Das Sozialkritik-Pathos von „The American Dream Is Killing Me" sei Billie Joe Armstrong gegönnt, er läuft aber zu Hochform auf, wenn er druckvoll gegen seinen Alkoholismus raunzt („Dilemma"), Power-Pop-Hymnen schmettert („Goodnight Adeline") oder fröhlichen Surf-Punk brettert („1981").

Mehr als zweimal hat man das Gefühl, Green Day kopieren sich selbst, und die Konsistenz von *„Dookie"* oder *„Idiot"* gelingt ihnen nicht ganz. Aber *„Saviors"* ist viel besser, als man zuletzt hoffen konnte, und es zeugt von Qualitäten, die bei einer Band im vierten Jahrzehnt außergewöhnlich sind: Spielfreude, Dringlichkeit, Freundschaft. *(Warner)* **JAN JEKAL**

Kaiser Chiefs

Kaiser Chiefs' Easy Eighth Album

★★☆☆☆

Die Britpop-Legende versinkt in Mittelmaß

Ihren Humor haben sie noch nicht verloren (siehe Albumtitel), und witzige Zeilen wie „And if I was your record player, I'd probably play too quiet" gelingen den Nordengländern auch noch. Aber alle paar Jahre meint die Band um Sänger Ricky Wilson den Dancefloor erobern zu müssen. So heuerten sie schon mal die Produktionsfirma Xenomania an. Und nun Amir Amor (Ed Sheeran, Sam Smith), der als Mann der Stunde gilt - aber nur weil er weiß, wie man Durchschnittsware verkaufen kann! Stellen Sie sich vor, die Kaiser Chiefs schreiben einen Song mit Nile Rodgers, und man hört es nicht! „Feeling Alright" kommt genau so öde daher, wie es der Titel andeutet. Bei „How 2 Dance" wird ziemlich schlecht der Two Door Cinema Club kopiert.

Und so taumeln die Kaiser Chiefs hilflos zwischen den Stilen, ohne ihre typischen Refrains und Bridges. Tiefpunkt: „Jealousy", kaum über Kinderliedniveau. „Reasons To Stay Alive" pluckert zwischen Suicide und Soft-Cell-Blues dahin. „Noel Groove" versöhnt und bringt ein bisschen Britpop-Sonnenschein. Aber statt „easy" würde im Albumtitel eher „boring" passen. *(V2)* **FRANK LÄHNEMANN**

The Libertines

All Quiet On The Eastern Esplanade

★★★★☆

Ein Reigen herrlicher Lärmlieder

Britpop-Bands neigen zur Wiederkehr: Wenn sie lange genug weg waren, freut man sich auf die Musik, die man einst geliebt hat. Und die Libertines haben vom ersten Moment an Songs gespielt, die wie alte Vertraute klangen: wie The Clash, wie die Undertones, wie die Jam - aber eben nicht ganz genauso, sondern wie ein Nachhall. Pete Dohertys merkwürdig kratziger, kehliger Gesang und die raubauzigen, räudigen Gitarren verleihen diesen kurzen Lärmliedern eine eigentümliche Note von Aufsässigkeit ohne Grund. Und Euphorie ohne Grund.

Sie haben dann andere Bands gegründet und Soloalben gemacht, und Doherty war der Wildeste der Klasse von 2002. Aber niemals hat dieser urbritische Rabauke seinen Sinn für Melodien und eingängige Lyrik verloren. *„All Quiet On The Eastern Esplanade"* ist ein Reigen herrlicher Ohrwürmer mit Chören und Sprechgesang, dem Alter der Musiker entsprechend etwas gebremster im Tempo, aber voll atemraubendem Bravado. Und Pete Doherty singt noch immer wie ein - na, nicht mehr so junger Halbgott. *(Universal)*

ARNE WILLANDER

Mary Timony
Untame The Tiger
★★★½☆

Die Post-Punk-Pionierin verarbeitet den Tod der Eltern

Seit dreißig Jahren öffnet Mary Timony in Post-Punk- und Indie-Rock-Bands wie Helium, Autoclave und Wild Flag neue musikalische Wege und wurde so zum Vorbild vieler Künstler:innen. Sleater-Kinneys Carrie Brownstein nennt sie „Mary Shelley mit Gitarre“. Hier kreiert die US-Amerikanerin einen zurückhaltend emotionalen Sound aus Post-Grunge, Paisley Underground und jenem Gitarrenspiel, das Soccer Mommy oder Snail Mail wohl erst ermöglichte. Timony verarbeitet zwei Jahre, in denen sie ihre inzwischen verstorbenen Eltern pflegte. Man spürt in jedem Moment, dass hier jemand singt, der nah an sich dran ist. Am Schlagzeug sitzt Dave Mattacks von Fairport Convention, wunderbar silbrig gemischt hat David Fridmann. *(Merge/Cargo)*

JÖRN SCHLÜTER

Would
Be Okay To Not Be Okay
★★½☆☆

Singer-Songwriter-Verbeugung aus Hamburg

Am Anfang ist man irritiert. Matthias Schwettmanns Stimme erinnert kurz an einen heiseren James Blunt. Himmel hilf! Aber dann versöhnen einen die luftig-folkigen Arrangements, Wilco lassen grüßen. Schwettmann ist eigentlich Kopf der Hamburger Band Palila, auf seinem Solodebüt als Would widmet er sich den ruhigeren, introvertierten Ideen. Kein Zweifel, woher sie kommen: „Reply“ walzert sich in Elliott-Smith-Gefilde, für die sparsamen Riffs von „Remember“ standen Radiohead Pate. Charmant unbeholfen programmierte Drums bestimmen „Electricity“, „Cracks“ zelebriert gemächlichen Trübsinn. Textlich geht es mal um den „Hipster Dad“, der Neil-Young-Pastiche „Music Clips“ schimpft hingegen auf Musikvideos. Den Hipstervätern gefällt das. *(DevilDuck/Indigo)*

FABIAN BROICHER

WENN DER BIG BANG AUSFÄLLT

Ein kurzzeitiger Entzug bringt die ansteckende Heiterkeit der Barenaked Ladies in Erinnerung. Was machen die heute?

BIRGIT FUSS
FRAGT SICH DURCH

Vor einigen Wochen haben mich Amazon Prime und Netflix um den Schlaf gebracht. Nicht mit einem Thriller oder einer Mystery-Serie. Nein, sie haben einfach mein Beruhigungsmittel aus dem Programm genommen! Im Fall von Netflix sogar ohne Vorwarnung. Plötzlich standen die zwölf Staffeln von „The Big Bang Theory“ nicht mehr im Abo zur Verfügung. Vier Abende lang kämpfte ich mit meinem Suchtgehirn: Wie sollte ich jetzt einschlafen, ohne die seit Jahren gewohnten Stimmen von Sheldon, Leonard und den anderen Nerds zu hören? Fast war ich schon so weit, die komplette Serie zu kaufen, da war sie wieder da. Als hätten sie uns nur foppen wollen: Guck mal, nichts ist selbstverständlich!

Endlich wieder den vertrauten „Theme Song“ hören, bei dem ich nach all der Zeit immer noch überlegen muss, was „autotrophs“ sind (Organismen, die sich selbst ernähren können - und die dann eben während der Eiszeit zu sabbern anfingen): „Our whole universe was in a hot, dense state/ Then nearly fourteen billion years ago expansion started, wait/ The Earth began to cool, the autotrophs began to drool/ Neanderthals developed tools/ We built a wall (we built the pyramids)/ Math, science, history, unraveling the mysteries/ That all started with the Big Bang (bang!).“

Das Lied, das weltweit schon von so vielen Millionen Menschen unwillkürlich mitgesungen wurde, stammt von den Barenaked Ladies, die 1988 in einem Vorort von Toronto/Ontario gegründet wurden. Das Besondere an dem Quartett war immer, dass dort gleich zwei sehr gute Singer-Songwriter am Werk waren: Ed Robertson und Steven Page, der 2009 ausstieg.

Bereits auf dem Debüt, *„Gordon“* (1992), fiel das Talent der beiden für eingängige Melodien und gewitzte Texte auf. In ihrer Hommage „Brian Wilson“ legten sie sich mit ihrem Vorbild ins Bett, in „Be My Yoko Ono“ wünschten sie sich eine anhängliche Partnerin: „You can be my Yoko Ono/ You can follow me wherever I go …“ Ihre Reime waren manchmal fast gerappt, und bei Konzerten entwickelten sie zwischen den Liedern eine Art Stand-up-Comedy mit erstaunlichen Improvisationsfähigkeiten.

Weltweit bekannt wurden sie durch das vierte Album, *„Stunt“* (1998), mit dem Hit „One Week“, der von einem Typen handelt, der auch lächelt, wenn es ihm schlecht geht (gerade dann!), und der bei Beerdigungen immer lachen muss. Die - hiphopmäßig angeberische - Zeile „Hot like wasabi when I bust rhymes“ wurde drei Jahre später von Better Than Ezra in deren (auch sehr lustigem) Song „Extra Ordinary“ aufgegriffen: „Just like that Barenaked Ladies’ song/ I’m hot like wasabi when I’m next to your body.“

Seitdem haben die Barenaked Ladies unverdrossen Album um Album aufgenommen, auch wenn es hier kaum noch jemand gemerkt hat - im September 2023 erschien ihr 14., *„In Flight“*. Der erste Song darauf, „Lovin’ Life“, ist ein in diesen Zeiten überraschend deutliches Bekenntnis zur Lebensfreude: „We’re loving life, we’re loving life/ We love it so much that we wanna live it twice/ We’re loving life, we’re loving life/ It’s like a pizza and we want another slice.“ Auch in der schlimmsten Krise, da man jederzeit einen neuen, anderen Big Bang erwartet, bleiben Musik und Essen eben zwei der schönsten Genüsse, die es gibt. Und Fernsehen natürlich.

„Math, science, history, unraveling the mystery …“ (Mitsingen erlaubt)

The Barenaked Ladies

ILLUSTRATION: STUDIO PONG FOTO: GETTY IMAGES

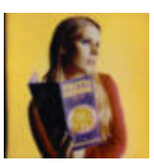
Robby Krieger & The Soul Savages

Robby Krieger & The Soul Savages

★★★½☆

Der Gitarrist der Doors labt sich an Jazz und Soul

Es dauert nur Sekunden, bis der Doors-Gitarrist mit dem lässigen „Shark Skin Suit“ den Einstieg geschafft hat. Die unverkennbare Slide-Gitarre, dazu ein Funk-Groove, der seine Herkunft als wilder Jam kaum verleugnen mag. So geht es auch weiter auf der stilsicheren Platte, die Robby Krieger mit neuer Band aufgenommen hat. In entspannter Atmosphäre im eigenen Studio entstanden, versammelt das Album Instrumentals, die mit schmutzigem Blues („A Day In L.A.“) mühelos altes Terrain des Musikers betreten, aber gerade in der Erweiterung um Fusion-Elemente und mit filigranem Soul-Jazz („Ricochet Rabbit“) einschlagen. Krieger erfindet sich hier nicht neu, sondern widmet sich selbstbewusst Nuancen und Details. *(Mascot)* **MARC VETTER**



Middle Kids

Faith Crisis, Pt 1

★★★½☆

Dynamischer Alternative Rock aus Australien

Das Power-Alt-Rock-Trio aus Sydney um Sängerin und Gitarristin Hannah Joy besteht seit 2015. Sie gibt auf der Bühne und in ihren Videos buchstäblich den Ton an. Das zweite Album entstand mit Gästen wie Dave Le’aupepe und Produzent Jonathan Gilmore in England. Songs wie „Dramamine“ oder „Bootleg Firecracker“ sind melodisch-dynamische, vom Gesang geprägte Indie-Hymnen. Joy, die mit Bassist Tim Fitz verheiratet ist, gibt sich manchmal kokett mit blonden Zöpfen, live spielt sie gern in überweiten Latzhosen. Ähnlich wie ihre Clips ist auch ihr Sound farbenfroh und lebensbejahend. Sie sind keine Gutelauneband, gehen zum Lachen aber auch nicht in den Keller. Selbst einen Song wie „Terrible News“ interpretieren die Middle Kids optimistisch. *(Lucky Numbers)* **RALF NIEMCZYK**

FOTO: JONAH FREEMAN

Frühlingssonnig

Cleveres Bravourstück, das an das 70er-Jahre-Radio erinnert

Von FRANK LÄHNEMANN

MGMT

Loss Of Life

MOM + POP

★★★★☆

MGMT wirken im Haifischbecken des Musikbetriebs wie eine Art Weltwunder. Man bekommt sie nie zu fassen, sie gleiten einem aus den Händen und formen sich ständig um. Mit „Kids“ kreierten sie einen Pop-Hit, der wie von einem anderen Stern wirkte, und so manche Zeit verbrachten sie im Abenteuerland Psychedelia. *„Little Dark Age“* war dann 2018 der ganz große Wurf in Sachen Synthie-Pop. Und Humor haben sie obendrein. So beginnt das fünfte Album mit Part 2 des Titelsongs, einer kleinen Casio-Spielerei.

„Loss Of Life“ knüpft in keinerlei Weise an den Vorgänger an - außer dass wir es hier mit einem ähnlichen Geniestreich zu tun haben! Bei „Mother Nature“, einem Dream-Pop-Brett zwischen Beach Boys, *„Sgt. Pepper“*-Beatles und einer McAlmont/Butler-Hymne, steht eine warme Gitarre im Mittelpunkt. Ein Song zum Sich-fallen-Lassen, wie ein Bad in der Frühlingssonne. Und es geht munter weiter in alle Richtungen! Ähnlich warme Piano-Parts beherrschen „Dancing In Babylon“, den gemeinsamen Track mit Christine And The Queens, den man früher bei MOR („Middle of the Road“) eingeordnet hätte. Adult Pop? „Wir sind jetzt bei 20 Prozent Adult Contemporary angekommen“, scherzen Ben Goldwasser und Andrew VanWyngarden, doch man kann sich immer sicher sein, dass sie überall kleine verquere Feinheiten einbauen. „People In The Streets“ darf man hingegen als Zusammenkunft von Peter Cetera mit China Crisis sehen.

Im grandiosen Finale klackert es dann so, wie man es nur von MGMT kennt, bevor sich die Leute auf der Straße Gehör verschaffen. „Bubblegum Dog“ wiederum führt uns zurück in die 70er-Jahre. So nah werden sie David Bowie nie mehr kommen - das wirbelt fast schon wie eine Rockoper. „Nothing To Declare“ bleibt in dieser Epoche, bringt aber eher Procol Harum auf den Schirm. Und schwups gelangen wir mit „Nothing Changes“ in die Achtziger, es wabert wie bei den frühen Cure. Produziert hat erneut Patrick Wimberly, und ja, Dave Fridmann, Freund aller Außerirdischen auf diesem Planeten, hat gemixt.

MGMT können alles. Außer Artwork.

45s

VON WOLFGANG DOEBELING

Liam Gallagher & John Squire

Just Another Rainbow

★★★★☆

Eine „Kollaboration biblischer Dimension“, so kündigte das Label die gemeinsame Single der beiden Britpop-Veteranen an, nur leicht übertrieben. Denn die Melodie weiß zu überzeugen, die Musik folgt exakt dem Drehbuch beim Aufeinanderprallen der Stone Roses mit Oasis. Auch Liams Gesang ist stark, seine Stimme indes raspelt nicht, klingt glatt geschmirgelt. Abzüge in der B-Note gibt es für das Fehlen einer B-Seite. *(Warner)*

Brad Marino

Ramones & Stones

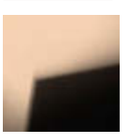
★★★★☆

Kinks, Beatles, Dylan, The Who? Gewiss nicht übel, aber niemals gut genug für Brad Marino: „I just need Ramones and Stones/ Joey and Dee Dee and Brian Jones/ Mick and Keith and Johnny, too/ Charlie and Tommy laid down that groove.“ In weiteren Versen verwehrt der Garage-Punk-Aktivist aus Rochester/New Hampshire anderen Kandidaten höchste Wertschätzung: Beach Boys, Elvis, Buddy, Chuck? Nope: „I know what I like best/ I take them, you keep the rest.“ Den Refrain jetzt alle, und zwar mit Aplomb: „I just need Ramones and Stones ...“ *(Sioux Guitars)*

Kathryn Joseph

For You Who Are The Wronged

★★★½☆



Ungeachtet des Umstands, dass neun von zehn Remix-Anstrengungen in den Wind gepisst sind, weil ihr musikalischer Mehrwert gegen null tendiert und oft lediglich darin besteht, elektronisch zu blenden, gibt es doch Ausnahmen. Die Lomond Campbell Remixes der fünf Tracks auf dieser 10-inch-EP zum Beispiel fügen gar Ideen hinzu, berauben die Aufnahmen freilich auch ihrer ursprünglichen Atmosphäre. *(Rock Action)*

Real Estate

Daniel

★★½☆☆

Uninspirierter Mix aus Indie- und Country-Pop

Vieles spricht dafür, dass Real Estate mit ihrem sechsten Album dem dazugehörigen Produzenten Tribut zollen, denn es heißt *„Daniel“*, und zum ersten Mal arbeiten sie mit Daniel Tashian zusammen, der eigentlich bei Country-Stars wie Kacey Musgraves hinter den Reglern sitzt. Verträumter Indie- trifft also auf Nashville-Pop. Diese Mischung überzeugt selten. „Interior“ klingt wie zahnlose Prefab Sprout, „Market Street“ wie Tame Impala auf Valium. Besser ist „Water Underground“, das mit klimpernden Gitarren und Falsettchören den Geist von R.E.M. beschwört. Und mit „You Are Here“ dringt die Band samt stampfendem Piano, motorischem Beat und hypnotischem Instrumental-Outro in experimentellere Gefilde vor. Täte ihr Indie-Country-Mix das bloß öfter! *(Domino)* **FABIAN BROICHER**

Stoppok

Teufelsküche

★★★★☆

Unnachahmlich – und immer zwischen allen Stühlen

Frühe 90er-Jahre, Planung für eine Zeitungs-Popseite. Der Banjo-Typ ist wieder im Logo. „Lahm“, weiß die Expertenversammlung unter allgemeinem Sich-lustig-Machen. Am Ende kriegt er zehn Zeilen, wie immer. Zum neuen heißen Scheiß hat diese erdige Mischung aus Blues, Folk und Swamp-Rock nie getaugt. Nach 25 Alben sitzt Stoppok heute aber unfassbar lässig zwischen den Stühlen. Es geht bei seinen elf Songs um Beobachtetes, Menschliches, Lebenswichtiges und um unausweichliche Abschiede - sein Herzinfarkt hat womöglich für etwas herbstliche Färbung gesorgt. Unnachahmlich sind weiter Timing, Gesang und der unwiderstehliche Groove, mit dem sich etwa „Hier gibts nix zu sehn“ voranschiebt wie ein Raddampfer auf dem Mississippi. *(Glitterhouse)* **RÜDIGER KNOPF**

ROCKS

HÄRTERES UND HARTES – VON FRANK SCHÄFER

Judas Priest *Invincible Shield* ★★★½☆

Die erste Singleauskopplung, „Panic Attack“ mit seinen Achtziger-Synthies, hat die Judas-Priest-Orthodoxie ein bisschen zu sehr an das verhasste *„Turbo“*-Album erinnert, mit dem sie damals endgültig den amerikanischen Markt knacken wollten und doch nur ihre alten Fans verprellten. Die können jetzt beruhigt sein: Wie zuletzt auf *„Firepower“* geht es mit einer Melange aus *„Defenders Of The Faith“* und *„Painkiller“* weiter, natürlich heiß gemacht für die Jetztzeit. Wegen seiner Parkinson-Erkrankung kann Glenn Tipton nur mehr sporadisch auf der Bühne stehen. Als Songwriter jedoch ist er unentbehrlich – das beweist dieses Album, das noch einmal Melodram, Eingängigkeit und Härte in eine suggestive Form gießt und mindestens vier weitere Singles vorhält. *„Invincible Shield“* ist zu lang, wie alle Alben der Ikonen in letzter Zeit, aber auch nicht so sehr wie die der Konkurrenz. *(Columbia/Sony)*

Lucifer *V* ★★★☆☆

Mit diesem Namen macht man keinen Sleaze Metal. Lucifer-Gründerin Johanna Sadonis hat die passende ätherisch-enigmatische Stimme, die sofort Vergleiche mit Jinx Dawson von den Okkult-Rockern Coven provozierte. Seit ihr Mann, Nicke Andersson (Hellacopters u. a.), mitmischt, schrauben sie den Doom-Faktor etwas zurück zugunsten von eingängigem Siebziger-Hardrock. Doch Sadonis' heidnischer Sakralgesang sorgt immer noch für eine unheilvolle Aura. *(Nuclear Blast)*

Monkey3 *Welcome To The Machine* ★★★☆☆

Die Schweizer haben die Suche nach einem Shouter bald aufgegeben und lieber am Verstiegenheitsgrad ihrer Kompositionen geschraubt. Sie bedienen sich bei Psychedelic und Space Rock, bei Doom Metal, und die ambienthaften Soundflächen kommen aus der Shoegaze-Ecke. Dass das nicht zu höherer Kaufhausmusik verkommt, dafür sorgen die harten Kontraste, die Intensität und nicht zuletzt der Schalldruck. Monkey3 fordern Aufmerksamkeit ein. *(Napalm)*

Midnight *Hellish Expectations* ★★★½☆

Als Venom in den ganz frühen Achtzigern ihre Kellerdemos auf Vinyl pressten, lachten die einen ungläubig und meinten, ihr Plattenspieler sei kaputt. Der Rest ahnte, dass hier eine neue Art von Krach geboren ward, und tatsächlich entstiegen diesem sonischen Sumpf dann Thrash und Black Metal. Midnight, das Projekt von Jamie Walters alias Athenar, der im Studio alles selbst macht und nur für Konzerte ein paar Wasserträger dazubucht, erinnert an die zauberhaften Anfangstage des Extreme Metal und macht die unselige Ausdifferenzierung wieder rückgängig. Walters klingt aber nicht nur so räudig, naiv und ursprünglich wie seine Vorbilder, er besitzt auch ihr melodisches Gespür, das selbst von diesem Gerüpel und Gerumpel nicht verdeckt wird. *(Metal Blade)*

The Immediate Family

Skin In The Game

★★☆☆☆

L.A.-All-Stars mit der Erfahrung aus 1001 Sessions

Danny Kortchmar ist immer noch „Lost In The Shuffle“. Das mechanische Remake (Originalalbum: *„Innuendo“*, 1980) gehört zu den ganz schwachen Momenten seiner L.A.-All-Star-Band mit Drummer Russ Kunkel und Leland Sklar, die einst als The Section für „Sweet Baby James“ Taylor in die Studiowelt kam und heute noch Keef-Buddy Waddy Wachtel und Steven Postell dazuzählt. „The Toughest Girl In Town“ (Sparks) ist immerhin eine mutige Cover-Wahl. Der Liebestipp „24/7/365“ kommt trocken funky, Vergänglichkeit schwebt hier Westcoast-selig dahin („Catch You On The Other Side“, „Party At The Graveyard“). Doch die Erfahrung aus 1001 Sessions hilft nicht darüber hinweg, dass dieser Familie ein Sänger von Format abgeht. *(Proper/Bertus)* **JÖRG FEYER**

El Perro del Mar

Big Anonymous

★★★½☆

Sarah Assbring vertont betörend unruhige Träume

Wie fühlt es sich an, wenn von der Liebe nichts mehr übrig ist, man aber trotzdem weiterhin von Erinnerungen heimgesucht wird, die den Seelenfrieden stören und die Träume durcheinanderbringen? Davon erzählt die Schwedin Sarah Assbring, die sich hinter El Perro del Mar verbirgt, in dem berückenden Psychogramm „Between You And Me Nothing“, dessen stille Intensität an die besten Balladen von Olivia Rodrigo und Billie Eilish erinnert. *„Big Anonymous“* versammelt behutsam arrangierten, elektronisch aufgeladenen Kammerpop, hinter dessen Synthesizer-Harmonien sich immer wieder sanfte Tanznummern verbergen, mal ein zögerlicher Bossa nova („Suburban Dreams“), mal ein unheimlich verzerrter Walzer („Kiss Of Death“). *(City Slang)* **GUNTHER REINHARDT**

FOTO: JAMES HODGES

J Mascis

What Do We Do Now

★★★★½

Akustische Slacker-Oden mit kleinen Elektroschocks

Wie viele tolle Platten hat J Mascis mit Dinosaur Jr. und solo schon gemacht – hat jemand mitgezählt? Und bitte jetzt keine wohlfeilen Kommentare wie „Die klingen ja eh alle gleich“! Klar gibt es Phasen, in denen man ein bisschen müde wird. Aber wovon? Von der Musik des ewigen Slackers? Oder doch eher vom Gleichklang des Lebens? Mascis ist es wurscht, er macht einfach immer weiter. Und es ist genau dieses Stoisch-immer-weiter, das zu großartigen Ergebnissen führt. Folglich reiht er sich nicht erst (aber auch) mit „What Do We Do Now“ in die Riege der Songschreiber ein, denen das Spielerische wichtiger ist als das Herumklöppeln am eigenen Monument.

Wie auf all seinen Soloalben bilden akustische Gitarren das Fundament – sie sind das Gegenstück zum Fuzz-Sound seiner Band. Trotzdem klingt *„What Do We Do Now“* wie das Beste beider Mascis-Welten. „Can’t Believe We’re Here“ macht den Auftakt mit rollenden Drums und wuchtigen Pianoakkorden von Ken Mauri (Pedro The Lion, The B-52’s). Und nach knapp zwei Minuten entfesselt Mascis zum ersten Mal seinen unverkennbar melodiösen Lärm, den er einst bei Neil Young aufgeschnappt und mit einer Prise Heavy Metal gedopt hat. Vor ein paar Jahren stand Mascis beim Young-Konzert in der Berliner Waldbühne und guckte scheinbar unbeeindruckt durch seine Nerd-Brille in Richtung Bühne. Aber J Mascis würde auch bei einem Atombombentest oder der Wiederkunft Christi so gucken. Immer wieder feuert er seine E-Gitarren-Soli ab, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, ob die Songs das tragen. Das zärtliche „I Can’t Find You“ und die Powerballade „It’s True“ nehmen dadurch keinen Schaden.

Schwer zu sagen, welches Lied das schönste in diesem stringent verpeilten Reigen ist. Vielleicht das von Pedal-Steel beflügelte „You Don’t Understand Me“. Oder der tröstlich-traurige Titelsong. Fest steht: Mascis schüttelt die Platte mühelos aus dem Ärmel. Das kann man nicht lernen. Aber man kann es jetzt einmal mehr bewundern. *(Sub Pop/Cargo)* **MAX GÖSCHE**

FOTO: JODY CRITCHELOE

Gossip

Doppelter Boden

Liebeskummer, in kräftigen Electro-Rock-Stampf verpackt

Von JENNI ZYLKA

Gossip

Real Power

SONY

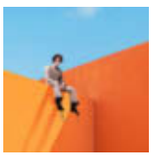
★★★½☆

Das fängt ja gut an … Tut es tatsächlich: Nach elf Jahren Gossip-Entzug klingt das neue Album der Band aus mittlerweile Portland, als hätte man sich nie aufgelöst, wäre nie weg gewesen. Oder doch? „Every beat of my heart/ Is a merciful act of God“, singt, besser: beschwört Beth Ditto im Eingangssong „Act Of God“; die Gitarre schreit auch richtig schön dazu. Und die 43-Jährige hat zwar behauptet, auf *„Real Power“* gehe es vor allem um Liebeskummer, aber schon in ihrem sehnsuchtsvollen Entree klingen die vergangenen, für manche Menschen auch verlorenen Jahre mit.

Denn irgendwo hört man auch die Erfahrungen von Hannah Blilie, der Schlagzeugerin, deren kräftige Beats den Song direkt losjagen und die während der Pandemie ehrenamtlich für Meals on Wheels arbeitete – allein schon dadurch wird diese erste Zeile angenehm doppelbödig.

Aber ein doppelter Boden passt ebenfalls gut: Songs wie „Real Power“ stampfen den klassischen Rock-Stampf, den Gossip schon immer ganz elegant mit sinnlich-fisseligen Electro-Sounds zu vermischen vermochten und der (zum zweiten Mal nach *„Music For Men“* von 2009) mithilfe von Rick Rubin entstand. Und im Midtempo mit viel Schmelz (und einer Hommage an Timmy Thomas’ Lowrey-Orgel-Sound in „Why Can’t We Live Together“) singt Ditto in „Don’t Be Afraid“ schließlich doch noch eindeutig über den Liebeskummer – der bekanntlich eines der universalen Gefühle ist und sich darum auf jeder Platte gut macht.

Das Universale mag auch der Grund dafür sein, dass sich *„Real Power“* mit der Zeit doch ein bisschen abnutzt. Immerhin scheinen Surfmusik-Fans den lieblichen Background zu „Crazy Again“ zu singen, und überhaupt: gab es schon mal einen Indie-Rock-Song, der nicht eingezählt, sondern eingepinkelt wurde? Voilà: Der dazugehörige Videoclip startet mit Beth Ditto auf dem Klo, Mittelstrahl. Später regnet’s dann auch aus den Wolken, weil Beth als News Anchor das durch den Liebeskummer schlecht gewordene Wetter ansagt. Aber an eigenwilligen Assoziationen hat es der Band ja eh noch nie gefehlt.



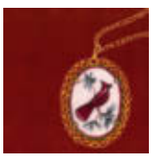
I Don’t Know How But They Found Me

Gloom Division

★★★★☆

Mitreißender Mix aus Power-Pop und Psychedelia

Wir brauchen wieder mehr Lametta! Wer seine Songs „Gloomtown Brats“ nennt wie Dallon Weekes aus Salt Lake City, bringt definitiv Glanz in unsere Hütten. Auf seinem zweiten Album geht es Schlag auf Schlag – mit einem Roadtrip durch die verschiedensten musikalischen Landschaften. „Downside“ zündet als unwiderstehlicher Ohrwurm zwischen Killers und Hot Hot Heat. Keine Atempause – weiter geht’s mit Anklängen an Tom Tom Club, gepaart mit einer Queen-Bassline. Aber auch MGMT und Ariel Pink schielen mit funkigem Post-Punk um die Ecke. Nur echt mit Prince-Gitarre und -Jauchzern! Auch wenn dieses Werk, zumal produziert von Dave Fridmann, idiosynkratisch erscheint, stimmt doch die Pop-Quote. *(Concord/Universal)* **FRANK LÄHNEMANN**



Friko

Where We’ve Been, Where We Go From Here

★★★½☆

Schulfreunde mit frenetischem Indie-Kammerpop

„Niko, where’s your fight now?“, fragt Niko Kapetan in „Cardinal“, während sein Falsett die höchsten Höhen erklimmt. Ob er damit sich selbst meint? Dem Debüt des jungen Chicagoer Indie-Trios hört man die im Studio ausgefochtenen Kämpfe jedenfalls an. „Where We’ve Been“ brettert ungestüm nach vorn, mit krachigen Gitarren und einem Vibrato in Kapetans Gesang, das an Conor Oberst gemahnt. Musik, die sich selbst überholt. Doch Frikos verwinkelter Sound, kunstfertig und roh, hat Charme, „Statues“ etwa, mit beatlesken Melodien und ohrenbetäubendem Feedback-Outro, oder die Pianoballade „For Ella“. Und was ist nun mit den Kämpfen? Friko haben auf *„Where We’ve Been …“* die meisten davon gewonnen. *(ATO/PIAS)* **FABIAN BROICHER**

Reissues

ERFOLG OHNE EXZENTRIK

Jubiläumsedition von McCartneys künstlerischem Durchbruch als Nicht-Beatle

Von MAIK BRÜGGEMEYER

Paul McCartney And Wings

Band On The Run

UNIVERSAL

★★★★★

Linda und Paul McCartney

Die Wings waren kurz davor, abzuheben. Die Singles „Hi, Hi, Hi“ und „My Love“ hatten es in England und den USA in die Top Ten geschafft, mit dem Bond-Song „Live And Let Die“ hatten sie selbst die ihnen bis dahin nicht gewogenen Kritiker:innen überzeugt. Das nächste Album sollte möglichst schnell folgen und die Wings zum Stadion-Act machen. Wie der Rock-Jetset jener Jahre wollte man in südlichen Gefilden aufnehmen, das Studio in Strandnähe. Die Stones hatten für *„Goats Head Soup“* ein Studio in Kingston (Jamaika) gewählt, Paul McCartney aber buchte einen Trip nach Lagos (Nigeria). Eine Dokumentation über Ginger Baker, der dort ein Studio betrieb, hatte ihn auf die Idee gebracht, und auch die EMI hatte da ein Studio. Nicht alle waren begeistert. Gitarrist Henry McCullough und Schlagzeuger Denny Seiwell stiegen aus, bevor sie ins Flugzeug einsteigen konnten.

Der vorausgereiste Toningenieur Geoff Emerick musste eilig Umbauarbeiten am EMI-Studio in Lagos vornehmen lassen, das für Live-im-Studio-Aufnahmen lokaler Bands ausgestattet war, aber nicht für eine größere Rockproduktion einer dazu noch dezimierten Band. Als McCartney nach einem Konzert von Fela Kuti & Afrika ’70 auch noch darüber nachdachte, einige der Musiker ins Studio einzuladen, um seine neuen Tracks aufzupeppen, wurde es richtig heikel. Fela tauchte aufgebracht im Studio auf, bezichtige ihn der kulturellen Aneignung, und der nicht eben als Diplomat bekannte Ginger Baker musste vermitteln. Westafrikanische Sounds gab es auf den Tracks schließlich keine zu hören. Nach weiteren Unannehmlichkeiten (Raubüberfall, Kreislaufkollaps) beendeten die Wings ihr Abenteuer und nahmen die restlichen Tracks, Overdubs und die von Tony Visconti arrangierten Orchesterparts in den Studios freundlich gesonnener Briten wie Ian Gillan und George Martin in London auf.

Dem fertigen Album merkt man all die Spannungen nicht an. McCartney schien erstmals nach den Beatles einen Fokus gefunden zu haben – keine wundersamen Experimente, keine schrullige Exzentrik, sondern Songs, die sein Talent für Melodie und Harmonie ebenso ausstellen wie seine Fähigkeit, sich Stile spielerisch anzueignen. Man hört die Einflüsse des Glam, Soft und Prog Rock der frühen Siebziger, und „Let Me Roll It“ klingt gar ein wenig nach den Soloalben seines entfremdeten Freundes John Lennon. Mindestens der Titeltrack, „Jet“ und das epochale Schlussstück „Nineteen Hundred And Eighty-Five“ gehören in die Top 20 von McCartneys größten Songs überhaupt.

Die Popwelt bemerkte nicht sofort, dass McCartney wieder auf der Höhe seiner Kunst war. In England und den USA schaffte es *„Band On The Run“* nach seinem Erscheinen im Dezember 1973 nur kurz auf die hinteren Plätze der Top Ten. Doch die Singles „Jet“ und „Band On The Run“ zogen das Album schließlich im Sommer 1974 an die Spitze der Charts, und die Wings wurden in neuer Besetzung zu einer der größten Bands der mittleren Siebziger. *„Band On The Run“* war ihre Visitenkarte.

1999 wurde das Album mit einer „25th Anniversary Edition“ geehrt, die einen interessanten Einblick in seine Entstehung bot. Die Edition zum 50. Geburtstag bietet da nun etwas weniger: Es gibt ein neues Half-Speed-Remaster der US-LP-Version, die auch die (nicht so gute) Non-Album-Single „Helen Wheels“ enthält, und als Bonus einen Rough Mix der Tracks, den Geoff Emerick im Oktober 1973 anfertigte und der zeigt, dass die Wings auch als Trio eine grandiose Rockband waren und wie essenziell Viscontis hier noch fehlende Orchesterbeigaben für die Wirkung der zentralen Stücke sind.

FOTO: 1973 MPL COMMUNICATIONS LTD/ CLIVE ARROWSMITH

Robert Forster
Beautiful Hearts
★★★★☆
Zwei Soloalben des Ex-Go-Betweens-Songwriters

Es war eine große Verheißung gewesen, nach dem Ende der Go-Betweens plötzlich ein ganzes Album allein schreiben zu können und nicht länger die Hälfte der Spielzeit dem Co-Songwriter Grant McLennan abtreten zu müssen. Aber nach zwei Soloalben war Robert Forster leer geschrieben. Zweieinhalb Jahre fiel ihm kein richtiger Song mehr ein. Und wie sein Idol Bob Dylan, der zur gleichen Zeit an einem ähnlich kolossalen Writer's Block litt, wandte Forster sich den Liedern zu, die das Fundament seiner Kunst waren: Songs von Dylan und den Monkees, Guy Clark und Grant Hart. Nach einer Songzeile aus „Old World" von den Modern Lovers nannte er das Album *„I Had A New York Girlfriend"* (1994). Der Arbeitstitel war „Beautiful Hearts" gewesen. Die remasterte Neuedition des Albums erscheint nun unter diesem Titel mit neuem Cover im Gatefold Sleeve erstmals auf Vinyl - inklusive zwei Bonusstücken auf einer Bonus-7-inch-Single, auf der Forsters Interpretationen von „The Lady Don't Mind" von den Talking Heads und „Freddy Fenders Sohn" von FSK zu hören sind.

Auch auf der ebenfalls remasterten und erstmals auf Vinyl erscheinenden Neuedition seines nächsten Albums mit eigenen Songs, *„Warm Nights"* (1996, ★★★★½), hat Forster einige Änderungen vorgenommen: Die ursprünglich auf dem Album vertretene Neuaufnahme der Go-Betweens-B-Seite „Rock 'N' Roll Friend" wird durch das groovende, von Bläsern getriebene „Half The Way Home" ersetzt, und dem Albumtrack „Fortress" gibt er das seinerzeit in letzter Minute zurückgenommene Bläserarrangement zurück. Das eh fantastische, von Edwyn Collins herrlich trocken produzierte Album gewinnt durch diese Veränderungen an Konsistenz. „Rock 'N' Roll Friend" und das bläserlose „Fortress" sind neben dem bislang unveröffentlichten „Did You End Up With The One You Love" und der B-Seite „Hypnotised" dem wunderschön im Gatefold-Cover verpackten Album auf einer Bonus-Single beigelegt. *(Needle Mythology)*

MAIK BRÜGGEMEYER

The Black Crowes
The Southern Harmony And Musical Companion
★★★★☆
Der Southern-Rock-Klassiker mit etlichen Zusätzen

Als 2020 die Super Deluxe Edition von *„Goats Head Soup"* veröffentlicht wurde, war das ein Fest für Fans: Die Originalaufnahmen hervorragend neu abgemischt von Giles Martin, Alternativ- und Outtakes en masse, ein Sahneteil das Remaster von Bob Clearmountains „Brussels Affair"-Remix, der Verschnitt der legendären Konzerte vom Oktober 1973 klanglich optimiert! Vergleichbar hochkarätige Editionen waren letzthin allenfalls Dylans *„Time Out Of Mind"*-Boxset als Folge 17 der „Bootleg Series" und Pete Townshends *„Who's Next: Life House"*-Projekt, dokumentiert auf zehn CDs und Blu-ray. Andere Luxus-Editionen waren oft ihr Geld nicht wert - zu viel belangloses Probenmaterial, Masse-statt-Klasse-Veröffentlichungspolitik.

Schon weil solche Editionen längst ein notorisch hochprofitables Geschäft sind, hätten die an dem Projekt beteiligten Bandmitglieder und Produzent George Drakoulias bei der Plattenfirma für eine kompromisslos definitive Neuausgabe des zweiten Albums der Black Crowes werben können. Mit den Anklängen an *„Sticky Fingers"* und die Faces in Hochform wird es schließlich schon ewig als ihr bestes gefeiert. Die dritte CD des neuen Sets - als konzertante Zugabe der Mitschnitt des über UKW-Sender ausgestrahlten Auftritts am 3. November 1993 im Sam Houston Coliseum - wurde exklusiv nur in Nordamerika regulär veröffentlicht. Leider jedoch nicht komplett, sondern um fünf Songs gekürzt!

Auf CD 2 nutzte man den Platz für die entfallenen Aufnahmen nicht. Die „More Companions: Unreleased, Outtakes And B-Sides"-Sammlung präsentiert neben ganzen neun zuvor veröffentlichten Aufnahmen, darunter ganz formidable, allerdings keine neuen Raritäten. Kurios: „Words You Throw Away", damals die B-Seite der Single „Hotel Illness", fehlt in dieser Kollektion. Bei exquisiten Songs wie „Darling Of The Underground Press" darf man jetzt einmal mehr grübeln, warum die es seinerzeit nicht auf das Album schafften. *(American)*

FRANZ SCHÖLER

The Long Ryders
Native Sons
★★★★½
Luxusausgabe des Americana-Urknalls

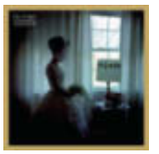
Walter Hills Western „The Long Riders" hatte den Gram-Parsons-Fan Sid Griffin offenbar so beeindruckt, dass er seine neueste Band 1982 nach dem Film benannte. Outlaw Country Music schwebte ihm für sein Quartett nicht vor, sondern eine Fusion von Garagen-, Country- und Folk-Rock mit Psychedelia der kalifornischen Kollegen von Green On Red und The Dream Syndicate. Das Langspieldebüt war ein derart ambitionierter Stilmix, dass man *„Native Sons"* bald als Urknall aller Musik bezeichnete, die man mit dem Begriff Americana verbindet. Auf der neuen Luxusausgabe des Albums findet man neben der „10-5-60"-EP auch Demo-Sessions und in verblüffend guter Aufzeichnung den Mitschnitt des Konzerts im Dingwalls in London. *(Cherry Red)*

FRANZ SCHÖLER

Slayer
Show No Mercy
★★★★☆
Das Debütalbum der Thrash-Metal-Schurken

Ihr Debüt aus dem Jahr 1983 finanzierten die blutjungen Metal-Heads noch mit Nebenjobs: Kerry King arbeitete auf einem Minigolfplatz, Dave Lombardo lieferte Pizza aus, und Sänger Tom Araya hatte gerade seine Ausbildung zum, ja, Atemtherapeuten begonnen. Ihr Thrash Metal sollte schneller sein als Metallica und böser als Venom, die damals schnellsten und bösesten Bands des Planeten. Im Gegensatz zum Durchbruchsalbum *„Reign In Blood"*, das Rick Rubin mit seiner tighten Produktion zum Todesstern eigenen Ranges verdichtete, scheppert und gniedelt es hier noch an allen Ecken. Das vorliegende Remaster beschönigt davon nichts. Slayer hatten der Metal-Welt die Messlatte damals nicht hoch gehängt - sie hatten sie einfach umgenietet. *(Metal Blade)*

FABIAN PELTSCH



No-Man
Housekeeping: The OLI Years, 1990-1994
★★★½☆
Das Frühwerk von Steven Wilsons Art-Pop-Band

Wenn man den Einflussbereich von One Little Independent Records erfassen möchte, kommt man um Platten von Björk und Skunk Anansie nicht herum. Aber auch No-Man, das erste erfolgreiche Projekt von Steven Wilson, erweitert um Sänger Tim Bowness und Violinist Ben Coleman, fand hier von 1990 bis 1994 eine Heimat. Produziert wurden zwei Platten und einige EPs, die das ganze Spektrum experimentellen Art-Pops der damaligen Zeit voll auskosteten. Heute, im Angesicht des Erfolgs von Wilson als Kopf von Porcupine Tree, mag die Frühphase der Band etwas aus dem Fokus gerückt sein. 1990 nannte sie der britische „Melody Maker" indes noch die interessanteste Gruppe seit The Smiths.

Während die erste Phase der Band von aggressivem Synth-Pop gekennzeichnet war, legten die Musiker in den frühen Neunzigern mehr Wert auf Pop-Appeal und fuhren den Verfremdungsanteil zurück. Mit dem verträumten „Days In The Trees" und „Ocean Song" gelangen sogar zwei kleine Hits. Das in dem Boxset enthaltene *„Lovesighs"* versammelt den Ertrag der ersten EPs. *„Loveblows & Lovecries - A Confession"* (1993), das Albumdebüt von No-Man, lebt von seiner dynamischen Produktion, die elektronische Elemente und Live-Instrumentation vereint. Höhepunkt ist „Sweetheart Raw", bei dem Mick Karn und Steve Jansen von Japan beteiligt waren und Bowness wie Neil Tennant singt.

Gastmusiker trugen auch beim Nachfolger, *„Flowermouth"* (1994), zur Spannung bei. Mit dabei waren Robert Fripp, Ian Carr und Lisa Gerrard. Die Mischung aus Dream-Pop, Symphonie-Einlagen mit Rock-Einschlag und fast schon klassischen Balladen verriet einigen Ehrgeiz. Die Platte markierte aber auch das Ende bei OLI und den Ausstieg von Coleman. Neben alternativen Fassungen bezeugen hier die auf einer eigenen Scheibe versammelten BBC-Radio-Sessions, dass sich die Band live durchaus von einigen Manierismen distanzieren konnte. *(One Little Independent/Bertus)*

MARC VETTER

VINYL PICKS

VON WOLFGANG DOEBELING

Willie Nelson

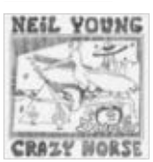
Etta Jones
Don't Go To Strangers
★★★½☆

Die Jazz-Chanteuse aus South Carolina war erst 32, als dieses Showcase-Album 1960 auf Prestige erschien, hatte aber als Teenager bereits Erfolge gefeiert, nicht zuletzt an der Seite von Earl Hines. Auf dem Millionseller *„Don't Go To Strangers"* widmet sie sich höchst expressiv einer Reihe populärer Standards wie „Yes Sir, That's My Baby" oder „Bye Bye Blackbird" zu überaus dezentem Backing. Nur die Flöte von Frank Wess ist gelegentlich von unüberhörbarer Präsenz. Exzellente Pressung, 500 Exemplare auf transparentem Vinyl. *(Destination Moon)*

The Electric Prunes
The Electric Prunes
★★★½☆

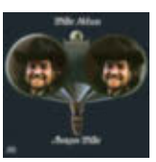
Das bevorzugte Biotop der Psych-Band aus Los Angeles war das Tonstudio, mit Live-Auftritten geizten sie, da sich die Reproduktion der vielen Soundeffekte auf der Bühne als zu schwierig und störungsanfällig erwies. Was sie aber im Studio zauberten, setzte Maßstäbe in Sachen Reverb-Overload und Fuzz-Vehemenz, besonders auf den herausragenden Tracks „I Had Too Much To Dream (Last Night)" und „Get Me To The World On Time", beide Hits und beide hier prominent vertreten. Die All-Analog-Überspielung wurde von Kevin Gray besorgt. *(Jackpot)*

Neil Young & Crazy Horse
Dume
★★★★☆



„Zuma" gehört zu den schlüssigsten und fulminantesten Alben im Katalog von Neil Young und Crazy Horse, diese Streckung auf Doppel-LP mit diversen zusätzlichen Tracks möchte nun die gesamten *„Zuma"*-Sessions abbilden, verändert allerdings auch Sequencing und Statik des Albums. Berücksichtigt werden neben den bekannten Versionen auch Outtakes, die bisher merkwürdigerweise nur digital erhältlich waren. Ein Unding eigentlich, erst recht für einen ausgewiesenen Digi-Verächter wie Young. So ist *„Dume"* sicher kein Ersatz für *„Zuma"*, eine interessante Ergänzung aber durchaus. *(Reprise)*

Willie Nelson
Shotgun Willie
★★★★½



Schon seine ersten Singles und seine Debüt-LP in den frühen Sechzigern wiesen Willie Nelson als überragenden Songwriter aus, dessen Tunes die Jahrzehnte unbeschadet überdauerten, unzählige Male gecovert wurden und längst den Status von Evergreens genießen: „Night Life", „Hello Walls", „Crazy", „One Day At A Time", „Funny How Time Slips Away". Trotz des universellen Appeals seiner Lieder gelang es Nelson indes nicht, als Sänger und Interpret Erfolge zu landen, die seinem Einfluss als Komponist vergleichbar gewesen wären. Das mag zum einen daran gelegen haben, dass sein Vortrag beim Country-Publikum nicht verfing. Denn weder verfügte er über eine überwältigende Stimme wie George Jones noch stieß die Sophistication seiner Jazz-Akkorde auf spontane Akklamation. Hinzu kam, dass sich der Mann aus Fort Worth/Texas nicht wohl in seiner Haut fühlte. Dieser gescheitelte, gelackte, glatt rasierte Typ im gestärkten Hemd mit Krawatte auf den Promo-Fotos von Liberty und RCA Victor war nicht er, über die Jeans mit Bügelfalte kann er nur noch lachen, kopfschüttelnd.

Der Umbruch kam 1973 und hatte einen Namen: Jerry Wexler. Der Atlantic-Supremo hatte den Künstler unter Vertrag genommen und ihm alle Freiheiten eingeräumt, die Nelson lange entbehrt hatte, beginnend mit der Wahl der Musiker. Die fiel auf Mitglieder der Touring Band wie Drummer Paul English, vertraute texanische Weggefährten wie Augie Meyer und Willies Schwester Bobbie am Piano, den Fiddler Johnny Gimble und Steel-Pionier Jimmy Day neben Cracks aus benachbarten Gefilden wie David Bromberg und die Memphis Horns mit Trompeter Wayne Jackson. Arif Mardin und Donny Hathaway steuerten String-Arrangements bei, die Sessions in New York und Nashville durchwehte ein neuer Geist, der sich neben Country-Traditionen auch Spielweisen von Soul, Jazz und Rock einverleibte. Outlaw Country nannte man die Resultate solcher Befreiungsakte vom Musikdiktat der allmächtigen Musikverlage in Nashville, und Willie Nelson war nun einer der maßgeblichen Outlaws, neben Waylon Jennings, Tompall Glaser und anderen. Den Fotonachweis lieferte das LP-Cover: Willie mit Mähne und Bart.

Ende letzten Jahres erschien zum 50. Jubiläum der wichtigsten Nelson-LP eine aufs Doppelte geblähte Version von *„Shotgun Willie"*, wobei die zwölf Extra-Tracks aus alternativen Versionen der etatmäßigen Songs bestanden sowie aus ein paar Outtakes, die es seinerzeit nicht aufs Album geschafft hatten. Wer lieber auf die Bonus-Beilagen verzichtet, sich die Original-Cuts aber als klangliches Upgrade zulegen möchte, muss sich noch einige Wochen gedulden. Dann wird Analogue Productions das Album auf Doppel-LP mit 45 rpm vorlegen, als Teil der Reihe „Atlantic 75" anlässlich des 75-jährigen Bestehens des verdienstvollen Labels. Zum doppelten Preis zwar, die Zusatzkosten ist das aber locker wert. *(Analogue Productions)*

Flamin' Groovies
Shake Some Action
★★★★☆

Mit ihrer vierten, 1976 erschienenen LP war die musikalische Selbstfindung der großen Beat-Ästheten aus San Francisco abgeschlossen, spätere Platten variierten nur noch Power-Pop-tendenziell, was *„Shake Some Action"* richtungsweisend vorgab: vorwärts in die Hegemonialzeit der British Invasion! Natürlich wurden die Beatles und die Stones gecovert, vor allem aber bauten die Groovies auf eigene elegante Tunes, die den hehren Vorbildern in nichts nachstanden. Und Dave Edmunds produzierte so songdienlich wie stilsicher. Auf orangem Vinyl. *(Jackpot)*

Steely Dan
Aja
★★★★☆

Als eine jener Platten, die gern als Referenz für High-End-Demonstrationen Verwendung finden, kam *„Aja"* im Laufe der Jahre regelmäßig in den Genuss hochklassiger Wiederveröffentlichungen, zuletzt im Zuge der Analogue-Productions-Boxsets sämtlicher Dan-Juwelen (UHQR, 200 g, 2 LPs, 45 rpm, $ 150+). Mit der Qualität dieser Premium-Produkte kann die neue Geffen-Volksausgabe natürlich nicht konkurrieren, doch kostet sie auch nur ein Fünftel und bietet dafür mehr als passable Klang- und Fertigungsgüte. Ebenfalls analog, versteht sich. *(Geffen)*

Bob Dylan
Good As I Been To You
★★★★½

Wie alle Musikgrößen, auch die genialsten, hing Bob Dylan in den 80er-Jahren böse durch, ausgebrannt, ideenlos. Zu Beginn der Neunziger ließ er sich mit *„Good As I Been To You"* in den Schoß derselben Folk-Tradition zurückfallen, aus dem er gut dreißig Jahre zuvor selbst gekrochen war. Dylan bezog daraus Kraft und Würde, auf den Schultern vergessener Giganten. Es sind frugal-akustische Aufnahmen, wunderbar ehrerbietig, sich mit Bedacht der eigenen Wurzeln rückversichernd. Danach kam *„World Gone Wrong"*, seine Hommage an das Blues-Erbe, dann *„Time Out Of Mind"*. Man staunte. *(Columbia)*

FOTO: GETTY IMAGES

Brinsley Schwarz
Thinking Back:
The Anthology, 1970-1975
★★★★½
Alle Studioaufnahmen von Nick Lowes famoser Band

Eine der besten Platten, für die Brinsley Schwarz als Backing Band nie gebührend gewürdigt wurden, war *„Once In A Blue Moon“*, die Debüt-LP des begnadeten schottischen Sängers Frankie Miller von 1973. Wie Dr. Feelgood und Eddie And The Hot Rods stand das Quintett damals für Pub Rock, einen Stilmix aus Rhythm & Blues, Rock'n'Roll bis Country-Rock und Power-Pop. Als Pop-Genie der Band profilierte sich Bassgitarrist Nick Lowe mit „(What's So Funny 'Bout) Peace, Love, And Understanding“. Das wurde mit Verspätung ein Hit für Elvis Costello und jahrzehntelang ein im Repertoire von Kollegen und in Filmsoundtracks auftauchender Song, auch 1974 als Single und auf der LP *„The New Favourites Of Brinsley Schwarz“* veröffentlicht, aber nicht der Turboschub für die Karriere der Band. Die wollte Manager Dave Robinson 1970 mit einer ziemlich irren Idee abheben lassen.

Er hatte Impresario Bill Graham davon überzeugen können, dass Brinsley Schwarz Anfang April unbedingt im Fillmore East als Vorgruppe für Van Morrison und Quicksilver Messenger Service auftreten sollten. Zwecks optimaler Publicity mietete Robinson ein Flugzeug, mit dem er fast die komplette britische Musikpresse nach New York einflog. Die Band kam wegen Verspätungen erst wenige Stunden vor dem Konzert übermüdet und betrunken vor Ort an. Die verheerenden Kritiken, die ihnen der indiskutable Auftritt einbrachte, waren ein Fehlstart, der als „Brinsley Schwarz Hype“ in die Annalen der Rockmusik einging. Weil sie aber ab sofort im Studio zu hervorragender bis ganz großer Form fanden und Lowe Ohrwürmer fast seriell komponierte, garantierte das den legendären Status des Quintetts in der Geschichte des Britpop.

Mit Outtakes sowie der letzten, 1975 aufgenommenen und erst 1988 veröffentlichten LP, *„It's All Over Now“*, präsentiert das Set in exemplarisch gelungener Edition die Studioaufnahmen komplett. Hübsche Zugaben sind die zahlreichen Live-Mitschnitte. *(Cherry Red)* **FRANZ SCHÖLER**

Brausepöter
Keiner kann uns ab
★★★½☆
Ostwestfälischer Proto-Dorfpunk

Die Bedeutung der Herforder Scala für die Geschichte der (west-)deutschen Popmusik kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Neben dem Forum in Enger und ähnlichen Club-Etablissements trugen sie Punkrock und New Wave in die Fläche. Jugendbildungshäuser der ganz besonderen Sorte, aus denen Dutzende Bands hervorgegangen sind. Die Brausepöter aus Ostwestfalen waren bereits 1978 am Start. Very Early Adopters der DIY-Bewegung aus den USA und dem UK. Man sollte von diesem Fundstück keinen Soundgenuss erwarten. Songs wie „400 Mark“ oder „Das Loch in seinem Leben“ sind genialer Dilettantismus in Reinform. Jungsmusik, die sich mit Nerd-Tracks à la „Immer der gleiche Scheiß“ stets selbst auf den Arm genommen hat. *(Tapete)* **RALF NIEMCZYK**

Die Sterne
Grandezza
★★★½☆
Frank Spilkers musikalische Auslese

Die Sterne hatten immer mehr Witz und Dance-Attitüde als die Konkurrenz. Sophisticated, aber verspielt. Provinzler, die nach Hamburg kamen, um laut zu werden. Diese Kompilation, die aus irgendeinem Grund mit „Mach die Tür zu, es zieht“ einen ihrer besten Songs ausspart, markiert schon mit ihrem stieseligen Titel das Selbstbewusstsein, nicht nur am Ball geblieben zu sein, sondern irgendwie auch etwas verändert zu haben. Wer seinen größten Hit („Was hat dich bloß so ruiniert“) gleich an den Anfang setzt, will wohl ebenfalls etwas klarstellen. Dass es weitergeht, bezeugt ein neuer Song (eine Marketingpolitik, von der kaum ein Best-of frei ist). Dass Spilker weiter mittendrin ist, beweist die Signatur, die es mit dem limitierten Vinyl dazugibt. *(PIAS)* **MARC VETTER**

RollingStone
GERMANY

Mehr News.
Mehr Storys.
Mehr Reviews.
Mehr Audio.
Mehr Video.

Und noch viel mehr

DIE NEUE WEBSITE

WWW.ROLLINGSTONE.DE

Rolling Stone GUIDE

Bruce Springsteen

Ein Überblick über das Werk des großen amerikanischen Songschreibers und Charismatikers, der in diesem Jahr 75 wird

Von BIRGIT FUSS und ARNE WILLANDER

Essenziell

The Wild, The Innocent & The E Street Shuffle
1973

Für *„E Street Shuffle“* war erstmals die E Street Band zusammengekommen – mit David Sancious an den Keyboards und Vini „Mad Dog“ Lopez am Schlagzeug. Sancious war zu gut, Lopez nicht gut genug. Umso besser sind Springsteens Songs: die ausufernden Rhapsodien „Kitty's Back“ und „Rosalita“, die Ballade „Incident On 57th Street“ und schließlich die sehnsuchtsvoll-ekstatische „New York City Serenade“ am Ende der Platte mit Suki Lahavs Violine. „4th Of July, Asbury Park (Sandy)“ blieb lange im Konzertprogramm. In den Songs passiert unglaublich viel – Springsteen ist näher an Van Morrison als an Bob Dylan. Mike Appel und Jim Cretecos produzierten die Platte mit dem Enthusiasmus von Amateuren.

Born To Run
1975

Der Song „Born To Run“ war 1974 fertig und wurde an Radiostationen geschickt. Philadelphia war schon begeistert. Aber dann wusste Springsteen nicht, wie er mit der Platte weitermachen sollte. Er fragte den Rock-Kritiker Jon Landau, der freundlich über eines seiner Konzerte geschrieben hatte und nun Produzent wurde. Landau war ein Anhänger der Soul-Musik und von The Who, aber er half Springsteen beim Kanalisieren seiner Fantasie. Der Sound der Platte evoziert Roy Orbison, der die „West Side Story“ singt. Der Legende nach kam Steven Van Zandt, den Springsteen seit der Jugend kannte, ins Studio und sang den Bläsern ihren Part von „Tenth Avenue Freeze-Out“ vor, der Geschichte der Band. Van Zandt blieb dann als Gitarrist der E Street Band. Kurz vor Abgabe der schon lange verzögerten Platte spielte Clarence Clemons das Saxofonsolo bei „Jungleland“. Das fertige Acetat soll Bruce Springsteen in den Swimmingpool geworfen haben, sagt die Anekdote.

Darkness On The Edge Of Town
1978

Der Rechtsstreit mit dem ehemaligen Manager Mike Appel hinderte Springsteen fast drei Jahre daran, das nächste Album aufzunehmen. Derweil hatte sich sein Songwriting verändert: Songs wie „Adam Raised A Cain“, „Badlands“, „Streets Of Fire“ sind kürzer und konziser. Das Meisterstück ist aber die Erzählung „Racing In The Street“ mit einer Orgel- und Piano-Coda, die das halbe Stück einnimmt.

Nebraska
1982

Nach *„The River“* wohnte Springsteen in einem Holzhaus in Colts Neck/New Jersey. Dort nahm er mit einem Vier-Spur-Rekorder von TEAC die Songs von *„Nebraska“* auf: Gesang, akustische Gitarre und Mundharmonika. Die Stücke handeln von Mördern und Verlorenen, von der Einsamkeit der Highways und dem Haus des Vaters. Später beschrieb Springsteen die Stimmung des Albums als die eines Film noir, als das dünne Wispern in den Straßen der Nacht. Er brachte die Stücke ins Studio, aber der E Street Band gelang es nicht, diese Songs zu spielen. Jon Landau schlug schließlich vor, die Demos als Album zu veröffentlichen. Zwischendurch fiel das Kassetten-Abspielgerät mit dem Band in den Fluss. Und Steven Van Zandt besteht darauf, dass er der Erste war, der es nach dem Anhören Springsteen vorgeschlagen hatte. Obwohl er dann nicht mitspielen durfte.

Born In The U.S.A.
1984

Im Grunde würde es reichen, alle Songs von *„Born In The U.S.A.“* aufzulisten, um die Bedeutung dieses Albums zu beschreiben – sieben der zwölf Stücke wurden zu Hit-Singles, und da waren zwei der bis heute heiß geliebten Hymnen – „No Surrender“ und „Bobby Jean“ – nicht mal dabei. Jon Landau und Chuck Plotkin produzierten die kompakten Songs mit Springsteen und Van Zandt auf den Punkt, in den 47 Minuten findet sich kein lauer Moment. Träume werden gefeiert und vom Alltag zerlegt, Leidenschaft kommt und geht – und was bleibt, ist eins der größten Rock-Alben aller Zeiten.

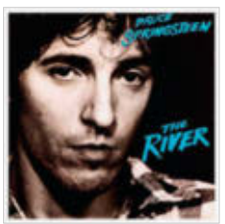
Lohnend

Greetings From Asbury Park, N.J.
1973

Nachdem er bei Columbia einen Vertrag unterschrieben hatte, machte sich Springsteen an die Aufnahme des Debütalbums. Aufgrund des Wortreichtums seiner zuweilen surrealistischen Texte galt er vorübergehend als „neuer Dylan“, wahlweise als Van Morrison aus New Jersey. „Spirit In The Night“ und „Blinded By The Light“ erfreuten Manfred Mann's Earth Band, deren Coverversionen einiger-

FOTO: SONY MUSIC

maßen erfolgreich waren. Der Columbia-Chef Clive Davis ließ es sich nicht nehmen, in einer Videobotschaft an die Belegschaft *„Greetings …“* anzupreisen. Er las sogar den Vers mit „Go-Kart Mozart“ vor. Kommerziell wurde das Album kein Knüller.



The River
1980

Wie oft bei solch ausufernden Werken stand bei Springsteens einzigem Doppelalbum immer die Frage im Raum, ob *„The River“* reduziert nicht noch besser gewesen wäre. Aber auf welchen der 20 Songs hätte man verzichten wollen? (Okay, auf „Crush On You“ etwa. Oder „Ramrod“.) Doch die Schwermut des Sohns in „Independence Day“, das Feuer in „Hungry Heart“, die sanfte Resignation im Titelsong und bei „Point Blank“: niemand kann besser kleine Geschichten mit solcher Wucht erzählen wie Springsteen mit der E Street Band im Rücken. Und die 83 Minuten sind dann doch fix vorbei.

Tunnel Of Love
1987

Nach *„Born In The U.S.A.“*, dem unübertrefflichen Mega-Mainstream-Meisterwerk, musste Springsteen sich etwas anderes überlegen. Auf *„Tunnel Of Love“* erzählt er in eher leisen Liedern vom Glück und den Herausforderungen der Ehe, vom Altern und davon, was es bedeutet, wirklich ein Mann zu werden. „Tougher Than The Rest“, „All That Heaven Will Allow“, „Walk Like A Man“: die Romantik ist jetzt nicht mehr so dringlich, dafür aber größtenteils erstaunlich zuversichtlich. Und natürlich kommen Autos und Flüsse vor (und dem Jahrzehnt entsprechend auch etwas viele Synthesizer).

FILM

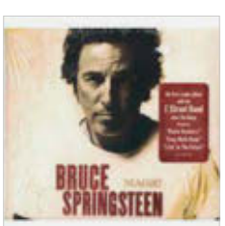
„Letter To You“

Thom Zimnys Film zeigt die Aufnahmen zu *„Letter To You“*, 2018 in einem Farmhaus, umgeben von schneebedeckten Feldern. Die E Street Band war zusammengekommen, um an drei Tagen in alter Kameraderie Springsteens Songs zu spielen. Patti Scialfa war die Gastgeberin, die zum Abschluss der Sessions ein paar Schnäpse ausschenkte. Vor allem erinnert sich Springsteen an seine Anfänge. Schließlich besucht ein älterer Herr das Studio – es ist George Theiss, der Springsteen 1966 zu den Castiles holte. Bruce war mit dessen Schwester liiert.

Ergänzend

The Rising
2002

Natürlich wurde Springsteens Mutmachmusik nach 9/11 gebraucht – und er enttäuschte nicht: Sieben Jahre nach dem bedrückenden *„The Ghost Of Tom Joad“* rief er mit erhebenden Hymnen zu mehr Menschlichkeit auf, mit berührenden Trauer-Momenten dazwischen.



Magic
2007

Von Landau als „high-energy rock“ bezeichnet, hat *„Magic“* zwar wirklich ein paar starke Songs zu bieten, aber manches war doch etwas zu erwartbar. Wobei „I'll Work For Your Love“ Springsteens Karriere eigentlich perfekt zusammenfasst.

Schwächer

Lucky Town
1992

Nachdem er die E Street Band verbschiedet hatte, ging Springsteen in Los Angeles durch eine Phase der Depression und der Psychotherapie. Dann erschienen zwei Alben zugleich: *„Human Touch“*, Dokument der Melancholie und des Grübelns, und *„Lucky Town“*, die Verheißung eines neuen Anfangs. „Better Days“ und „Lucky Town“ sind angemessen hymnisch und ein Jahr später, bei *„Plugged“*, mit muskulösem Bravado dargeboten.

Weitere Texte über Bruce Springsteen und die E Street Band finden Sie auf der Website rollingstone.de

Preziosen

Bemerkenswerte Covers von Springsteen-Songs

10,000 Maniacs: „Because The Night“

Die berühmteste Version stammt freilich von Patti Smith, die den Song mit Springsteen geschrieben hat. Natalie Merchant und Band coverten ihn 1993 für *„MTV Unplugged“*.

Ed Sheeran: „Atlantic City“

Vor zehn Jahren spielte Ed Sheeran „Atlantic City“ – als rührende Folk-Ballade. Auch schön von The Band, The Hold Steady oder Ryan Adams, der *„Nebraska“* gleich komplett gecovert hat.

Amy Macdonald: „Dancing In The Dark“

Als Hidden Track, akustisch und voll unterschwelliger Leidenschaft, hat die Schottin „Dancing In The Dark“ am Ende ihres zweiten Albums, *„A Curious Thing“* (2010), versteckt.

The Waterboys: „Independence Day“

Mike Scott und Kollegen spielten 2003 ihre sehr eigene Version von „Independence Day“: mit schleppendem Schlagzeug, Fiddle und Scotts eindringlichem Fast-Sprechgesang. Papa, go to bed now!

Southside Johnny & The Asbury Jukes: „Hearts Of Stone“

Für *„Hearts Of Stone“* (1978) schrieb Steven Van Zandt fast alle Songs, er produzierte und managte seine New-Jersey-Kumpels. Doch Southside Johnny coverte zudem noch zwei Stück Springsteens: den Titelsong und „Talk To Me“.

Marissa Nadler: „The River“

Auf ihrem *„Covers“*-Album wagte sich die Amerikanerin 2017 auch an „The River“ – und macht ein gespenstisch schönes Sehnsuchts-Stück daraus. In diesem Fluss droht nicht nur Dürre, sondern Unheil.

Everything But The Girl: „Tougher Than The Rest“

Während der Aufnahmen zu ihrem sechsten Album, *„Worldwide“* (1991), spielten Tracey Thorn und Ben Watt auch mit „Tougher Than The Rest“ herum – zauberhaft unmännlich.

Cowboy Junkies: „State Trooper“

Mit dem Debüt, *„Whites Off Earth Now!!“*, betraten die Timmins-Geschwister 1986 die Bühne – und zwischen all die dunklen Blues- und Rock-Covers passte ihr dräuendes „State Trooper“ perfekt. (Später schrieben sie dann auch fantastische eigene Songs.)

Springsteen beim Super Bowl, Florida 2009

FOTO: GETTY IMAGES

Konzerte

JENSEITS DES EINEN PROZENT

Eindrücke vom wichtigsten europäischen Newcomer-Festival

Von RALF NIEMCZYK

Zaho de Sagazan

Live-Konzerte im Jahr 2024 als Abbild des Spätkapitalismus. Im reichhaltigen Konferenzprogramm des Newcomer-Festivals Eurosonic Noorderslag (ESNS) gibt es neue Trendwörter zu lernen. Etwa „One Percent Artists“, die das weltweite Live-Geschehen dominieren. Sie setzen ohne großes kaufmännisches Risiko zig Millionen um, auch weil die Fans bereit sind, locker 239 Euro für eine Eintrittskarte der mittelmiesen Kategorie hinzublättern. Taylor Swift gehört in diese Liga, aber auch die Rolling Stones, Pink, Coldplay oder Rammstein. Schon ABBA haben in den Siebzigern gewusst: The Winner Takes It All!

Beim übergroßen Rest der Popmusik- und Live-Szene ist die Lage weniger feierlich. Die Schere zwischen reichen Rockern und armen Indies geht immer weiter auseinander. Das gilt auch für die Umsatzverteilung im Streaming, wo die längst wieder satte Gewinne einfahrenden Major-Labels die Verteilungsschlüssel dominieren.

Wer also 2024 ein Newcomer-Festival besucht, kommt an diesen schnöden Wirtschaftsnachrichten trotz 280 hoffnungsvollen Bands und Solisten aus ganz Europa nicht vorbei. So geht es auch notwendig ernsthaft zu, wenn etwa in der Gesprächsrunde „Parliament of Pop“ allerlei Juristisches, Kaufmännisches und Kartelliges, gern auf EU-Ebene, intensiv diskutiert wird. Nicht unbedingt Rock’n’Roll, doch in Zeiten der „One Percent Artists“ steht das lieb gewonnene System der Selbstausbeutung in der Popmusik vor dem Abgrund.

Draußen im winterkalten Groningen ist davon nichts zu spüren. Die vielen Kneipen und Clubs der Stadt, wie Vera, Maas oder die Machinefabriek, ermöglichen eine straff organisierte Schnitzeljagd von Punk bis Electro-Elfen-Klang. 40.000 Musikfans und 4000 internationale Fachbesucher haben ihren Spaß am Erschnüffeln der künstlerischen Pop-Zukunft.

Eine zentrale Veranstaltung sind seit Jahren die Music Moves Europe Awards (MME). Hier gibt es eine Entdeckung zu vermelden: Die 24-jährige Französin Zaho de Sagazan („La Symphonie des éclairs“) bekommt den MME Grand Jury Award und den MME Public Choice Award. In königsblauem Sakko und einem sportiven schwarzen Turnanzug, begleitet von zwei schwarz gewandeten Elektronik-Männern, einer davon mit Pfannen-Percussions wie in den 1980ern, schwingt sich Sagazan nach der Award-Zeremonie über die Bühnenbretter. Ihre Show wechselt zwischen Balladen und Dancefloor-tauglichem Pop, die expressiven Moves verdienen den Kate-Bush-Gedächtnispreis. Die in ihrer Heimat bereits gefeierte Digital-Poetin, die als Fingerübung Nenas „99 Luftballons“ gecovert hat, steht zu Recht auf dem von der EU-Kommission üppig alimentierten Double-Winner-Podest. Das Pariser Olympiajahr könnte auch ihr Jahr werden.

ESNS

Div. Orte, Groningen

★★★★½

Während im aufschlussreichen ESNS-Magazin „The State of European Pop Music“ die wachsende Bedeutung von Datenanalysen international erfolgreicher Popsongs - und also der weiter zunehmenden Schematisierung von Erfolgsformeln - analysiert wird, gibt es auf den Bühnen noch Gegenläufiges zu hören. Einerseits die Erkenntnis: „The influence of TikTok is huge.“ Und anderseits hyperregionale World- oder Folk-Strömungen in Trachten-Outfit, seien es MARO aus Portugal oder wundersame Klangwelten aus Island und den Färöer-Inseln. Mit ihrer barocken Berghainigkeit entzieht sich auch Kitty Florentine aus Estland dem Kosmos strunznüchterner Datenanalyse. Die große deutsche Delegation mit gleich 15 Acts, darunter Betterov, CATT und Clock-Clock, bleibt gefällig, aber ohne durchschlagende Dynamik im musikalischen Euro-Pudding.

FOTO: NIELS KNELIS

CTM Festival

Diverse Orte, Berlin

★★★★½

Ein Vierteljahrhundert ist es alt geworden, das CTM-Festival für „abenteuerliche Musik und Kunst“. „Sustain“ ist das Motto in diesem Jahr, und wie das klingt, wird schon am ersten Wochenende des zehntägigen Festivals deutlich: vor allem laut, schrill und revolutionär. Sustain kann der düster-wummernde Orgelsound einer Anna von Hausswolff sein, die den ersten Festivalabend im Silent Green Kulturquartier mit einigen neuen Songs füllt, aber auch mit Clubmusik: Die Eröffnungsnacht am Freitag startet mit gewohnt langen Schlangen vor dem Berliner Club Berghain.

Wir werden gerade rechtzeitig zu den ersten Tönen von Robert Henke aka Monolake in die kargen Hallen gespült. Henke macht in schwarzem Hemd und roter Krawatte ganz souverän und unprätentiös sein Ding: cleane, mechanische Clubmusik ohne falsche Versprechungen. Kurz darauf schiebt sich die Masse über die schmalen Treppen eine Etage weiter nach oben, wo Weltstar Skrillex beim b2b-Set mit Tatyana Jane aus Paris einen Mash-up aus bassigen Breakbeats spielt. Weitaus spannender geht es auf dem kleinsten Berghain-Floor, der Säule, zu, wo zwischen den Acts auch mal „Hoch die internationale Solidarität!“ skandiert wird: Pisitakun Kuantalaeng aus Thailand zeigt Teile seines Projekts „The Three Sound Of Revolution“, in dem er Protestsounds aus Thailand, Myanmar oder den Philippinen zu politischer Clubmusik verarbeitet.

Dass die CTM ein politisches Festival ist, zeigt sich auch in der multisensorischen Installation „Oceanic Refraction“ in der Kuppelhalle des Silent Green. Das Projekt ist gemeinsam mit der großen Schwester des CTM, dem Medienkunstfestival transmediale, entstanden. Die Arbeit von Mere Nailatikau, AM Kanngieser, KMRU, Laisiasa Dave Lavaki und Tumeli Tuqota verfrachtet die Besucher:innen auf drei plätschernde Wasserbetten in die Mitte des Raums und hüllt sie in ein Meer aus 360-Grad-Videografie, Sound und Geruch nach totem Fisch. Das Thema der immersiven Installation ist der globale Ökozid.

HJirok, das Duo aus der Sängerin Hani Mojtahedy und Andi Toma von Mouse On Mars, reiht sich ein ins politische Programm. Mojtahedy, die in Sanandaj im kurdischen Teil des Iran geboren ist, lebt mittlerweile in Berlin, wo sie das machen kann, wofür sie im Iran verhaftet oder erhängt werden würde: als Frau auf einer Bühne stehen und singen. Field Recordings aus ihrer alten Heimat, hypnotisch-rhythmische Sufi-Musik und der stark veränderte Sound einer Setar vereinen sich mit kurdischen und persischen Texten und Tomas dubbigen Beats. Wenn Hani singt, bleibt mir die Luft weg. Auch Ben Frost sorgt am Samstagabend für eine Grenzerfahrung der körperlichen Art und liefert den Soundtrack dafür, wie sich die Welt gerade anfühlt: laut, schmerzhaft, aufwühlend. Der Bass dröhnt so intensiv, dass ein Gast um seine Darmgesundheit fürchtet, das Innerste vibriert, der Brustkorb hämmert, das Atmen fällt schwer.

Ähnlich laut wird der Sonntag, als am frühen Abend die isländische Oscar-Preisträgerin Hildur Guðnadóttir am modifizierten Cello, der Produzent Sam Slater, Subtext-Label-Betreiber James Ginzburg und der indonesische Vokalist Rully Shabara (der Sänger der Band Senyawa) ihr neues Projekt Osmium präsentieren. Hier dröhnt der Bass so enorm, dass das metallische Scheppern der Lüftungsanlage zu einem sechsten Bandmitglied wird. Zum rhythmischen Sound kommt Shabaras Stimme, ein Gurgeln und Rattern und Rülpsen. Das klingt ebenso wütend wie ratlos. Auch das kann „sustain“ bedeuten. **NIKTA VAHID-MOGHTADA**

Anna von Hausswolff

FOTOS: ROLAND OWSNITZKI

Slowdive

Columbiahalle, Berlin

★★★½☆

Ein schöner Vollmond mit schnell vorüberziehenden Wolken davor war vom Biergarten der Berliner Columbiahalle aus zu beobachten. Unter dem Firmament tummelten sich viele junge Menschen, deren Eltern vielleicht in einigen Fällen Anfang der 90er-Jahre bei einem sphärisch lärmenden Shoegaze-Konzert mal ausnahmsweise nicht auf ihre eigenen Schuhe, sondern schüchtern in die Augen einer anderen Person geblickt hatten und auf diese Weise die Zeugung ebenjener Youngster anbahnten, die sich hier nun unter dem Vollmond versammelt hatten, um kurz darauf im Inneren der Columbiahalle die zweitprägendste Shoegaze-Band aus den 90er-Jahren, Slowdive (die ultimative Band dieser Bezeichnung waren und sind natürlich My Bloody Valentine), bei ihrem seit nun auch schon wieder über ein Jahrzehnt andauernden Comeback zu unterstützen.

Es ist immer herzwärmend, wenn einer älteren Band durch die Bewunderung einer jüngeren Generation größere Popularität zuteil wird als in ihrer eigenen Jugend. So schienen Slowdive auf der Bühne ihre lang gezogenen Hallgitarren-Schleifen nachhaltig zu genießen – besonders bei Klassikern wie „When The Sun Hits“, in dem Gitarrist und Songschreiber Neil Halstead seinen leicht vom Unisono mit Sängerin Rachel Goswell abweichenden Gesang besonders schön zur Geltung brachte. Beide waren durchaus viel in Bewegung, „rockten“ also quasi „ab“, und suchten, dem ihnen damals aufgestülpten Genre-Namen zum Trotz, durchaus viel Blickkontakt mit dem Publikum.

Es bestätigt sich der Eindruck, dass Slowdive trotz amtlich halliger Klangverwaschung doch eher an einer musikorthodoxen Deutlichkeit gelegen ist – an die niederschmetternde ätherische Wattierung klanglicher Ultrabrutalität der bereits genannten My Bloody Valentine werden sie nie heranreichen. Auch schien das Stück „Shanty“ vom aktuellen, mehr Elektronik wagenden Album *„Everything Is Alive“* zunächst zu Warteschleifenmusik zu verkommen, doch entwickelte es bald einen Sog hinein in melancholische Brüchigkeit – die in anderer Weise bei der letzten Zugabe durch ein Syd-Barrett-Cover fortgeführt wurde. Schön! Draußen, in frischer Erinnerung, zum Wiedersehen mit dem Mond, der perfekte Soundtrack. **JOHANNES VON WEIZSÄCKER**

Thundercat
Nach einer Single-Zusammenarbeit mit Tame Impala präsentiert der zweifache Grammy-Gewinner Stephen Lee Bruner alias Thundercat seine Progressive-R&B-Visionen live.
www.kj.de

13.04. **Berlin**, Columbia Halle
14.04. **Hamburg**, Docks
15.04. **Frankfurt**, Batschkapp
16.04. **Köln**, Live Music Hall

Lucinda Williams
Mit einer sechsteiligen Tribute-Konzert-Streaming-Reihe huldigte Williams während der Pandemie alten Helden wie Tom Petty und Bob Dylan. Zurück auf Tour steht wieder sein eigenes Werk im Fokus.
www.fkpscorpio.com

05.03. **Hamburg**, Markthalle
06.03. **Berlin**, Huxleys
08.03. **Köln**, Carlswerk Victoria
11.03. **München**, Werk7

Madeline Juno
Nach herbstlicher Akustik-Tour präsentiert die deutsche Sängerin und Songschreiberin im Frühjahr neues Material live.
www.neuland-concerts.com

07.04. **Leipzig**, Täubchenthal
08.04. **Nürnberg**, Hirsch
09.04. **München**, Technikum
11.04. **Stuttgart**, Im Wizemann
12.04. **Saarbrücken**, Garage
14.04. **Frankfurt**, Zoom
15.04. **Köln**, Gloria
16.04. **Dortmund**, FZW
18.04. **Osnabrück**, Popsalon Festival
19.04. **Hannover**, Capitol
20.04. **Oldenburg**, Kulturetage
22.04. **Hamburg**, Große Freiheit 36
23.04. **Berlin**, Huxleys

Cat Power
Kein gewöhnliches Konzert, sondern die tolle Tribute-Darbietung „Cat Power Sings Dylan“ erwartet uns hier in exklusivem Rahmen.
www.bta.com

23.04. **Berlin**, Admiralspalast
24.04. **Frankfurt**, Mozartsaal (Alte Oper)
24.08. **Hamburg**, Kampnagel Sommerfestival @ Elbphilharmonie
27.08. **Halle (Saale)**, Georg-Friedrich-Händel-Halle
29.08. **Dortmund**, Konzerthaus

RS PRÄSENTIERT

Chrissie Hynde, Pretenders

Pretenders

Der 2008 eingestiegene - und auf den famosen beiden letzten Alben auch als Ko-Komponist auftretende - The-Rails-Gitarrist James Walbourne erweist sich für die Gruppe um Sängerin und Aushängeschild Chrissie Hynde als großer Gewinn.

www.fkpscorpio.com

15.03. **Hamburg**, Große Freiheit 36 // 17.03. **Berlin**, Metropol // 20.03. **Frankfurt**, Batschkapp
23.03. **München**, Muffathalle // 24.03. **Köln**, Live Music Hall

FOTO: KI PRICE

Bernhard Eder

Als Singer-Songwriter fand der studierte Jazz-Sänger seine wahre musikalische Heimat in Folk und Pop. Dabei evoziert er Elliott Smith und Nick Drake.
www.bernhardeder.net

24.02. **A-Innsbruck**, Die Bäckerei,
29.02. **München**, Kap Schaufenster
01.03. **Traunstein**,
Kulturforum Klosterkirche
16.03. **A-Hausruck am Haag**,
Mülikoasahof
26.03. **Kleinmachnow**,
Neue Kammerspiele
27.03. **Berlin**, Monarch
28.03. **Hamburg**, Deichdiele
18.04. **A-Graz**, Cafe Wolf
19.04. **A-Klagenfurt**, Hafenstadt
10.05. **A-Grieskirchen**, TraK BASE
20.06. **Leipzig**, Noch Besser Leben

Marius Müller-Westernhagen

Neben der Werkschau *„Westernhagen 75“* präsentiert der Jubilar auch live eine Auswahl seiner größten Erfolge.
www.prknet.de

10.05. **Dortmund**, Westfalenhalle
12.05. **Hannover**, ZAG Arena
13.05. **Köln**, LANXESS Arena
16.05. **Leipzig**, Quarterback
Immobilien Arena
17.05. **Hamburg**, Barclays Arena
20.05. **Frankfurt**, Festhalle
21.05. **Stuttgart**, Schleyerhalle
24.05. **Berlin**, Waldbühne
20.08. **Mönchengladbach**,
Sparkassenpark
23.08. **Coburg**, Schlossplatz
24.08. **Dresden**, Elbufer
27.08. **Halle**, Peißnitzinsel
30.08. **Loreley**, Freilichtbühne
31.08. **Neu-Ulm**, Wiley Sportpark
03.09. **München**, Circus Krone
07.09. **Rostock**, IGA

Tom Odell

Der englische Songschreiber zählt Singer-Songwriter-Größen von Bowie über Dylan bis Waits zu seinen Vorbildern, mag aber auch Coldplay.
www.fkpscorpio.com

24.03. **Köln**, Palladium
25.03. **München**, Zenith
30.03. **Hamburg**, Sporthalle
31.03. **Berlin**, Velodrom
01.04. **Frankfurt**, Festhalle

FOTOS: RORY LANDON-DOWN, MYLES HENDRIK

The Jesus And Mary Chain

Die schottische Band um die Gebrüder Reid zählt zu den Wegbereitern des Shoegazing-Genres.
www.goodliveartists.com

09.04. **Hamburg**, Markthalle
11.04. **Berlin**, Huxleys
12.04. **Köln**, LMH
20.04. **Heidelberg**, Halle O2

The Kills

Nach siebenjähriger Albumpause bringt das Duo seinen Garagen-Indie-Rock auch zurück auf die Bühne.
www.bta.com

07.05. **Berlin**, Columbiahalle

Hans Zimmer

Der mehrfache Grammy- und Oscar-Preisträger, zu dessen Werk Score-Arbeiten für „Rain Man“, „Thelma & Louise“, „Black Hawk Down“ und unlängst „Dune“ zählen, inszeniert seine Filmmusiken wieder live mit Band und Orchester.
www.semmel.de

09.03. **Berlin**,
Mercedes-Benz Arena
10.03. **Hamburg**, Barclays Arena
12.03. **Köln**, LANXESS arena
15.03. **Frankfurt**, Festhalle Frankfurt
16.03. **Stuttgart**,
Hanns-Martin-Schleyer-Halle
17.03. **Oberhausen**,
Rudolf-Weber–Arena
20.03. **Hannover**, ZAG Arena
22.03. **München**,
Olympiahalle München
23.03. **Nürnberg**, ARENA
NÜRNBERGER Versicherung
24.03. **A-Wien**,
Wiener Stadthalle – Halle D
28.03. **CH-Zürich**,
Hallenstadion Zürich

Marika Hackman

Die Britin ist zu einer Alternative-Pop-Sängerin avanciert, die sich mit Sexualität und Feminismus auseinandersetzt. Nach einem Cover-Exkurs von Grimes bis Elliott Smith präsentiert sie im Studio und live nun neue Songs.
www.fkpscorpio.com

11.04. **Berlin**, Hole44
12.04. **Hamburg**, Molotow
14.04. **Köln**, Artheater

Kettcar

Anfang April erscheint das neue Album *„Gute Laune ungerecht verteilt“*, ihr politischstes Album seit – ach, lassen wir das. Es werden auf jeden Fall große Abende mit wichtigen Liedern werden.
www.fleetunion.com

11.04. **Saarbrücken**, Garage
12.04. **Wiesbaden**, Schlachthof
13.04. **Oberhausen**, Turbinenhalle
14.04. **Bremen**, Pier 2
16.04. **Hannover**, Capitol
17.04. **Leipzig**, Haus Auensee
18.04. **München**, Tonhalle
19.04. **Köln**, Palladium
20.04. **Berlin**, Columbiahalle
21.04. **A-Wien**, Arena
23.04. **Erlangen**, E-Werk
24.04. **Stuttgart**, Im Wizemann
25.04. **Bielefeld**, Lokschuppen
26.04. **Dresden**, Schlachthof
27.04. **Hamburg**, Sporthalle

Moka Efti Orchestra & Benno Fürmann

Die Lesung der Buchvorlage zur Erfolgsserie „Babylon Berlin“ wird musikalisch adäquat untermalt.
www.fkpscorpio.com

25.02. **Dresden**, Konzertsaal
im Kulturpalast Dresden
04.03. **Hamburg**,
Deutsches Schauspielhaus
05.03. **Berlin**, Theater des Westens
06.03. **Mainz**, Rheingoldhalle

Kitty Liv

Kitty, Daisy & Lewis, ihre Stamm- und Familienband, ist für die Mischung aus R’n’B, Swing, Blues und Folk bekannt. Auf Solopfaden folgt Kitty Durham dem musikalischen Ruf von Roots und Neo-Soul.
www.fkpscorpio.com

07.03. **Berlin**, Quasimodo
08.03. **Hamburg**, Nochtwache
09.03. **Münster**, Hot Jazz Club
10.03. **Köln**, Artheater

Black Pumas

Der Psychedelic Soul des Grammy-nominierten Duos aus Austin/Texas ist in der Tat preisverdächtig.
www.fkpscorpio.com

19.03. **Hamburg**, Docks
20.03. **Berlin**, Verti Music Hall
21.03. **Köln**, Carlswerk, Victoria

AKTUELLE TERMINE GIBT ES AUF
www.rollingstone.de

Bequem nach Hause.

Die Playlist für alle

CD exklusiv für Abonnent:innen

Einmalig 3 Ausgaben zum Sonderpreis.

3 Ausgaben
~~26,70 €~~ **9,95 €**

Mindestlaufzeit 3 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter. Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.

ROLLINGSTONE.de/Spezial-Abo

DAS ZIRPEN DER GRILLEN

Jonathan Glazers verstörende Romanverfilmung führt an den Rand des Holocaust

Von THOMAS HUMMITZSCH

Unnormal normales Leben

In unmittelbarer Nachbarschaft zum Vernichtungslager Auschwitz lebte der Lagerkommandant Rudolf Höß mit seiner Frau, Hedwig, und den gemeinsamen Kindern ein unnormal normales Leben. Wie ein biederes Familienalbum setzt Jonathan Glazer („Sexy Beast“, „Under The Skin“) diese Existenz ohne besondere Vorkommnisse in seinem in Cannes ausgezeichneten Film „The Zone Of Interest“ auch um. Während in Sicht- und Hörweite Menschen erniedrigt, gequält, misshandelt, erschossen, ins Gas geschickt und verbrannt werden, sieht man Hedwig Höß mit ihrer Mutter bei Kaffee und Kuchen im Garten sitzen und sich über die im Pool planschenden Kinder freuen. Kurz zuvor hat die Höß-Gattin der Mutter noch stolz erklärt, wie sie das Anwesen in ein kleines „Paradies“ verwandelt habe. Einzig der Wein an der KZ-Außenmauer müsse noch wachsen, „damit man ‚das‘ nicht so sieht“.

Um das Sehen bzw. Nichtsehen des Offensichtlichen geht es Glazer in seiner losen Verfilmung von Martin Amis’ Roman „Interessengebiet“. Von der ersten Sekunde an wirft Glazer ein dunkles Tuch über das Verbrechen des Holocaust. Der Film setzt mit einem schwarzen Screen ein, darüber liegt ein undurchdringlicher Klangteppich. Aus diesem White Noise des Unbehagens schält sich nach einer gefühlten Ewigkeit Vogelgezwitscher heraus, das von der Idylle an einem See bildlich aufgegriffen wird. Da genießen die Familien der Auschwitz-Wachmannschaften den Sommer bei einem Picknick im Grünen.

Aus solchen (historisch dokumentierten) Impressionen aus dem Schatten der Vernichtungsfabrik arrangiert Glazer seinen Film. Ohne echte Handlung erzählt er von der „Banalität des Bösen“. Da, wo systematisch Menschen vernichtet wurden, richteten sich die Täter ganz ungeniert im Leben ein. So zeigt der Film, wie Hedwig Höß sich nicht nur edle Pelzmäntel der Todgeweihten bringen lässt, sondern wie sie als „Königin von Auschwitz“ ihre Allmachtsfantasien an den im Haushalt angestellten Häftlingen auslebt.

The Zone Of Interest

Sandra Hüller, Christian Friedel

Regie: Jonathan Glazer

KINOSTART: 29.2.

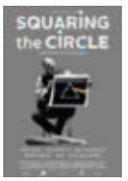
★★★★½

Lagerkommandant Höß beobachtet man bei der Verrichtung administrativer Tätigkeiten. Mal lässt er sich einen Verbrennungsofen vorstellen, der die zu verarbeitenden „Stückzahlen“ deutlich erhöhen könne, an anderer Stelle fordert er das SS-Personal zu einem besseren Umgang mit den Fliederbüschen im Lager auf. Die beiläufige Raffinesse, mit der Sandra Hüller und Christian Friedel die Monstrosität ihrer Figuren verkörpern, wirkt lange nach.

Die Erniedrigungs- und Vernichtungsmaschine Auschwitz ist auf der Bildebene geradezu abwesend. An den Bildrändern tauchen nur Schemen auf, wenn Schornsteine in Flammen stehen oder die dunkle Erde mit weißer Asche gedüngt wird. Einzig in der surrealen, mit einer Wärmebildkamera gedrehten Geschichte eines Mädchens, das heimlich Äpfel in die Todesgräben schmuggelt, bricht Glazer seine kalte und emotionslose Beobachtung des Geschehens auf.

Dazu tritt ein zweiter Film, der auf der akustischen Ebene nicht stattfindet. Auf der Tonebene dringen zwar Fetzen von Gewalt und Brutalität über die KZ-Mauern, aber der ohrenbetäubende Lärm der Vernichtung geht im Zirpen der Grillen im „Paradiesgarten“ fast unter. Der Effekt dieser fast vollständigen Abwesenheit (und damit Allgegenwart) des Terrors, dieses technisch raffinierten Framings von Tätern ohne Taten ist bedrückend. So erzählt „The Zone Of Interest“ nicht nur vom Vergessen der Geschichte, sondern auch von der individuellen Fähigkeit, das Grauen der Welt unbeschwert zur Seite zu schieben. Aktueller und experimentierfreudiger kann politisches Kino nicht sein.

FOTO: LEONINE STUDIOS



Squaring The Circle

Aubrey Powell, Storm Thorgerson

Regie: Anton Corbijn

★★★★½

„Squaring the circle“, zu Deutsch „Quadratur des Kreises“, passt natürlich als Titel für eine Doku über ein Plattencoverdesign-Team, da, Sie wissen schon, Schallplatten rund und ihre sie repräsentierenden Hüllen quadratisch sind. Im Falle von Hipgnosis, dem Designstudio um die in Cambridge aufgewachsenen Freunde und Pink-Floyd-Dunstkreis-Mitglieder Storm Thorgerson und Aubrey „Po“ Powell, macht der Titel aber auch popgeschichtlich Sinn: So erzählt der Film von den Siebzigern, den goldenen Jahren der Pop-Industrie, als eine Kleinfirma wie Hipgnosis bei Major-Labels gigantische Summen aufrufen konnte, um mit immensem Aufwand eigentlich unmachbare Bilder zu erzeugen: Vor Photoshop und KI musste man halt in die Karibik fliegen und dort in der Brandung ein Schaf auf einer Chaiselongue liegend fotografieren, wenn das Artwork des aktuellen 10cc-Albums das verlangte. Von dem brennenden Mann auf dem Cover des Pink-Floyd-Albums *„Wish You Were Here“* ganz zu schweigen.

Dessen Klänge rahmen diesen Film. Die Geschichte der Band, die ja Hipgnosis den ersten Auftrag gab, wird so in Teilen ebenfalls noch mal erzählt, etwa Syd Barretts LSD-Absturz und sein unangekündigtes, geisterhaftes Auftauchen bei den Aufnahmen zu *„Wish You Were Here“*, das seine Abwesenheit als zentrales Motiv bearbeitete.

Vor allem aber erfährt man durch Clips aus Interviews mit Powell, dem 2013 verstorbenen Thorgerson und prominenten Vertretern ihrer Klientel die Entstehungsgeschichte gewagter, surrealer, ikonischer Plattencover-Klassiker. Obwohl „Squaring The Circle“ kaum persönliche Details über seine Protagonisten enthält, zeichnet der Regisseur Anton Corbijn eine Freundschaft zwischen zwei sehr unterschiedlichen Partnern nach: wie der anarchische, schwierige, geniale Thorgerson und der diplomatische, traditionellere, nachhaltiger wirtschaftende Powell auf heute nicht denkbare Weise Illusionen der Unmöglichkeit ermöglichten. *(Kinostart: 14.3.)* **JOHANNES VON WEIZSÄCKER**

Sultanas Traum

Regie: Isabel Herguera

★★★★☆

„The Future is female!“ lautet die aktuelle Parole des Feminismus. Dass dies nicht nur ein Gen-Z-Slogan ist, zeigt ein Blick in die Geschichte, denn schon immer haben Feministinnen von einer Welt mit Beteiligung und unter Führung weiblicher Persönlichkeiten geträumt. So auch die bengalische Schriftstellerin Rokeya Hossain, die bereits 1905 die Science-Fiction-Novelle „Sultanas Traum“ schrieb. In dieser träumt sie vom utopischen „Ladyland“, wo Frauen regieren, während die Männer sich um die Hausarbeit kümmern.

Isabel Herguera hat daraus ihren ersten abendfüllenden Animationsfilm gemacht. Darin erzählt sie von der spanischen Künstlerin Inés, die in Indien durch Zufall eine Ausgabe von Hossains Novelle entdeckt. Sie ist sofort von deren Vision fasziniert und begibt sich auf die Spuren der Autorin, um jenes sagenumwobene Land der Frauen zu finden.

„Sultanas Traum“ ist dabei Buchverfilmung, autobiografischer Bericht und Biopic in einem. Herguera, die selbst über zehn Jahre in Indien gelebt hat, verwebt ihre eigenen Erfahrungen mit dem Inhalt der Novelle und erzählt zugleich vom Leben der außergewöhnlichen Autorin Hossain. Vor allem die poetische Ästhetik macht den Film sehenswert. Herguera nutzt drei verschiedene Zeichenstile: Die Rahmenhandlung erzählt sie in handgezeichneten 2-D-Aquarellanimationen, während die Adaption über das Ladyland im Stil der temporären Mehndi-Tattoos (die nur Frauen tragen dürfen) gezeichnet ist. Das Leben von Rokeya Hossain wiederum wird mit Scherenschnittfiguren erzählt, für die die Regisseurin zusammen mit Künstlern aus Bengalen zusammengearbeitet hat. Diese drei Ebenen verschmelzen zu einem klugen Sinnieren über Weiblichkeit und Empowerment, das mit feinem Humor und präzisem Blick auf Missstände aufmerksam macht. Denn wo die Männer „nur reden und rauchen“, nutzen die Frauen ihre Kreativität, um eine gerechte und inklusive Zukunft zu gestalten. Und die ist weiblich. *(Kinostart: 7.3.)* **CORNELIS HÄHNEL**

Drive-Away Dolls

Margaret Qualley, G. Viswanathan

Regie: Ethan Coen

★★★☆☆

Ethan Coen braucht erfahrungsgemäß nicht viel, um zu unterhalten. Ein paar skurrile Figuren, eine leicht chaotische Handlung, spritzige Dialoge, coole Bilder - und ab geht die Post. So auch in seiner neuen Gaunerkomödie, in der ein ungleiches lesbisches Duo auf der Suche nach Sex versehentlich in den Besitz eines geheimnisvollen Koffers gerät, dessen Inhalt einen Senator stürzen könnte. Den Mietwagen, mit dem sie nach Tallahassee unterwegs sind, sollten eigentlich ein paar Ganoven fahren. Die sind ihnen nun auf den Fersen. Ohne Zweifel: Das Kino der Coen-Brüder ist am besten, wenn sie gemeinsam Filme machen. Auch dieses schwarzhumorige Roadmovie kann sich sehen lassen, aber tiefere Bedeutung sollte man nicht suchen. *(Kinostart: 7.3.)* **THOMAS HUMMITZSCH**

Bad Director

Oliver Masucci, Anne Ratte-Polle

Regie: Oskar Roehler

★★★★☆

Bei der Frage nach der Sockenfarbe seines Hauptdarstellers platzt Gregor Samsa der Kragen. Nichts passt am Set seines neuen Films, vom störrischen Regieassistenten bis hin zur Besetzung. Das aufgeblasene Gehabe in der Filmbranche geht dem gealterten Star-Regisseur schon lange gehörig auf die Nerven. Die versucht er wahlweise mit Schlafmitteln oder Prostituierten zu beruhigen. Vor allem an der jungen Grete, die die Ausstrahlung einer Suhrkamp-Lektorin hat, findet er Gefallen. Oliver Masucci brilliert in der Verfilmung von Roehlers Roman „Selbstverfickung“ als neurotischer Künstler, der an den Verhältnissen in der Medienwelt zugrunde geht. Diese sarkastische Persiflage auf die Sinnentleertheit jener Welt zieht einem im besten Sinn die Schuhe aus. *(Kinostart: 14.3.)* **TH**

Die Herrlichkeit des Lebens

Sabin Tambrea, Henriette Confurius

Regie: Judith Kaufmann, Georg Maas

★★★☆☆

Hätte Haruki Murakami den Titel „Kafka am Strand“ nicht bereits verwendet, das Drama „Die Herrlichkeit des Lebens“ hätte ihn gut gebrauchen können. Denn der Film beginnt 1923 an der Ostsee, wo ein kultivierter Mann im Anzug unter dem begeisterten Johlen einer Kinderschar am Strand ankommt: Franz Kafka. Während er an der Seeluft seine Lungenkrankheit kurieren lässt, lernt er die junge Dora Diamant kennen, die als Köchin und Erzieherin in einem Ferienhaus für jüdische Kinder arbeitet. Die beiden verlieben sich, und Kafka beschließt, gegen den Willen seiner Familie mit Dora nach Berlin zu gehen. Auch als sich sein Zustand verschlechtert, die Inflation auf dem Höhepunkt ist und sein Vater ihn zur Rückkehr nach Prag drängt, halten die beiden an ihrer Liebe fest.

„Die Herrlichkeit des Lebens“ basiert auf dem gleichnamigen Roman von Michael Kumpfmüller und ist kein Biopic im klassischen Sinne, sondern erzählt mit zarten Tönen vom letzten Lebensjahr und der letzten Liebe des Autors. Trotz des kitschigen Titels gelingt es dem Regie-Duo Georg Maas und Judith Kaufmann, die junge Liebe eines Sterbenden zu begleiten, ohne in mitleidiges Pathos zu verfallen. Das Drama konzentriert sich auf die kleinen Situationen der Gemeinsamkeit, auf hoffnungsvolle Momente und einen Alltag, der Franz und Dora trotz aller Widrigkeiten glücklich macht.

Das Spiel von Sabin Tambrea und Henriette Confurius gibt der Liebesgeschichte ein glaubwürdiges Fundament, auch wenn die literarische Vorlage mitunter in den Dialogen durchblitzt und den Szenen einen Hauch Theaterwind verleiht. Aber das ist vernachlässigbar, denn Judith Kaufmann, die auch für die Kamera zuständig ist, liefert Bilder in ausgewaschener Körnigkeit, die den Zuschauer mit unaufdringlicher Nostalgie hundert Jahre zurückversetzen, ohne altbacken zu wirken. Und so wirft „Die Herrlichkeit des Lebens“ einen neuen Blick auf den Autor und arbeitet mit seinem entschleunigten Stil die Poesie des Alltäglichen heraus. *(Kinostart: 14.3.)* **CH**

Only The River Flows
Zhu Yilong, Zeng Meihuizi
Regie: Wei Shujun
★★★★☆

China Mitte der 90er-Jahre. Das Land befindet sich im Umbruch. Es ist die Zeit des umstrittenen Baus der Drei-Schluchten-Talsperre. In der ländlich gelegenen Stadt Banpo findet die Polizei am Ufer des Flusses die Leiche einer Frau. Der Kriminalpolizist Ma Zhe wird auf den Fall angesetzt. Schon bald geraten mehrere Verdächtige ins Visier, und obwohl es schnell zu einer Verhaftung kommt, veranlassen verschiedene Aspekte Ma Zhe, tiefer zu graben, um die Wahrheit herauszufinden.

Die Geschichte klingt altbekannt, aber „Only The River Flows“, der in China auf Anhieb Platz 1 der Kino-Charts erreichte, ist ein packender, atmosphärischer Neo-Noir-Thriller, der im positiven Sinne seine Genre-Hausaufgaben gemacht hat. Denn Regisseur Wei Shujun kreiert eine ungemein düstere und vor allem feuchte Atmosphäre, wie man sie lange nicht mehr auf der Leinwand gesehen hat. Die Stadt, halb im Abriss, halb im Umbruch, versinkt im Regen, und die Dunkelheit der Innenräume wird nur von blassem Dämmerlicht erhellt. Gedreht wurde der Film auf 16 mm, was den dunklen und schwermütigen Retro-Charme zusätzlich unterstreicht.

Für seine Ermittlungen nutzt Ma Zhe ein verlassenes Kino, das geschlossen wurde, „weil keiner mehr hingeht“. Überhaupt ist der Kommissar ein Archetyp des Film-noir-Ermittlers, ein einsamer Wolf in abgewetzter Lederjacke, der von Zweifeln geplagt wird und, ebenso wie die Handlung des Films, auf einen Abgrund zusteuert.

Was in anderen Fällen nur eine cineastische Fleißarbeit geworden wäre, ist hier ein Glücksfall für das chinesische Kino. Wei Shujun spielt gekonnt mit Symbolen und Elementen des Genres, er fächert die Spannung komplex auf, zieht sie subtil an, garniert das Ganze zugleich mit schwarzhumorigen Momenten – und lässt den Film in dieser eigenwilligen Atmosphäre versinken, denn es geht ihm vor allem darum, die Untiefen der Gesellschaft, der Psyche und des Kinos auszuloten. *(Kinostart: 29.2.)*

CORNELIS HÄHNEL

Livingston als Loudermilk

TV

TRIUMPH DER SPÄTPUBERTÄT

In ihrer Serie „Loudermilk“, jetzt bei Netflix, schwelgen die berüchtigten Farrelly-Brüder in Wort-, Fäkal- und Sexualwitzen

ARNE WILLANDER
SCHAUT FERN

Den Farrelly-Brüdern verdanken wir Filme, die für Furz-, Fäkal- und Sexualwitze notorisch sind: „Verrückt nach Mary“ und „Dumm und Dümmer“ voran. Judd Apatow profitierte von dem derben spätpubertären Humor der Farrellys. Die Serie „Loudermilk“ wurde von Peter Farrelly erfunden und zum Teil geschrieben, und deshalb ist der Held Sam Loudermilk ein gescheiterter Rock-Journalist, der in einer Kirchengemeinde in Seattle einen Therapiekurs für Alkoholiker leitet. Der Stuhlkreis besteht aus lauter Schraten, Freaks und schrägen Vögeln und der schönen jungen Claire Wilkes (Anja Savcic), der Alkohol- und Drogensucht aufgeschminkt wurden. Sam Loudermilk wird von Ron Livingston gespielt, der einst einer der Liebhaber in „Sex And The City“ war und ein Presseoffizier in „Band Of Brothers“. Er gibt den verlotterten Fähnleinführer der dysfunktionalen Truppe als Plattenladen-Snob und Radikalästheten, dem Geschmack in popmusikalischen Angelegenheiten noch immer alles bedeutet, nachdem er sein Leben in den Sand gesetzt hat. Nach einem Autounfall hat ihn seine Frau verlassen, die sich unwahrscheinlicherweise später in Loudermilks feisten Mitbewohner Ben Burns (Will Sasso) verliebte. Loudermilk ist über die Trennung nicht hinweggekommen, wirbt aber dennoch ungeschickt um die Nachbarin. Die behauptete chaotische Wohngemeinschaft an der Armutsgrenze der beiden Hallodris ist allerdings ein gemütliches Refugium mit Ledersofa und Fernseher über dem Kamin, wie man es aus amerikanischen Sitcoms kennt.

Weil die Farrellys aber Romantiker sind, erweisen sich die Trottel als patent

Natürlich nutzen die Farrellys die verhaltensauffälligen Gesellschaftsaußenseiter in der Kirchengemeinde für allerhand ekelige Zoten über Sexualpraktiken, Abnormitäten und Körpergeräusche. Die Therapiestunde wird manchmal im Hinterraum des örtlichen Plattenladens abgehalten, in dessen Verkaufsraum eine Art „High Fidelity“ stattfindet (wie in jedem Plattengeschäft). Und natürlich wird die armselige Versagertruppe wie bei Woody Allen von veritablen Schwerverbrechern bedroht.

Weil die Farrelly-Brüder in Wahrheit aber Romantiker sind, erweisen sich die liebenswürdigen Trottel als eigentlich ganz patent und lösen Probleme auf ihre Weise. Und Sam Loudermilk will endlich das Buch seines Lebens schreiben.

Den ersten Satz hat er schon.

FOTO: NETFLIX ILLUSTRATION: STUDIO PONG

SERIEN

VON BIRGIT FUSS & GUNTHER REINHARDT

Geister – Die komplette Serie
Udo Kier, Bodil Jørgensen
Regie: Lars von Trier
★★★★☆

Es gibt Dinge, von denen wagt man nicht einmal zu träumen. So ging es Fans des dänischen Regisseurs Lars von Trier und seiner Serie „Geister“, die in den Neunzigern als europäische Antwort auf David Lynchs „Twin Peaks“ galt. Nach zwei Staffeln war 1997 Schluss, viele warteten auf die bereits geschriebene Fortsetzung. Von Trier aber wandte sich dem Kino zu, Filme wie „Idioten“, „Dancer In The Dark“ oder „Antichrist“ entstanden. Zudem starben einige Hauptdarsteller, eine Fortsetzung schien immer unwahrscheinlicher. Doch da ist sie, die lang erwartete dritte Staffel, die womöglich das Werk des an Parkinson erkrankten Dänen abschließt. In fünf Episoden führt „Geister - Exodus“ noch einmal in und unter das königliche Reichskrankenhaus in Kopenhagen, um in grandioser Manier den Kehraus der Dämonen zu betreiben.

Das Rigshospitalet ist auf den alten Bleichteichen erbaut. Das Böse, das in diesen Sümpfen gefangen ist, hat sich längst durch die Risse im Mauerwerk der Klinik gefressen. Das Irrationale breitet sich aus und verwandelt die heiligen Hallen der Wissenschaft in einen grotesken Ort des Grauens, wo die Geister der Vergangenheit das Ruder übernehmen. Spielerisch knüpft von Trier an die Handlung an, indem er eine rüstige Rentnerin in der Klinik nach Frau Drusse fragen lässt. Die gehört wie viele andere zum Inventar der Serie, weshalb die dritte Staffel mit Bezügen zu Figuren und Motiven der alten Episoden gespickt ist.

Ästhetisch schließt diese Staffel direkt an die ersten beiden an, erzählerisch geht von Trier neue Wege. Der haarsträubende Horror der ersten beiden Staffeln ist von der Wirklichkeit längst eingeholt worden - die abschließenden Folgen nehmen daher die Gegenwart und ihre Debatten aufs Korn. Erfrischend anders ist dabei die Leichtigkeit, die den großspurigen Ton des jungen Lars von Trier, vorgetragen im Abspann der alten Folgen, abgelöst hat. „Geister“ ist ein Meisterwerk - auch und erst recht mit diesem Finale. *(Blu-ray, Plaion Pictures)* **THOMAS HUMMITZSCH**

FOTO: ANIKA MOLNAR/NETFLIX

Paranoides Paar: Baumeister und Fitz

Das Signal ★★★★☆
Florian David Fitz, Peri Baumeister, Yuna Bennett

A sign of the times: Die Wissenschaftlerin Paula (Peri Baumeister) wurde ins All geschickt – nicht von einer Regierung, sondern von einer salbungsvoll daherredenden Milliardärin, die von Anfang an suspekt wirkt. Auf der Internationalen Raumstation schlägt sich Paula mit Halluzinationen herum – oder sind es Visionen? Und auf dem Rückweg von der Landestelle verschwindet ihr Flugzeug. Florian David Fitz (der auch das Drehbuch mitschrieb) spielt ihren misstrauischen Ehemann Sven, der mit seiner Tochter Charlie (toll: Yuna Bennett) versucht, das Rätsel zu lösen, das ihm seine Frau hinterlassen hat. Verfolgungswahn und Verschwörungstheorien schießen erwartungsgemäß ins Kraut, immerhin scheint die ganze Erde bedroht zu sein. Natürlich wird das Ende der vierteiligen Serie nicht verraten, aber so viel Lob muss sein: Es ist weder der befürchtete Sci-Fi-Quatsch noch die übliche Gerade-noch-gerettet-Klimax, sondern ein zutiefst menschliches, schlüssiges Ende, das gerade so am Kitsch vorbeischrammt, dabei aber wirklich überrascht. Und wann ist das einer Mystery-Serie zuletzt gelungen? *(Netflix)* **BF**

True Detective: Night Country ★★★★½
Jodie Foster, Kali Reis, Fiona Shaw

„Die Sache mit den Toten ist, dass einige zurückkommen, weil sie dich vermissen, andere kommen, um dir etwas zu sagen, das du hören musst – und einige kommen, um dich zu holen.“ Die Frau, die das sagt, hat gerade im Eis die Leichen der Männer gefunden, die in einer Forschungsstation in Alaska irgendwelche Permafrost-Experimente durchgeführt haben. In der Polarnacht werden in der Kleinstadt Ennis all die Mythen der alten Völker wieder lebendig. Und mittendrin zwei Polizistinnen: Elizabeth Danvers (Jodie Foster), eine verbitterte Zynikerin, und Evangeline Navarro (Kali Reis), die mit den indigenen Mythen aufgewachsen ist. Mit seinem Hang zum Surrealen erinnert der eisig-blaue Mystery-Thriller „Night Country“ ein wenig an „Twin Peaks“, und Foster macht in ihrer ersten Serienhauptrolle seit fünfzig Jahren den vierten „True Detective“-Krimi zum besten seit Harrelson/McConaughey. *(Sky)* **GR**

Echo ★★½☆☆
Alaqua Cox, Vincent D'Onofrio, Graham Greene

Dass Maya Lopez (Alaqua Cox) aus „Hawkeye“ zur Hauptfigur befördert wird, passt zum Zeitgeist. In „Echo“ begibt sich die Taubstumme auf einen Selbsterfahrungstrip nach Oklahoma, setzt sich mit ihrer indigenen Abstammung und der (Super-)Kraft auseinander, die ihr als Choctaw angedichtet wird. Der Versuch, das Marvel-Universum um eine neue Farbe, eine andere Art der Erzählung zu bereichern, scheitert aber an den Schwächen des Drehbuchs und an der Regie, der es nicht gelingt, Gebärdensprache dramatisch zu inszenieren. *(Disney+)* **GR**

Bram Stoker's Dracula
Gary Oldman, Winona Ryder
Regie: Francis Ford Coppola
★★★★★

Kann es sein, dass Coppolas Vampirfilm so gut ist wie „Der Pate“ und „Der Pate - Teil II“? Aber sicher. Alle drei erzählen unsagbar traurig von einem Antihelden, der an seinem Machtwahn zugrunde geht.

Nichts sprach 1992 dafür, dass der seit zehn (!) Jahren von Misserfolgen geplagte New-Hollywood-Gigant Coppola dem grundsätzlich ausgeplotteten Universal-Studios-Obermonster frisches Blut zuführen könnte. Und doch tat er das. In sportlichen 127 Minuten - heute undenkbar - erzählt er vom Untergang des Grafen und dessen Vorgeschichte als Vlad Dracul, das „Prequel“, gleich mit. Er engagierte, ein Jahr bevor Computereffekte zum Standard wurden, die besten Maskenbildner und verkleidete seinen Untoten als Liberace aus der Hölle. Über Coppolas Vertrauen in den unbekannten Gary Oldman wurde vor Drehstart gelacht. Dies aber war Oldmans Beginn als Hauptdarsteller: Er wurde zum Go-to-Maniac des Neunziger-Kinos. Heute gilt er als ein König seines Faches. Über Anthony Hopkins' Van Helsing sprach, nur ein Jahr nach „Das Schweigen der Lämmer“, niemand mehr.

Mehr als jeder andere „Dracula“ ist dies eine Liebesgeschichte, und perfiderweise eine, in der Mina (Winona Ryder) trotz Erlösung vom Vampirbann dem getöteten, schockmumifizierten Ghul treu bleibt, sich vom hübschen Verlobten Harker (Keanu Reeves) abwendet. Wer hat sich je so ein Draculafilm-Ende zugetraut?

Die Leiden der gebissenen Jungfrauen werden 1897, ganz viktorianisches England, als Hysterie diagnostiziert. Aber woanders kündigt sich ein Zeitenwechsel an. In einer herrlich romantischen Sequenz folgt Dracula Mina in eine neuartige „Kinematografie“-Vorstellung, wo das „Wunder der modernen Zivilisation“ vorgestellt wird. Zuvor ließ Dracula sich für eine Londoner Straßenszene filmen. Das war - man kann das Metaebene nennen - die Geburt des Blutsaugers als Kinostar. Und Coppolas liebevolle Verneigung vor einem Schurken, auf den er sein Leben lang gewartet hat. *(4K UHD + Blu-ray, Plaion Pictures)* **SASSAN NIASSERI**

Bücher

DER SCHMERZ DER ANDEREN …

… und der eigene Schmerz: Ein großer Roman über die Brutalität der Geschichte

Von BIRGIT SCHMITZ

Lagos, mit 15 Millionen Einwohnern die zweitgrößte Stadt Afrikas, am Golf von Guinea zwischen Mangroven und Sümpfen gelegen. Ich bilde mir ein, diese ausufernde Megacity zu kennen, obwohl ich nie dort war. Je länger ich darüber nachdenke, warum das so ist, desto mehr fällt mir auf, dass ich seit gut dreißig Jahren Bücher über eine Stadt lese, die ich vielleicht nie zu Gesicht bekomme. Es fing mit Chinua Achebe und Ben Okri an, später kamen dann J. M. G. Le Clézio, Helen Oyeyemi, natürlich Chimamanda Ngozi Adichie – und jetzt ein weiteres Mal Teju Cole. Geboren in den USA, aufgewachsen in Nigeria, heute einer der wichtigsten amerikanischen Schriftsteller, kehrt Cole immer wieder nach Lagos zurück, in seinen Romanen „Jeder Tag gehört dem Dieb“ und „Open City“, in seinen Fotobüchern und Essays.

Als ich also in der Mitte von Coles neuem Roman „Tremor“ auf 24 Protokolle von Bewohnern der Stadt stoße, bin ich wieder mitten in diesem Moloch, der vor allem Gewalt und Schmerz beheimatet. Der Bruch in der Erzählung könnte nicht größer sein. Bis dahin folgt sie Tunde, einem Künstler und Professor für Fotografie in Harvard, überwiegend auktorial erzählt, im Präsens, sodass es wirkt, als gäbe es nur diesen einen Moment. Erzählerische Aufnahmen, deren Umstände, Kontext und Details Leser:innen im Kopf ergänzen müssen. Das wenige, das man bis dahin über Tunde erfährt, steht nun unvermittelt im Gegensatz zu den Protokollen der namenlosen Ich-Erzähler:innen, deren Geschichten gleich eine ganze Wand voller Schnappschüsse sind, sich überlagern und wuchern, ausdehnen in alle Himmelsrichtungen wie Lagos über die Lagune. Tundes Leben dagegen verläuft in geregelten Bahnen. Er ist mit einer Japanerin verheiratet. Der Freundeskreis ist gut situiert, es gibt fancy Einladungen zu Ausstellungen, Vorträgen und Konferenzen.

Doch es geht nicht nur um Tunde – „Tremor“ scheint auf den ersten Blick in alle Richtungen auszuufern: ständige Perspektiv- und Tempuswechsel, Erinnerungsfetzen, lange Internet-Recherchen über Serienmörder und historische Gräueltaten der amerikanischen Geschichte, kurze Essays über Filme (Ingmar Bergmans „Licht im Winter“, Abbas Kiarostamis „Quer durch den Olivenhain“), ein langer Vortrag über William Turners Gemälde „Das Sklavenschiff“ und die Plünderung der Kunstschätze des Königreichs Benin durch die britische Armee, Ausführungen zur Musik Malis oder zum afroamerikanischen Jazz.

Das könnte erratisch sein, aber „Tremor“ ist ein erstaunlich klares Buch. Es handelt vom Leid und vom Schmerz der anderen, von der Frage, die sich schon Susan Sontag stellte: was wir in Kriegsfotografien, Nachrichtenbildern, Filmen und Kunstwerken tatsächlich sehen, was wir empfinden oder auch nicht empfinden, wenn Grausamkeiten zur Schau gestellt werden.

Tunde mag sich damit akademisch auseinandersetzen, aber er bleibt von dem Gesehenen nicht unberührt. Jedes Mal wenn er über den Harvard-Campus läuft, greift die Geschichte von ermordeten Sklaven und von dem durch so viele erlittenen Unheil auf diesem Boden nach seinem Herzen. Ebenso wenig kann er den Schmerz aus seinem eigenen Leben fernhalten: der vermisste verstorbene Freund (im Text immer wieder als „Du“ angesprochen), die an Krebs erkrankte Freundin, seine eigene Verletzlichkeit (Tunde erblindet immer wieder spontan auf einem Auge).

Man kommt nicht darum herum, sich die Frage zu stellen, ob „Tremor“ ein Roman ist. Der Text ist als ein solcher ausgewiesen. Manche Kritiker:innen würden ihm dies vielleicht absprechen. Aber ein Roman ist nicht, was wir erwarten oder was die Regeln vorgeben, sondern auch das, was durch ihn in Zweifel gezogen wird: die authentische Erzählung, der stringente Plot, die glaubwürdigen Figuren. Coles Antwort darauf ist weniger schwammig, als dies normalerweise ausfällt. Tunde weist seine Studierenden an einer Stelle auf den „Oh-oh-Moment“ hin, wenn in jeder „konventionell erzählten Geschichte irgendwann eine Niedertracht hervortritt“ – letztlich also, dass es in der Kunst keinen unschuldigen Ort gibt. Der Wunsch nach Makellosigkeit führt stets nur in Sackgassen. Alles, was einem bleibt, ist, rassistische Darstellungen immer wieder kritisch zu hinterfragen.

In mir hinterlässt „Tremor“ weitere Bilder – nicht nur von Lagos –, und Teju Cole hätte wohl seine Freude daran, dass weit weg in Deutschland sein Roman nach dem Herzen einer Leserin greift.

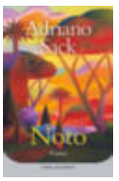
Teju Cole

Tremor

CLAASSEN

★★★★½

ILLUSTRATION: STUDIO PONG



Adriano Sack
Noto
★★★★☆
Eine sizilianische Reise und ein Roman über Verlust

Auf einer der ersten Seiten schreibt Adriano Sack, dass er als Minderjähriger im Front gearbeitet hat („einem Schwulen-Club in Hamburg, wo damals die neue elektronische Musik aus Belgien und Detroit gespielt wurde und im Keller Sex-Orgien stattfanden"). Das stimmt alles. Im wahren Leben brach er dann ein Architekturstudium ab und machte ein Volontariat bei einem Hamburger Stadtmagazin. Mitte der Neunziger spielte er sich selbst als attraktiven und feinsinnigen Quotenschwulen mit Geschmack und Durchblick in der ersten deutschen Reality-TV Serie, „Das wahre Leben", dem Vorläufer von „Big Brother". Danach war er Redakteur bei „Tempo", lebte in New York, dann wieder in Berlin und später ab und zu auf Sizilien. Jetzt hat er seinen ersten Roman veröffentlicht, und wie immer geht es dabei um ihn, wobei er in dem Buch tot ist und trotzdem zu Wort kommt. Sein Partner reist mit seiner Asche nach Sizilien, um sie dort zu verstreuen, und trifft dabei viele Leute, geht mit ihnen essen, schwimmen, reiten, wandern, dann wieder essen und überlegt dabei die ganze Zeit, ob er das gemeinsame Haus im Ort Noto jetzt verkaufen soll oder lieber nicht. Alles wird detailliert beschrieben: die Kleidung, das Essen, die Architektur, der Sex-Appeal italienischer Männer und der Sex mit ihnen, einfach alles. Aber wirklich viel passiert nicht, ja eigentlich gar nichts. Dabei kommentiert die Stimme des toten Adriano das Geschehen regelmäßig.

Nun könnte das Buch ein Reiseführer über Sizilien, über sizilianisches Essen, sizilianische Architektur, über sizilianische Vetternwirtschaft, über das sizilianische Justizsystem oder Sex mit attraktiven Sizilianern sein. Ist es auch, aber hauptsächlich - und das steht zwischen den Buchstaben, den Wörtern und den Zeilen - ist es ein absolut liebenswertes Buch über den Verlust des Partners und die damit verbundene Bewältigung der Erinnerungen und Gefühle. Und wie ein Leben danach auszuhalten sein könnte. Das wahre Leben eben. *(Nagel & Kimche)* **STEPHAN TIMM**

Barbara Kingsolver
Demon Copperhead
★★★★½
Großartiges Update von „David Copperfield"

Die Neuerzählung eines literarischen Klassikers ist ein riskantes Spiel, das angesichts des Erfolgs der Vorlage seine Berechtigung erst nachweisen muss. Barbara Kingsolver ist das mit ihrem Update von Charles Dickens' Bildungsroman „David Copperfield" gelungen, im vergangenen Jahr wurde „Demon Copperhead" mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet.

Im Mittelpunkt der Handlung steht der Ich-Erzähler Damon Fields, den alle aufgrund seiner roten Haare nur Demon Copperhead nennen. Seinen Vater hat der anfangs Zehnjährige nie kennengelernt, umso mehr vergöttert er seine drogensüchtige Mutter. Die meiste Zeit hat er ohnehin bei den Peggots verbracht, die im Trailer nebenan leben und sich um Demons besten Freund kümmern. Dessen Mutter sitzt im Knast, weil sie sich gegen ihren brutalen Mann gewehrt hat. Brutal ist auch der neue Lover von Demons Mutter, weshalb sich der Junge schon bald in der Obhut des Jugendamts wiederfindet. Das Problem in Lee County ist jedoch, dass es da mehr Pflegekinder gibt als Leute, die sie haben wollen. So wird Demon von einer Elendshütte in die nächste gegeben, er erlebt dabei Gewalt und Ausbeutung, findet aber auch Halt und Freundschaft.

Die US-amerikanische Autorin hat Dickens' Figurenkabinett in die Gegenwart gehoben und seine beißende Sozialkritik in unvergesslicher Weise upgedatet. Das Original wird aber nicht einfach nur nachgebaut, sondern zu einer überwältigenden Erzählung über die Anfänge der Opioidkrise in den USA ausgeweitet. Denn als Kingsolvers Held als Football-Star durchstarten könnte, verletzt er sich schwer und wird von dem Schmerzmittel Oxycodon abhängig. „Seit ich lebe, will ich mehr, als ich haben kann", stellt er irgendwann deprimiert fest. Dass das nicht zu viel verlangt ist, führt dieser große, die Verhältnisse der Zeit anklagende Roman eindringlich vor Augen. Mit seinen unvergesslichen Bildern vom Elend der Moderne hat „Demon Copperhead" schon jetzt Klassikerpotenzial. *(dtv)* **THOMAS HUMMITZSCH**

Iris Wolff
Lichtungen
★★★★½
Geschichte einer Liebe, die über die Zeit siegt

Sie sind Freunde seit der Kindheit: die Straßenmalerin Kato und Lev, aus dessen Perspektive Iris Wolff die Geschichte ihres Romans „Lichtungen" erzählt. In chronologisch umgekehrter Reihenfolge nähert sich die 1977 in Siebenbürgen geborene und in Freiburg lebende Autorin der Beziehung der beiden, die bis in die Zeit des Eisernen Vorhangs in ihrer Heimat Rumänien zurückreicht. Diktatur, Flucht, Familie, das Weggehen und Bleiben in der postrevolutionären Phase des Landes - das sind neben der Liebes- und Freundschaftsstory der Protagonisten wichtige Themen des Buches. Mit ihrem dezenten Stil erweist sich Wolff auch in ihrem fünften Roman als Meisterin eines impressionistischen Realismus. *(Klett-Cotta)* **GÉRARD OTREMBA**

Maren Kames
Hasenprosa
★★★★☆
Eine Abenteuerreise ins All und in die Vergangenheit

Schon mit ihrem Debütband, „Luna Luna", hat Maren Kames es erobert: das weite All, darin schwebend eine Protagonistin, die jeder Verwurzelung auf sicherem Boden verlustig gegangen war. In ihrem neuen Band „Hasenprosa" behält sie den Kurs bei. Mit Reisesocken und dem titelgebenden Mümmelmann macht sich die Protagonistin auf den Weg in den Kosmos. Diesmal mit einem Strichflieger, der nicht nur räumliche, sondern auch zeitliche Distanzen zu überwinden vermag. Sie dringt bis in die Vergangenheit ihrer Großeltern und überhaupt zu den Gründen ihrer eigenen Herkunft vor. Rasant, verspielt und melancholisch elegant - so schreibt diese Autorin erneut, eine der wichtigsten Stimmen ihrer Generation. *(Suhrkamp)* **BJÖRN HAYER**

Gerhard Henschel
Schelmenroman
★★★★★
Zehnter Band der wunderbaren deutschen Chronik

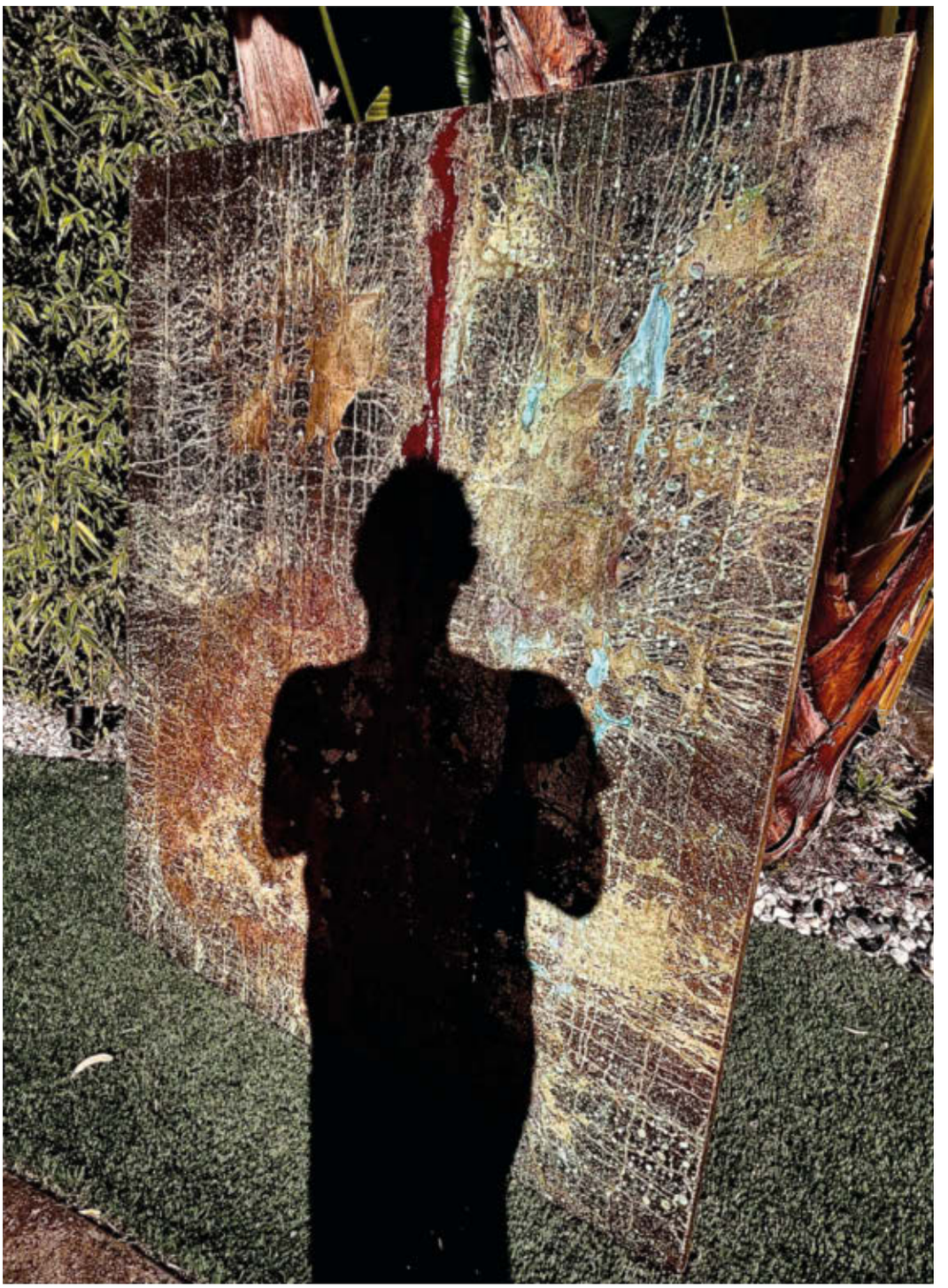
Es sind die mittleren 90er-Jahre. Unser Held Martin Schlosser, nun 32 Jahre alt, nimmt eine Halbtagsstelle in der Redaktion von „Titanic" an, zieht von Berlin nach Frankfurt. Der Sommer ist heiß. Er denkt sich Schabernack aus. Außerdem ist er der Korrekturleser. Er veranstaltet Lesungen mit Wiglaf Droste, Christian Schmidt, Frank Schulz, Michael Rudolf und Harry Rowohlt und zieht mit ihnen (und manchen geneigten Frauen) um die Häuser. Er macht eine Radfahrt mit Max Goldt. Sie besuchen Walter Kempowski in Nartum. Mit Eckhard Henscheid reist eine Gruppe nach Kopenhagen, wo Henscheid bald wieder abreist, weil die jungen Leute verantwortungslos in den Tag hineinschlafen.

Mit Droste arbeitet Schlosser an der grimmigen Satire „Der Barbier von Bebra", die ihnen einen länglichen Disput mit der Grünen-Abgeordneten Vera Lengsfeld einbringen wird, und mit Günther Willen an der Studie „Drin oder Linie?" über das dritte Tor der Engländer bei der Fußball-WM 1966, für das sie Prominente aus der Kartei angeschrieben haben. Fernsehprominente schicken ungebeten Autogramme. Schlosser liest die Briefe, die sich seine verstorbenen Eltern in den 50er-Jahren geschrieben haben. Und er liest die Memoiren des Hendl-Königs Friedrich Jahn vom Wiederwald, ein Füllhorn von Anekdoten.

„Schelmenroman" ist der zehnte Band von Gerhard Henschels autobiografischem Tagebuchprojekt, das kein Tagebuch ist. Manche lehnen diese furiose poetische Chronik aus Privatem und Öffentlichem, aus Lyrik, Fernsehnachrichten, Briefen, Songtexten, Zeitungsartikeln und einer Art erotischem Curriculum vehement ab. Ich verstehe das nicht. Gerhard Henschel ist unser Samuel Pepys, der um 1660 in England schrieb. Die 600 Seiten („Schelmenroman", nicht Pepys) habe ich fiebrig an zwei Tagen gelesen, und ich würde gern in die Lüneburger Heide fahren, um Henschel zu bitten, sofort an seiner Chronik weiterzuschreiben. *(Hoffmann und Campe)* **ARNE WILLANDER**

The Look

EINE FOTOKOLUMNE VON THOMAS KRETSCHMANN



„That there, that's not me/ I go where I please/ I walk through walls/ I float down the Liffey/
I'm not here/ This isn't happening/ I'm not here/ I'm not here/
In a little while/ I'll be gone …"

„How To Disappear Completely", Radiohead, *„Kid A",* 2000

Jeden Monat schickt uns der Schauspieler Thomas Kretschmann ein Foto mit Songzeilen oder einer kleinen Geschichte. Dieses ist das sechsundsechzigste.

BAR
Ready for something unreal?
planted.
Well, the times they are a-changin. Crazy. But that's how it goes. Welcome to the unreal world.
Imagine, you're on the road again. On a dark desert highway, cool wind in your hair. Just to follow every move we make.
Because you can't live from strawberry fields forever. Be an unreal wild child, drink beer, raise hell and just eat it. Eat it.
Did we leave you dazed and confused? Let's get unreal. Scan the code and come as you are, or go your own way.

DER MOMENT, WENN DIE PLAYLIST ZÜNDET?

PROBABLY.

Probably the best beer in the world